Historische Anekdoten

von

Regenten und Feldherren.

Neue Ausgabe.

Erster Theil.

Stuttgart 1855.

Verlag von Heinrich Köhler.

Friedrich der Große.

1.

Friedrichs ausgezeichnete Liebhaberei waren schöne Hunde, besonders Windspiele. Ein Jäger war beauftragt, mehrere derselben, die aber alle schön gezeichnet sein mußten, aufzuziehen, aus denen Friedrich die schönsten wählte, die ihn dann beständig in seinen Zimmern, wie auf seinen Spaziergängen begleiteten. Eines dieser Thiere, Biche genannt, wurde bald des Monarchen ausgezeichneter Liebling, begleitete ihn überall, und so strenge das Verbot war, daß irgend ein Officier einen Hund mit in's Feld nehmen durfte, so machte doch Friedrich hierin — was er sonst in keinem Stücke that, eine Ausnahme. Biche begleitete ihn in's Feld, und oft hieß es auf dem Marsche: „Ha, ha, Fritz wird nicht weit sein, der Hund läßt sich schon sehen!" — Fast alle Soldaten kannten das Thier, das dreimal in der Geschichte Friedrichs eine Rolle spielte. — Einst auf einem ziemlich starken und schnellen Marsche fehlte Biche, und der Monarch war unmuthig, daß dies schöne Thier nicht wie gewöhnlich bei der Ankunft im Quartiere ihm freudig entgegensprang. Vergebens waren alle Nachfragen; Niemand hatte den Hund gesehen und alle versprochenen Belohnungen auf das Wiederbringen des Thiers wurden umsonst ausgeboten, so viel Mühe sich auch die Posten, Patrouillen und Bedienten gaben, diesen Preis zu verdienen. Biche war wirklich verschwunden und der Monarch, der jeden Tag nach seinem Liebling fragte, wurde mit jedem Tag verdrießlicher. Endlich nach fast einem Monat kam der König mit der Armee in jene Gegend zurück. Im Vorbeireiten an einem Garten sprang Biche aus dem Kreise einiger

jungen Mädchen auf des Monarchen Pferd los, indem die Kinder laut aufschrieen und ihren Vater, einen Landprediger riefen. Dieser kam, als gerade Friedrich vor der erschrockenen Gruppe der Kinder hielt.— „Wie kommt Er zu dem Hunde, der mir gehört?" fragte der König mit einigem Unwillen. — Entschlossen und dreist erwiderte der Prediger: „Meine Kinder haben ihn von einer Markedenterin gekauft." Zufrieden mit dieser Antwort sagte Friedrich: „Nun, Noth hat Biche nicht gehabt, das sehe ich wohl. Komme Er doch heute in mein Quartier, Ich muß mich bei Ihm und seinen Kindern revangiren!" — Mit diesen Worten ritt er weiter und belohnte reichlich am Abend dem Prediger die Pflege seines Lieblings.

Einst wollte Friedrich ganz unbemerkt die Stellung der Feinde besehen; er stieg bei dem Recognosciren vom Pferde, ließ sein Gefolge in einem Gebüsche halten und ging zu Fuße nach einem Hügel, der eine weite Aussicht erwarten ließ. Mit einemmale sah er einen Trupp Panduren auf sich zukommen, dem er nur dadurch entweichen konnte, daß er sich in einen Graben warf, wo er sich unter einer elenden Holzbrücke verbarg, bis die feindliche Schaar vorüber war. Was des Monarchen-Besorgniß vermehrte, war der Umstand, daß sein Liebling Biche ihm gefolgt war; dies treue Thier konnte ihn leicht verrathen, wenn es bei dem Geräusch der über die Brücke gehenden Panduren und reitenden Husaren zu bellen anfing, oder wenn es vorsprang und dadurch die Aufmerksamkeit des Feindes erregte. Allein das Thier schmiegte sich still und ängstlich unter den Mantel Friedrichs, der, nachdem die Feinde, ohne ihn zu bemerken, weiter geritten waren, zu seinem Gefolge zurückeilte und sagte: „Meine Herren — dies ist mein bester Freund!" — Indeß durfte Biche von diesem Tage an den Monarchen nicht mehr bei seinen Recognoscirungen begleiten, sondern mußte bei der Bagage bleiben.

2.

Friedrich liebte den Scherz sehr, nur durfte dieser nicht mit der einmal eingeführten Landesordnung und mit den streng zu beobach-

tenden Pflichten irgend eines Standes in Berührung kommen. Als man einst vier Operntänzer von Berlin zu einem Feste nach Potsdam berufen hatte, kamen diese auf den Einfall, am Thore, wie das alle abgehenden und einkommenden Fremden zu thun verbunden waren, dem Unterofficier von der Wache ihren Namen anzugeben, demselben reihenweise das alte französische Liedchen zu dictiren. Der Erste: „Ma commère;" der Zweite: „Quand je danse;" der Dritte: „Mon cotillon;" der Vierte: „Va-t-il bien."

Der Unterofficier des Kronprinzlichen Regiments, der die französische Sprache nicht so gut verstand, als den preußischen Dienst, schrieb die vier wunderlichen Namen ganz genau in den Thorrapport, den der König täglich las. Anfangs lachte der Monarch laut über dies Liedchen, als aber die erste Wirkung verflogen war, ließ er den Leichtsinnigen sagen, daß er sie auch wohl einmal nach Spandau zum Tanze schicken könne.

3.

Der Magistrat einer kleinen brandenburgischen Stadt hatte an den König geschrieben, damit er die Bestrafung eines Menschen bestimmen möge, der in öffentlicher Gesellschaft Gott, den König und einen wohledeln Rath gelästert hatte. Der Monarch antwortete: „Wenn der Angeklagte Gott gelästert hat, so ist dies ein Beweis, daß er ihn nicht kennt, und Gott bedarf meiner nicht, um sich zu vertheidigen. Wenn er mich gelästert hat, so verzeihe ich ihm; hat er aber einen wohlweisen Magistrat gelästert, so verdient dies des Beispiels wegen bestraft zu werden; ich verurtheile ihn daher zu einem halbstündigen Gefängniß in Spandau."

4.

Kein Fürst hatte eine so dürftige Garderobe als Friedrich, dessen Einfachheit des Anzuges fast an Nachlässigkeit grenzte. Ein einziger blauer Tuchrock mit rothen Aufschlägen, eine gelbe Weste, gelbe oder schwarze Beinkleider, ein großer Hut war seine gewöhnliche

Kleidung. Der Mangel an Kleidern setzte ihn bei einer seiner letzten Revüen in Schlesien in eine seltsame Verlegenheit. Es hatte ununterbrochen geregnet, und der damals vier und siebzigjährige Monarch machte es sich noch immer zur Pflicht, seinen Soldaten in allen Beschwerlichkeiten ihres Standes als Muster voranzugehen. Schon war es halb eilf Uhr und er hatte seine Generals zur Tafel eingeladen, welche um 12 Uhr stattfinden sollte; es mußten also in einer Stunde Rock, Weste, Beinkleider, Hemde, Stiefeln und Hut, und sogar seine Stulphandschuh getrocknet werden. Alles war so durchnäßt, daß man fürchten mußte, jedes einzelne Stück würde am Feuer einlaufen und der Monarch sich genöthigt sehen, seine Gäste in dem alten sammtenen Casaquin zu empfangen, das ihm gewöhnlich zum Schlafrocke diente. Seine Leute fanden kein anderes Mittel, als einen Landmann zu entkleiden, der ungefähr von der Figur des Königs war, und sich dessen als einer Form zu bedienen, auf der sie die Kleider des Königs trocknen könnten. Der gute Mann, der noch nicht wußte, welchen Zweck seine Umkleidung haben sollte, machte vor jedem einzelnen Stück tiefe Bücklinge und konnte sich aus Ehrfurcht nicht entschließen, sich mit den königlichen Kleidern zu schmücken. Da nun Köche und Soldaten bei ihm Kammerdiener waren, so kam, halb mit Güte, halb mit Gewalt, die Toilette endlich zu Stande und man führte ihn in die Küche. Mit dem tief in die Augen gedrückten Hute des Königs, wohl zugeknöpftem Rocke, ausgestreckten Armen, die Handschuh an den Händen, die er ganz öffnen mußte; ließ man ihn sich langsam vor dem Bratfeuer im Kreise herumdrehen und man kann sich wohl vorstellen, daß er sich nachher nicht lange bitten ließ, die ländliche Kleidung wieder anzulegen. Friedrich, welcher den Werth auch des Geringsten seiner Unterthanen kannte, und besser wußte als irgend jemand, daß man nicht Menschen zu beherrschen verdient, wenn man sie zu Spielbällen macht, mißbilligte den unzeitigen Scherz seiner Leute und schickte dem Bauer eine ziemlich beträchtliche Summe Geldes, um ihn für den Spott zu entschädigen, den die Bedienten während des Trocknens mit ihm getrieben hatten.

5.

Nach dem Frieden von 1763 wurden die im Kriege errichteten Frei-Corps aufgelöst und unter die andern Regimenter gesteckt. Die Officiere bekamen den Abschied und nur wenige Ausgezeichnete blieben im Dienste oder wurden auf eine andere Art versorgt. Unter denen, die ohne Versorgung entlassen wurden, war auch der Oberstlieutenant W., der, da er mehreremals vergebens um einen andern Posten angehalten hatte, sich nun dadurch rächte, daß er eine sehr beißende Satyre auf den König schrieb und diese im Auslande drucken ließ. Friedrich, der gewöhnlich dieser Art von Schriften nur wenig Aufmerksamkeit schenkte, wurde doch über diese empfindlich und versprach demjenigen, der ihm den Verfasser nennen würde, funfzig Louisd'or. Am folgenden Morgen stellte sich der Oberstlieutenant selbst.

„Bestrafen Sie den Schuldigen," sagte er zum Monarchen; „aber halten Sie Ihr Wort und schicken Sie die versprochenen funfzig Louisd'or meiner unglücklichen und in Armuth lebenden Familie."

Der von dieser Anrede betroffene Monarch fühlte nur noch das Bedauern, einen wackern alten Soldaten zu diesem verzweifelten Schritte gebracht zu haben; aber er verbarg seine Empfindung unter einem scheinbaren Zorn, schrieb sogleich einen Brief und übergab ihn dem Officier mit dem Befehle, ihn dem Gouverneur persönlich zu überbringen. Zufrieden, seiner Familie Unterstützung zugesichert zu haben, begab sich der Schuldige mit ruhigem und festem Muthe nach der Festung, meldete sich bei dem Commandanten und übergab demselben seinen Degen nebst dem Briefe des Königs. Allein wie groß war seine Ueberraschung, als er Folgendes lesen hörte: „Ich gebe das Commando der Festung Spandau dem Oberstlieutenant, welcher diesen Brief überbringt, und dem bisherigen Commandanten zur Belohnung seiner treuen Dienste das Gouvernement B... Friedrich.

P. S. Die funfzig Louisd'or sollen der Frau und den Kindern zugestellt werden, damit sie ihm nachreisen können."

6.

Als Friedrich sich in der Schlacht von Torgau weigerte, das Handgemenge zu verlassen und eine matte Kugel ihn auf die Brust traf, rief er: „An meinem Leben ist weniger gelegen, als an dem Siege!“ — Er sah, wie die Unordnung in seinen Reihen überhand nahm, entriß sich denen, welche ihn außerhalb der Gefahr zurückhalten wollten, flog an die Spitze eines Cuirassierregiments, stellte die Ordnung gleich wieder her und achtete kaum darauf, daß eine Kugel durch seinen Rockschoß ging.

7.

Ein reformirter Prediger kam auf den Einfall, dem Monarchen einst bei Gelegenheit einer Ehescheidung das Gesetz Mosis entgegen zu stellen. Ganz trocken erwiderte Friedrich: „Moses führte seine Juden wie er wollte, und ich — ich regiere meine Preußen wie ich es verstehe!“

8.

Auf dem Rückzuge nach der Schlacht bei Kunnersdorf sah der König einen Hautboisten, der mit seinem Fagott unterm Arm seitwärts auf einer Wiese ging. Ein Kosack, dem die bunte Uniform des Hautboisten gefiel, machte Jagd auf ihn. — „Mich soll doch wundern,“ sagte Friedrich zu einigen ihn begleitenden Officieren, „ob Apoll und die Muse der Tonkunst ihren Zögling retten werden.“ — Ganz unbefangen kehrte sich der Hautboist um und hielt sein Fagott wie ein Gewehr dem Kosacken entgegen. Dieser erblickte die große Mündung des Instruments, hielt es für eine Art von Schießgewehr und floh erschrocken zurück. Dem Monarchen gefiel diese Geistesgegenwart so sehr, daß er den, durch einen Bach von ihm getrennten Hautboisten zu sich rief, ihn beschenkte und jedesmal bei der Erwähnung dieser unglücklichen Schlacht auch diesen Zug erzählte.

9.

Der Baron Pöllnitz, der seiner Kammerherrngeschäfte ungeachtet oft die Rolle des lustigen Raths übernahm, hatte seine Religion schon zweimal verändert und war jetzt reformirt geworden, als er eines Tages mit dem Könige Friedrich über seine Geldbedürfnisse sprach, ein Capitel, das er immer sehr beredt auszuführen wußte. Friedrich erwiderte: „Ich möchte Ihm gern helfen, aber wie? Er weiß selbst, daß mein Land so arm ist, daß ich mit der größesten Oekonomie kaum alle Ausgaben bestreiten kann. Ja, wenn Er noch Katholik wäre, dann ginge es wohl; dann könnte ich Ihm gelegentlich ein recht hübsches Canonicat zuwenden, wie ich sie zuweilen zu vergeben habe, und wirklich in diesem Augenblicke eins erledigt ist, das ich Ihm wohl gönnte. Aber Er ist jetzt reformirt, das heißt, Er hat die ärmste von allen Religionen; da kann ich gar nichts thun und das ist sehr schade. Es thut mir in Wahrheit sehr leid." —

Pöllnitz ließ sich durch den gutmüthigen, treuherzigen Ton, mit welchem der König diese Worte sprach, verlocken, und eilte jetzt, seine Religion zum drittenmale abzuschwören, in der festen Hoffnung, nun gewiß die fette Pfründe, von der Friedrich gesagt hatte, zu erhalten. Er wurde wieder katholisch und meldete dies dem Monarchen, wobei er zugleich um jenes Canonicat bat. Friedrich antwortete: „Ich bin in Verzweiflung, Seinen Wunsch nicht erfüllen zu können! Aber konnte ich wohl ahnen, daß Er sobald wieder umsatteln würde? Die Pfründe ist fort: doch will ich Ihm einen Rath geben. Mir fällt eben ein, daß ich noch eine Rabbinerstelle zu vergeben habe; lasse Er sich zum Juden machen, und Er und kein Anderer soll den Posten haben."

10.

Der französische Gesandte Guines war in früheren Jahren in Militairdiensten gewesen, und hatte in diesem Verhältniß im Jahre 1766 dem Könige Friedrich einen Besuch abgestattet. Friedrich

schätzte ihn und nahm ihn mit zu allen Revuen, um Zeuge von den Uebungen der Truppen zu sein. Guines wurde nachher französischer Gesandter in Berlin und beschäftigte sich auf diesem Posten mehr mit dem Militair als mit der Diplomatik. Friedrich, der um diese Zeit mit den Berliner und Potsdamer Garnisonen mehrere neue Manoeuvres übte, sah dies äußerst ungern und ließ unter der Hand dem Gesandten zu verstehen geben, daß diese Aufmerksamkeit auf die Uebungen des Militairs ihm, dem Gesandten, vielleicht bei dem Monarchen nachtheilig werden könnte. — Umsonst. Der Gesandte äußerte, daß seine Aufmerksamkeit für das Militär dem Monarchen Freude mache und verdoppelte seine Neugierde. Vergebens war es, daß Friedrich die Uebungen seiner Regimenter an den entlegensten Orten vornahm; vergebens, daß man es sorgfältig verbarg, aus welchem Thore und zu welcher Zeit die Truppen zu ihren Uebungen gingen — jedesmal erschien wenige Augenblicke hernach der französische Gesandte auf dem Uebungsplatze. Alles dies machte, daß Friedrich bei dem französischen Hofe um die Abberufung dieses Aufpassers nachsuchte. Guines hatte auf eine feierliche Abschiedsaudienz gerechnet — er glaubte hier seinem Stolze fröhnen zu können. Als er nach dem Schlosse fuhr und jetzt ausstieg, um zur Audienz zu gehen, begegnete ihm Friedrich, umgeben von einer Anzahl Generale.

„Sie wollen reisen?" fragte Friedrich. — „Ja, Sire!" — „Nun, glückliche Reise!" — Dies war die ganze Abschiedsaudienz, die den stolzen Gesandten so in Verlegenheit setzte, daß er mehrere Minuten lang wie versteinert stehen blieb.

11.

In allem, was das Militair betraf, bediente sich König Friedrich gegen seine sonstige Gewohnheit durchaus der deutschen Sprache, und da er sich bei dem Frieden von Frankreich verpflichtet hatte, alle in seinen Kriegsdiensten stehenden Franzosen loszugeben, so erfolgte nun von Seiten der Generale der Befehl, daß die unter den preußischen Fahnen stehenden Franzosen dem Könige, wenn er sie anredete,

deutsch antworten müßten; auch wurden diese Menschen, als aus der Schweiz oder aus dem Reiche gebürtig in den Regimentslisten aufgeführt. Eine Folge jenes Befehls war noch, daß die Bataillons- und Compagnie-Chefs, und vorzüglich die in der Garde, die der König oft selbst exercierte, den neuangekommenen Franzosen die Antworten auf des Königs Fragen, die gewöhnlich darin bestanden: „Wie alt bist Du? Wie lange dienst Du mir? Bekommst Du Dein Geld und Dein Brod regelmäßig?" — so lange deutsch vorsagen zu lassen, bis sie diese auswendig wußten. Einst aber entstand hiebei eine lächerliche Verwechselung: denn als man dem Könige einen aus einem andern Regimente für die Garde ausgehobenen Soldaten auf öffentlicher Parade vorstellte, und der König zufällig von der gewohnten Reihenfolge in seinen Fragen abging, ergab sich folgende seltsame Unterredung zwischen Beiden: „Wie lange dienst Du?" — „Ein und zwanzig Jahr!" — Der Monarch stutzte, denn der Soldat war noch sehr jung. — „Wie alt bist Du denn?" fragte er weiter. — „Ein Jahr!" — „Du bist ein Narr, oder ich!" — „Alles beides richtig, Ew. Majestät!" — Der König vernahm jetzt, daß der arme Teufel nicht ein Wort von dem, was er mit ihm gesprochen hatte, verstand und lachte herzlich mit den Andern über ein Abenteuer, durch welches er vor der Fronte des ersten Regiments seiner Armee für einen Narren erklärt wurde.

12.

Ein sonst tüchtiger Capitain hatte den Fehler, bei einer unerwarteten Anrede gleich verlegen zu werden, und in dieser Verlegenheit oft Sachen zu sagen, die er bei ruhiger Ueberlegung nie gesagt haben — wenigstens nie so gesagt haben würde. Seine Compagnie war übrigens eine der schönsten im Regimente, weil er besonders auf einen netten Anzug und auf eine gute Haltung des Soldaten hielt.

Einst hielt Friedrich die Specialrevue: die Compagnieen standen aufmarschirt und der Capitain hielt so eben eine kurze Anrede über den Anzug an seine Soldaten. Eben sagte er: „und nun muß

ich Euch noch Eins sagen" — als Friedrich, den er nicht bemerkt hatte, neben ihn trat und ihn fragte: „Und was wäre dies, Herr Hauptmann?" — Ganz verlegen und mit bluthrothem Gesicht sagte der Capitain: „Ich wollte meinen Leuten nur sagen, daß sie ja die Westen recht herauf und die Hosen herunter ziehen sollten." — „Das wollen wir doch verbitten" erwiderte Friedrich lachend. „Ich habe ja keine Bergschotten in der Armee."

Der Capitain hatte in seiner Verlegenheit gar nicht bemerkt, daß seine Verwechselung eine sonderbare Nebenidee veranlaßte. Seine Verlegenheit stieg aber aufs Höchste, als nach dem Weggehen des Monarchen der Lieutenant ihm erzählte, was er gesagt habe.

13.

Gewöhnlich kamen den ersten und den fünfzehnten jedes Monats die größern Transporte der im Reiche angeworbenen Rekruten nach Berlin und gingen von hier aus nach den Regimentern, für welche sie bestimmt waren. Befand sich Friedrich in Berlin, so mußte ihm die Liste dieser Rekruten durch den, einen solchen Transport führenden Officier bei der Meldung angezeigt werden. War der König etwa beschäftigt, so war er damit zufrieden, daß der Officier die Namen, Vaterland und Gewerbe der Rekruten vorlas und dann wieder wegging.

Einst führte ein Lieutnant von Spandau einen solchen Transport nach Berlin. Der Officier konnte kein K aussprechen, und las daher dem Könige vor: „Heinrich Baur aus Buchau ein Ammenmacher." — „Was?" sagte der Monarch lachend. „Ein Ammenmacher? An denen fehlts in meinem Lande nicht. Zeige Er mal." — Der verlegen gewordene Lieutenant gab den Transportzettel ab und Friedrich las nun: Heinrich Bauer aus Buchau ein Kammmacher. „Ja das ist etwas anders; der wird hier Niemandem ins Handwerk fallen."

14.

Friedrich sah es äußerst gern, wenn seine Soldaten und überhaupt Jeder ihm dreist und entschlossen antwortete; ja er nahm oft

Aeußerungen und Ausdrücke, die ein Fähndrich hart bestraft haben würde, mit Nachsicht und Freundlichkeit hin. Auf Märschen war seine Person nicht selten die Zielscheibe des Witzes der Soldaten, besonders der von solchen Regimentern, die einen ausgezeichneten Ruhm der Tapferkeit hatten. Selbst harte Anzüglichkeiten hörte er geduldig an und beantwortete sie mit ruhiger Miene. Einige Beispiele mögen hier Platz finden:

Eins der bravsten Regimenter der preußischen Armee war gewiß das von dem berühmten Fürsten Leopold von Dessau gebildete und in Halle stehende Regiment Anhalt=Bernburg. Dies Regiment hatte sich während des siebenjährigen Krieges bei der Belagerung Dresdens des Monarchen Ungnade in einem so hohen Grade zugezogen, daß Friedrich den Soldaten das Seitengewehr abnehmen und die Schleifen von der Uniform abschneiden ließ. In diesem Aufzuge war das Regiment natürlich der Gegenstand des allgemeinen Spottes. Am dritten Tage nach dieser Strafe marschirte es vor dem Könige vorbei, der unwillig auf die Züge blickte und dann laut sagte: „Da habt Ihr Euch durch Eure Feigheit bei der ganzen Armee einen schönen Namen gemacht!" Ein alter gedienter Soldat, der diese Worte hörte, stellte sich als kenne oder sehe er den König nicht. Laut rief er: „Das sagt uns ein Hundsfott nach, das wir feig sind!" — Der den Zug führende Capitain erschrack, er sprang auf den Soldat zu und sagte ihm, daß der König selbst jene Worte gesagt habe. In dem Augenblick ritt auch Friedrich heran. Der Soldat, ohne im Mindesten außer Fassung zu sein, trat vor und sagte: „Ihre Majestät, und wenn Sie mir auch diesen kahlen Rock ausziehen lassen, so bleibe ich dennoch ein braver Soldat. Der bin ich schon in den ersten Feldzügen gewesen; und was kann ich dafür, wenn Schurken zum Teufel laufen! Ich für meinen Theil habe diese Beschimpfung nicht verdient." — „Wie heißt Du?" fragte Friedrich. — „Gertmann!" — „Wo gehörst Du zu Haus?" — „Im Halberstädtschen." — „Wie lange hast Du gedient?" — „Dreißig Jahr, Ew. Majestät." — Der König sah den braven dreisten Mann mit sichtbaren Wohlgefallen an und sagte dann: „Mein Sohn, Er soll

Feldwebel sein. Führe Er Seine untergebenen Feigherzigen bei Gelegenheit gut an, damit sie wieder zu Ehren kommen."

Mit diesen Worten ritt der König weiter und ließ dem neuen Feldwebel durch einen der Flügeladjutanten ein Geschenk an Gelde reichen.

15.

Auf einem der Märsche in Schlesien, der bei sehr übler und ungestümer Witterung unternommen war, gingen die Züge etwas unordentlich, so daß die Officiere den Trommelschlägern befehlen mußten, zu locken, um die einzeln gehenden Soldaten in die Glieder zu bringen. Der König kam dazu, als ein Major des Foccadeschen Regiments dem Trommelschläger dies befahl. Dieser weigerte sich und brachte auf eine bescheidene Art mehrere Entschuldigungsgründe vor, die der Major natürlich nicht gelten ließ. — „Herr Oberstwachtmeister," sagte endlich der Trommelschläger, „es geht nicht, geht auf Ehre nicht. Weshalb nicht? das bleibt unter uns Beiden — heute Mittag im Lager entdecke ich Ihnen das Geheimniß.' — Friedrich, der unbemerkt herangeritten war, hörte diese Aeußerung; sie schien ihm zu originell, als daß er nicht hätte fragen sollen. — Der Trommelschläger erschrack freilich etwas; indeß faßte er sich bald und sagte: „Eigentlich sollte ich es Ew. Majestät nicht sagen, indeß" — — „Nun denn sag, weshalb Du nicht trommelst!" — „Ihre Majestät, ich habe zwei fette Hühner in der Trommel, eins für den Herrn Oberstwachtmeister und eins für mich." — „So, dann durftest Du nicht trommeln, Du hättest das Kind im Mutterleibe getödtet. Ich wünsche gesegnete Mahlzeit." — „Ich danke!" rief der Tambour dem abreitenden Monarchen nach.

16.

Selbst unter den bedenklichsten Verhältnissen, auf dem Marsche zu einer wichtigen Unternehmung, zu einer entscheidenden Schlacht sahe es Friedrich gern, wenn seine Soldaten lustig waren, und selbst wenn sie Ihn, den Monarchen, zur Zielscheibe ihres ausgelasse-

nen Witzes machten. Daß diese Witze, die endlich stehend wurden, nicht immer die feinsten und schonendsten sein konnten, bedarf kaum einer Erinnerung. Größtentheils bezogen sie sich auf den, eben nicht sehr glänzenden, oft nicht einmal reinlichen Anzug des Königs, der um so mehr auffiel, je mehr manche seiner Adjutanten und seines Gefolges sich durch einen netten, reinlichen Anzug auszeichneten. Am liebsten ließen die sogenannten Haustruppen, die Berliner und Potsdamer Regimenter, ihren Witzen freien Lauf, was andere Regimenter nicht wagten. Wollte irgend ein Commandeur jenen spottenden Aeußerungen, die gewöhnlich von einem lauten Lachen begleitet waren, Einhalt thun oder drohte er gar mit Bestrafung, dann untersagte dies der König. — „Lasse Er die Leute sprechen was sie wollen — sie thun nachher um so williger was sie thun sollen."

Eine eigene Erscheinung war es, daß alles dies nur auf dem Marsche geschah. Sobald die Armee den Sammelplatz erreichte, Friedrich sich umwandte, und seine Adjutanten mit den Befehlen nach allen Seiten hinsprengten — verbreitete sich die feierlichste Stille. Alles stand in Ordnung; Alles blickte mit Ehrfurcht auf den Einzigen Mann, und kein Wort, keine Aeußerung wurde weiter gehört. — „Es war dann nicht anders — sagte ein alter Grenadier zu dem Einsender — als erschiene unser Herr Gott im blauen Rocke."

Ein eigener sehr charakteristischer Zug des preußischen Soldaten ist es, daß er gerade in den bedenklichsten Lagen am freigebigsten mit seinen witzigen Einfällen war, wenn nur der König gegenwärtig war. Unter diese bedenklichen Lagen gehören die Stunden vor den beiden wichtigsten und entschiedensten Schlachten bei Lisse und bei Torgau. In der letztern Schlacht am 3. November 1760 wurde bekanntlich das Heer des Königs in zwei Abtheilungen getheilt, deren eine der König selbst, die andere der General Ziethen führte. Um Mittag an diesem merkwürdigen Schlachttage hatte die noch ungetheilte Armee den Standpunkt erreicht, auf welchem sie sich trennen sollte. Niemand wußte um diesen Entwurf. Die Bataillone stellten sich wie sie ankamen; Friedrich, heute ernster und gewissermaßen ängstlich, wenn

er die Möglichkeit, geschlagen zu werden, dachte, hielt mit finsterm Gesicht, und sein Gefolge war eben so still und ernst. Das Grenadierbataillon Lestwitz zog neben dem Monarchen hin; als Einer aus dem Bataillon rief: „Fritz, Du siehst heute verflucht bärbeißig aus! Mach' doch ein anderes Gesicht!" — Friedrich sah hin, ohne seine Miene zu ändern. — Da rief ein Anderer: „Laß doch den Alten gehen, dem geht mehr durch den Kopf als uns." — „Das ist seine Sache;" antwortete der Erstere. „Er mag sehen, wie er sich durchbeißt." — Friedrich hörte es, blieb aber immer ernst, bis der General Ziethen kam, mit dem Friedrich auf die Seite ritt. — „Was mögen diese Beiden aushecken!" rief ein Grenadier. „Werden ein schönes Gericht kochen!" — Blaue Bohnen mit blutigen Köpfen!" — Auf diese Art witzelten die Soldaten fort, bis der Monarch zurückkam und nun in den sich trennenden Bataillons auf einmal die feierlichste Stille sich verbreitete. In der ernstesten Stimmung gingen sie dem blutigen Beruf entgegen, der an diesem entscheidenden Tage besonders die braven Grenadierbataillons, die den ersten Angriff machten, so hart traf.

17.

Bei dem Einmarsch in Sachsen 1756, hatte Friedrich sein Quartier eines Tages in einem Dorfe unweit Meißen. Beschäftigt mit dem Durchsehen einer Landkarte dieser Gegend, saß er allein in einer Gartenlaube, als er einen Zank hörte. Er trat näher und sah einen Unterofficier vom Puttkammer'schen Husarenregiment, der sich mit großer Heftigkeit gegen drei der Adjutanten vertheidigte, die ihn eines Dienstvergehens beschuldigten. Friedrich hörte, daß der Unterofficier sagte: „Das habe ich nicht riechen können; so fein ist meine Nase nicht!" — er hörte zugleich, daß der eine Adjutant von Meldung und von Degradation sprach; eine Aeußerung, die der Unterofficier in seiner Hitze etwas derb beantwortete. —

Jetzt trat Friedrich vor. — „Was kann Er denn nicht riechen, mein Sohn?" fragte der Monarch den Unterofficier, der durch des Monarchen Erscheinen nicht im Geringsten verlegen wurde. — „Ei,

Ihre Majestät," sagte er, „die Herren machen mir Vorwürfe, daß ich den Prinz von Gotha gefangen eingebracht habe." — „Prinz von Gotha?" fragte Friedrich. — „Ja — er ist Oberst bei den Sachsen, hatte sich auf der Reise zu seinem Regimente verweilt, und da faßte ich ihn bei Borna. Die Herren verlangen, ich hätte mir sollen sein Ehrenwort geben und ihn nach Hause reisen lassen. Was Teufel konnte ich wissen, daß er ein Prinz war; auf der Nase stand es ihm nicht." — „Er hat ganz recht gethan, mein Sohn. Wie ist Sein Name?" — „Stange." — „Was ist Er für ein Landsmann?" — „Ein Schlesier." — Der Monarch reichte ihm die Hand und entließ ihn mit den Beweisen seiner Zufriedenheit. Weniger war er dieß mit seinen Adjutanten, denen er ihr Betragen verwies und hinzusetzte: „Mache mir ja Keiner einem braven Husaren darüber Vorwürfe, wenn er 'mal gegen die feinen Sitten anstößt. Wir sind hier nicht bei der Cour oder auf einem Balle; wir stehen im Felde." —

Am folgenden Morgen bei der Parole rief der Oberst Puttkammer den Unterofficier Stange vor. — „Der König — sagte er, hat Seinetwegen an mich geschrieben und mir zur Pflicht gemacht, Ihn zum Officier vorzuschlagen. Das werde ich auch bei der nächsten Gelegenheit thun; Er verdient es, lieber Stange."

18.

Einer der kühnsten und verschlagensten Parteigänger im preußischen Heere während des siebenjährigen Krieges war der Major Lutz im Husarenregimente Mechalowsky; ein Mann, der von sehr armen, niedrigen Eltern im Thüringischen herstammend und ohne alle wissenschaftliche Bildung aufgewachsen, vom gemeinen Husaren bis zum Major durch seine Gewandtheit und Kühnheit stieg. Bei aller Rohheit, die er oft blicken ließ, war er ein Mann von beispielloser Redlichkeit. Friedrich, der ihn bei mehreren Gelegenheiten beobachtet hatte, nahm ihn oft mit sich, wenn er in einer ihm wichtigen Gegend recognosciren ritt. Einst stand die Armee in Böhmen so, daß zwischen ihr und dem feindlichen Heere eine waldige Anhöhe sich weit hin er-

streckte, auf deren Kamm ein schönes Mönchskloster lag. Ziethen und Werner, zwei sehr berühmte Anführer der Husaren, hatten seit einiger Zeit bemerkt, daß die preußischen Patrouillen jedesmal von stärkern feindlichen Patrouillen angegriffen wurden und fast jedesmal verloren gingen. Sie sprachen mit dem Könige über diesen Umstand, den sich Friedrich gar nicht erklären konnte. Eines Tages, da auch eine ziemlich starke Patrouille auf diese Art verloren gegangen war, ritt Ziethen neben dem Monarchen, in dessen Gefolge der damalige Rittmeister Lutz war, der schon lange über diesen sonderbaren Fall nachgedacht hatte. Jetzt rief ihn der König und fragte ihn, wie es mit den Patrouillen zugehe, daß die Oesterreicher immer einige Mann mehr als die Preußen schickten. — „Ein Spion kann doch hier sein Wesen nicht treiben," setzte Friedrich hinzu. „Wie sollte dieser in einem Augenblick die Nachricht davon in's feindliche Lager bringen? Sehe Er doch 'mal zu, Lutz, ob Er nicht hinter das Geheimniß kommen kann." — — „Wollen sehen, Ew. Majestät," war Lutzen's Antwort. — „Halb und halb bin ich schon auf der Fährte. Aber Ew. Majestät — ich mag thun, was ich will — es darf keine Klage über mich angenommen und ich für nichts, es mag vorgehen was da will — verantwortlich werden." — Der König versprach ihm dies. — „Nun so schicken Ew. Majestät jetzt 'mal eine Patrouille von sechs Mann, und in zwei Minuten hernach eine zweite von sieben Mann." — Ziethen wollte Einwendungen machen; Lutz blieb fest bei seiner Bitte und ritt allein auf einem Nebenwege, auf dem man ihn vom Kloster aus nicht bemerken konnte, in den Wald unter das Kloster. — Hier verbarg er sich. Eine Viertelstunde verging — jetzt wurde mit der kleinen Betglocke auf dem Klosterthurme sechsmal angeschlagen. Nun hatte Lutz genug gehört; er ritt den sechs Mann vom Werner-schen Regimente entgegen und mit ihnen durch den Wald, wo ihnen sogleich eine österreichische Patrouille von zehn Mann entgegen kam. Jene, die zweite Patrouille bildenden sieben Mann kamen auch, und so wurden die Feinde angegriffen und bis auf einen Erschossenen gefangen genommen. — „Ihr seid heute unrichtig signalisirt," sagte Lutz

zu dem gefangenen Unterofficier, der über die Mönche fluchte. — „Der Schwarzkuttler auf dem Thurme hat nicht recht gezählt.“ — Der treuherzige Ungar erzählte nun Alles; er verschwieg es nicht, daß sein Oberst mit den Mönchen das Zeichen verabredet habe. Lutz brachte die Gefangenen in das Lager, gab sie an die Wache ab, beorderte dann seine Eskadron und eine Compagnie des Wunschischen Freicorps, mit denen er nach dem Kloster zog. Der ganze Convent trat ihm mit den verbindlichsten Redensarten und mit den Versicherungen der innigsten Ergebenheit entgegen. Lutz hörte diese leeren Schmeicheleien einige Augenblicke an, dann nahm er das Wort, befahl einigen seiner Leute, alle Ausgänge des Klosters zu besetzen und Jeden, der Miene mäche zu entfliehen, niederzumachen. Dann sprach er zu dem ganzen Convent von Aufhängen, Todtschießen, Abbrennen, und schloß die Anrede mit dem Befehl an die Seinigen, das ganze Kloster rein auszuplündern; ein Befehl, der so genau und so gewissenhaft befolgt wurde, daß in wenigen Stunden nur noch die Mauern und Wände des Gebäudes standen. Blos die Kirche war verschont geblieben. Laut jubelnd zogen die Preußen nach dem Lager zurück.

Am folgenden Morgen erschienen die Ersten der Mönche vor dem Monarchen und schilderten die Gräuel, die Lutz verübt hatte, mit den schrecklichsten Farben. Friedrich, der jetzt von Allem unterrichtet war, ließ sie natürlich hart an und drohte, ein jedes Kloster, das sich eines gleichen Verbrechens schuldig mache, ohne alle Gnade niederbrennen zu lassen. — Den Mittag bei der Parole rief der König Lutz auf die Seite. — „Er hat das Ding ganz gut, aber doch etwas zu arg gemacht,“ redete Friedrich den dreisten Lutz an, „die Mönche werden Ach und Weh über uns schreien.“ — „Das mögen sie thun, Ew. Majestät, funfzig solcher Tagediebe bezahlen noch keinen gefangenen Husaren.“ — Friedrich war mit der Antwort zufrieden und Lutz blieb nach wie vor der Officier, dessen kühnes Benehmen der Monarch billigte.

19.

Selbst beleidigende Antworten nahm **Friedrich** gern hin, wenn nur eine Spur von Witz oder Originalität darin war. Gewöhnlich belachte er sie und erzählte sie nicht selten bei der Tafel wieder. Einst ritt er durch Potsdam und wurde gewahr, daß vor einem Bäckerhause ein ungewöhnlicher Auflauf sei und dieser durch einen Zank veranlaßt war. Der Monarch ritt heran um die Ursache zu erforschen. Ein Bauer hatte an einen Bäcker einen Wispel Roggen unter der Bedingung verkauft, daß der Kaufpreis in grobem Courant entrichtet werden solle. Jetzt wollte der Bäcker das Geld in niederer Münze bezahlen, was der Bauer sich aber nicht gefallen ließ, sondern nach Bauernart in den gröbsten Ausdrücken einen Zank anfing. **Friedrich** rief den Bauer zu sich, und wollte ihn durch die Vorstellung beruhigen, daß die Groschen und Sechser eben so gut Geld wären wie die Thaler und Achtgroschenstücke. — Der Bauer hörte die Rede des Königs einige Augenblicke an, dann sagte er: „Curios! Nimmt Er denn die Groschen und Sechser in der Accise?" — Der König lächelte; alle Anwesenden lachten laut, während der Monarch sein Pferd wandte und fort ritt. —

20.

Nie zeigte sich **Friedrich** heiterer, als an dem Tage seines feierlichen Einzugs in Berlin nach dem Dresdener Frieden. Er fuhr durch die Reihen der Bürger, die sich auf beiden Seiten aufgestellt hatten, und äußerte gegen den neben ihm im Wagen sitzenden Herzog **Ferdinand** von Braunschweig: „Ich bin vergnügt, daß ich die Ruhe wieder hergestellt habe, ob ich gleich einen für mich weit vortheilhaftern Frieden hätte schließen können, wenn ich den Krieg hätte verlängern wollen."

Er gab hierauf der Berliner Bürgerschaft eine öffentliche Redoute, in der sie an einer Menge prächtig servirter Tafeln gespeist und wobei ihnen Alles preis gegeben wurde. Aber die Aufführung dieser Gäste gefiel dem Monarchen, der um die Tafeln herumging, gar nicht. Der

größte Theil von ihnen betrank sich und überließ sich der heftigsten und wildesten Freude. Man trug den Wein in den Taschen fort; Messer, Teller, Servietten und anderes Tischgeräthe wurden weggenommen. In den Gängen des Opernhauses lagen überall Betrunkene, von denen mehrere bis an den Morgen liegen blieben, und dann erst aus den Winkeln zum Vorschein kamen. Ja, man fand Masken hinter den Werkstücken, die zum Bau der katholischen Kirche bestimmt waren, noch am andern Tage ohne alle Besinnung. Dies Betragen mißfiel dem Monarchen sehr und er sagte: „Nein! nein! den Spaß werde ich nicht wiederholen! denn ich sehe wohl, man mißbraucht meine Güte, und versalzt mir die Freude durch Zügellosigkeit! Ich danke dem Himmel, daß keiner zu Schaden gekommen ist."

21.

Friedrich liebte seine Schwester Amalie sehr; dennoch war er in seinem einmal angenommenen Grundsatze, seine Verwandten zur Wirthschaftlichkeit zu gewöhnen, so fest, daß er, ob er gleich wußte, die Prinzessin habe viele Schulden, sich immer stellte, als wisse er dies nicht, um sie nicht durch seine Güte in diesem Stücke noch sicherer zu machen.

Einst, bei einem Besuche, den er der Prinzessin machte, bemerkte er einen ansehnlichen Koffer und fragte im Scherz, ob dieser der Geldkasten sei. Etwas verlegen erwiederte die Prinzessin, daß sie kein Geld, wohl aber Schulden habe. — „Und wie hoch belaufen sich diese?" fragte der König. — Aus Furcht vor ihrem Bruder nannte die Prinzessin kaum den zehnten Theil, viertausend Thaler, ob sich gleich ihre Schulden über vierzigtausend Thaler beliefen. Friedrich fing ein anderes Gespräch an, und verließ seine Schwester bald. Wenige Stunden hernach schickte er eine versiegelte Schachtel mit der Aufschrift „Kirschen." Die Prinzessin öffnete diese und fand darin vier Rollen, jede mit hundert Friedrichsd'or. Bei einem zweiten Besuche zog der Monarch vier gleiche Rollen aus der Tasche, und legte sie unbemerkt in jenen Koffer.

22.

Friedrich wurde eines Morgens gewahr, daß eine große Menge Menschen an der Ecke des Schlosses stand. — „Was giebt's denn da?“ fragte er einen seiner Kammerlakaien. — Dieser war wegen der Antwort etwas verlegen, gestand aber auf eine fernere Frage: „Es sei ein Pasquill auf Seine Majestät angeschlagen; es sei aber so hoch angeklebt, daß es nur wenige Menschen lesen könnten.“ — „Das ist Schade!“ erwiederte der König; „geh hinunter und klebe es tiefer an, damit die Leute es lesen können, ohne sich den Hals zu verdrehen.“

23.

Beinahe an's Unglaubliche grenzt die Kühnheit und das mutherweckende Selbstvertrauen, das der Monarch in den gefahrvollsten Lagen bewies. Der Sieg bei Leuthen am 5. December 1757 war erfochten; Friedrichs Heer lagerte sich bei den unzähligen Wachtfeuern auf dem Siegsfelde, als einer der kenntnißreichern und einsichtsvollern Generale gegen den König äußerte: „Wahrscheinlich setzen sich die Oesterreicher hinter der Lohe, und morgen haben wir einen neuen Kampf!“ — „Dem muß man vorbeugen!“ war Friedrich's Antwort; „welches Bataillon begleitet mich nach Lissa?“ — Sogleich nahmen die beiden Bataillons Bornstedt und die beiden Grenadierbataillons Manteufel und Wedel, die am nächsten standen, das Gewehr auf, und folgten nebst einiger Artillerie dem Monarchen, der, begleitet von einigen Adjutanten, bei dem Scheine einer Laterne den Weg nach Lissa ritt. Hier hatten sich einige Oesterreicher gesetzt: es entstand ein Gefecht, bei dem die Oesterreicher aus den Fenstern schossen, und das nicht eher endigte, als bis die Preußen in die Häuser drangen und gefangen nahmen oder niedermachten, was sie von den Feinden vorfanden.

Dies Gefecht in den Straßen von Lissa war noch nicht ganz beendigt, als Friedrich schon nach dem Schlosse ritt, um hier eine Erholung zu finden, die nach einem so thatenvollen und unruhigen Tage

ihm wohl zu gönnen war. Er hatte weiter Niemand bei sich, als einen Adjutanten und einen Reitknecht. — Aber das ganze Schloß war erleuchtet; es wimmelte hier von österreichischen Officieren jedes Standes und jeder Waffe; sie suchten hier Ruhe und Erquickung, und freuten sich, solche in Sicherheit genießen zu können. Welcher andere Fürst möchte es wohl gewagt haben, in diesem Verhältnisse und unter diesen Umständen in solcher Gesellschaft zu erscheinen?

Friedrich that's. Er stieg ab, ging die Schloßtreppe hinauf und begrüßte die ihm dort Begegnenden mit den Worten: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier schwerlich vermuthet. Kann man noch mit unterkommen?" — Einige der Anwesenden erkannten den Monarchen; wie ein Lauffeuer lief die Nachricht dieser unerwarteten Erscheinung durch das ganze Schloß, durch die ganze Versammlung. Betroffen, als sei ein Blitzstrahl unter sie gefahren, verstummten die Oesterreicher. Friedrichs Erscheinen wirkte wie das einer Gottheit. Alles, was an diesem Tage geschehen war, rein vergessend, nahmen die österreichischen Generale und Stabsofficiere den Officieren niedern Rangs und den Bedienten die Lichter und Laternen aus der Hand, leuchteten dem Könige die Treppe hinauf und führten ihn in das beste Zimmer. Hier stellte einer den andern dem Monarchen vor, der sich mit größter Milde nach ihren Familien, nach ihren Umständen erkundigte. Unheimisch und ängstlich wurde es diesen Oesterreichern dann erst, als mehrere preußische Generale — besonders der so gefürchtete Ziethen — mehrere Officiere und Grenadiere eintraten, und die Nachricht brachten, daß das ganze preußische Heer so eben in Lissa einrücke. Jetzt erst schlichen sie, einer nach dem andern, davon, und Friedrich sah sich bald von seinen Generalen umgeben, denen er aus gerührtem Herzen für ihre heute geleisteten Dienste dankte.

Eine eben so große Kühnheit und ein eben so großes Vertrauen auf sich zeigte er wenige Tage nachher bei dem Ausmarsche der zu Kriegsgefangenen gemachten österreichischen Besatzung von Breslau. Bloß von einem Adjutanten begleitet, hielt er am Thore dieser Haupt=

stadt, und ließ die siebzehntausend Gefangenen vor sich vorbeimarschiren. Wie leicht konnte unter diesen der Mörder des großen Monarchen sein!

24.

Einst überschickte der Monarch seiner Gemahlin eine Schachtel, in welcher einige, in der frühen Jahreszeit sehr seltene Kirschen waren. Der Page, der die Schachtel überbringen sollte, konnte seiner Naschlust nicht widerstehen. Er kostete eine, die zweite folgte und die Schachtel war bald leer. Sich mit der Hoffnung schmeichelnd, der Monarch werde diese Kleinigkeit vergessen, und gar nicht weiter darnach fragen, warf er die leere Schachtel fort, und hütete sich nur, dem Monarchen heute zu nahe zu kommen, um nicht gefragt zu werden. Nach einigen Tagen sprach der Monarch seine Gemahlin, er erwähnte der Kirschen, die Königin wußte nichts davon. Kurz vor der Tafel rief der Monarch diesen Pagen, und befahl ihm, ein Billet nach der Hauptwache zu tragen, und Antwort von dem wachthabenden Offizier zurückzubringen. Der Page, der den Inhalt errieth, war klug genug, seine Unruhe zu verbergen. Er nahm mit gewohnter Geschwindigkeit das Billet und eilte fort. Unten im Schlosse begegnete ihm der Sohn eines sehr reichen Israeliten, um seinen Vater, der immer im Schlosse Geschäfte machte, aufzusuchen. Das Unglück wollte, daß dieser junge Israelit den Pagen fragte, wo sein Vater zu finden sei; er müsse gleich nach Hause kommen. — „Ihr Herr Vater macht jetzt ein schönes Geschäft. Sie werden ihn schwerlich sprechen können; aber ich will ihm sagen, daß er nach Hause kommen soll, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen." — „Sehr gern!" — „Reichen Sie doch dies Billet auf der Hauptwache dem Officier. Antwort ist nicht nöthig." — „Sehr gern; ich gehe ja so vor der Hauptwache vorbei!"

Ganz unbefangen ging der Page nach einigen Minuten in das Tafelzimmer zurück, wo Friedrich mit mehreren Generalen schon am Tische saß. Der Monarch bemerkte den Pagen; ihm fiel dessen Gegenwart, mehr noch seine Unbefangenheit, auf. Er winkte ihm. — „Ich habe Ihn ja mit einem Billet weggeschickt, warum bringt Er

mir keine Antwort?" — „Sie muß gleich kommen, Ew. Majestät." — „Wem hat Er denn das Billet gegeben?" — Er nannte den Sohn des reichen Juden. Der Monarch lachte laut, und drohete freundlich mit dem Finger.

Jenes Billet erhielt den Befehl, dem Ueberbringer sechs Fuchtel mit der Klinge zu geben, und ihn bis morgen im Arreste zu behalten. Die ersten erhielt der arme Jude wirklich; von dem zweiten befreiete ihn sogleich der Befehl des Monarchen.

25.

Friedrich begegnete einst in Potsdam dem Feldprobst, der in ernsten Gedanken zu sein schien. — „Woher kommt Er?" fragte der Monarch. — „Von meinen Kranken, Ew. Majestät." — „So? O höre Er einmal, meine Stute ist krank; besuche Er sie doch einmal." — „Sehr gern!" — Der König ritt fort und der Feldprobst ging nach dem königlichen Stalle, sah das Pferd an und gab dem Stallmeister einen guten Rath.

Aber nun sandte er an den Zahlmeister des Königs folgende Quittung: „Ein hundert Thaler in Golde für den auf königlichen Befehl gemachten Besuch bei der kranken Stute und für den ertheilten guten Rath richtig erhalten zu haben, bescheinigt hierdurch u. s. w.

Der Zahlmeister wunderte sich und zeigte die Quittung dem Monarchen. — „Nun, gebe Er das Geld nur hin," sagte Friedrich unzufrieden; „aber sage Er dem Feldprobst, er soll mir nicht noch einmal so kommen."

26.

Bei Gelegenheit einer Revue in Pommern überreichte ein junges, sehr wohlgebildetes Mädchen, die Tochter eines zu Stettin stehenden Artilleristen, dem Monarchen eine Bittschrift, in der sie bat, der Monarch möchte doch dazu beitragen, daß sie ihren Geliebten heirathen könne, dessen Eltern diese Heirath bloß aus dem Grunde nicht zugeben wollten, weil sie, die Braut, arm sei. Friedrich erkundigte

sich näher nach beider Aufführung, und da sie das beste Zeugniß für sich hatten, ließ er den Jüngling zu sich holen. — „Willst du dies Mädchen zur Frau?" war des Monarchen Anrede. Der junge Mensch fiel vor dem Könige nieder, gestand seine glühende Liebe, und bat zugleich um des Königs Beistand. Friedrich lächelte, entließ das junge Paar mit dem ernstlichen Befehl, den Eltern auch nicht Ein Wort von dem allen zu sagen.

Gleich darauf erhielten die Eltern — äußerst bemittelte Leute — den Befehl, sich um zwölf Uhr in dem königlichen Palaste auf dem Roßmarkte einzufinden und ihren Sohn mitzubringen. Das Mädchen mußte sich in ein Nebenzimmer begeben. In der peinlichsten Verlegenheit erschienen die beiden alten Leute; sie wußten nichts von dem, was diesen Morgen vorgegangen war. Kaum waren sie gemeldet, als sie sogleich vorgelassen wurden.

Freundlich redete der Monarch beide an: „Ist Er der hiesige Bäckermeister W., und diese hier Seine Frau?" — Die Frage wurde bejahet. Der Monarch fuhr fort: „Höre Er; ich will Seinem Sohne ein schönes, junges, frommes und reiches Mädchen zur Frau geben; ist Er, ist Sie damit zufrieden?" Auch diese Frage wurde um so freudiger bejaht, da die Eltern glaubten, daß auf diese Art jene, ihnen verhaßte Neigung des Sohnes am ersten schwinden werde. Jetzt wurde das Mädchen hereingerufen und den beiden Alten vorgestellt. „O, Ihro Majestät!" rief der Vater aus; „die kennen wir. Sie hat nichts, gar nichts, und mit der müßte mein Sohn verhungern, wenn wir sie nicht erhalten." — Ohne dies weiter zu beantworten, wandte sich der Monarch an den Herzog von Bevern, und fragte: „Wie viel hat der Vater dieses Mädchens von Ew. Liebden zu fordern?" — „Gerade zweitausend Thaler." — „Und Sie, Fürst Moritz, wie viel haben Sie zu zahlen?" — „Auch zweitausend Thaler." — Der König wandte sich an den Bäcker. — „Sieht Er wohl, lieber Meister, wie sehr Unrecht Er hat, wenn Er das Mädchen, die einzige Tochter, arm nennt. Sie ist reicher, als Er glaubt. Bei mir hat sie für ihre Person auch viertausend Thaler stehen, das macht also achttausend.

Ueberdieß soll der General Treskow die Hochzeit ausrichten, und ich will hoffen, daß Ihr nun nichts mehr gegen diese Heirath einzuwenden habt." — Der Jüngling und das Mädchen fielen dem Monarchen zu Füßen, zu ihnen gesellten sich die Eltern, und nur durch Freudenthränen vermochten sie dem Monarchen zu danken.

27.

Als Friedrich zur Regierung gelangt war, saß ein Edelmann eines Verbrechens wegen in Stettin auf der Festung. Er bildete sich ein, daß, wenn er die Religion ändere, er nicht bloß von dem Monarchen Begnadigung, sondern gar eine ansehnliche Belohnung zu erwarten habe. Er wurde daher aus einem Lutheraner ein Reformirter, und schrieb nun an den Monarchen: „Er schmeichle sich, auf Seiner Majestät Gnade Anspruch machen zu können, da er mit Allerhöchst Denenselben zugleich ein Glaubensgenosse der reformirten Kirche geworden sei; und bäte daher um Befreiung und um einen einträglichen Posten."

Der König gab ihm zur Antwort: „Er habe ganz recht, wenn er glaube, Ansprüche auf seine Gnade machen zu können, und um ihn dies zu beweisen, solle er noch ein Jahr länger auf der Festung sitzen."

28.

Die Synode zu Valengin setzte einen Prediger ab, weil er gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen gepredigt hatte. Der Prediger machte bei dem Könige Gegenvorstellungen, und dieser gab sogleich Befehl, daß man dem Prediger seinen Posten wieder geben solle; zugleich empfahl der König seinen Richtern Toleranz. Diese kamen mit einer großen und schönen Vorstellung bei dem Könige dagegen ein, daß sie diesen Prediger nicht wieder einsetzen könnten, weil das Volk nichts von Abschaffung der ewigen Höllenstrafen wissen wolle. Friedrich, der von der Bündigkeit ihrer Gründe überzeugt war, doch aber seinen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen konnte, schickte ihnen die Vorstellung wieder zurück, und schrieb darunter: „Wenn meine Unter-

thanen in Valengin ewig verdammt sein wollen, ich habe nichts dawider."

29.

Friedrich besah einmal das große hallesche Waisenhaus, das der berühmte Franke durch Beiträge guter Menschen zu erbauen im Stande war. Der Sohn dieses ehrwürdigen Mannes, der aber nicht seines Vaters Geist hatte, führte den Monarchen in diesen großen weitläuftigen Anstalten umher. Der Monarch ging mit unbedecktem Kopfe, weil es ihm zu heiß war; aber sein Führer bildete sich ein, es geschehe aus Höflichkeit gegen ihn. — „Bedecken sich Ew. Majestät!" sagte er, „und geniren Sie sich meinetwegen ja nicht!" — Friedrich klopfte seinem Begleiter auf die Schulter: „Sein Vater war ein sehr vernünftiger Mann!" war alles, was er sagte.

30.

Einst war Friedrich auf einem Marsche verdrießlicher, als er sonst zu sein pflegte. In dieser Stimmung näherte sich ihm ein junger Husarenofficier, der von seinem General den bestimmten Befehl hatte, dem Monarchen persönlich eine Meldung zu thun, und vom Könige eben so bestimmten Befehl zurück zu bringen.

Der übel gelaunte Monarch wollte nichts hören; der Officier drängte sich wiederholentlich näher, und brachte dadurch den König so auf, daß dieser mit dem Stocke nach dem Officier schlug, und das Pferd an den Kopf traf. Augenblicklich sprang der Officier von seinem Pferde, zog ein Pistol aus dem Sattel, und schoß das wirklich schöne Thier auf der Stelle todt. — Friedrich sah sich um. — „Was macht Er? Ist Er toll?" fragte er mit Ungestüm. — Ganz ruhig erwiederte der Husar: „Ich reite keine Schindmähre, die Stockprügel bekommen hat." — Dieser kleine Umstand entkräftete allen Unwillen des Monarchen; das Ehrgefühl und die rasche Entschlossenheit des jungen Mannes gefielen ihm, er ließ dem Officier eins der schönsten Pferde geben, hörte ihn mit Güte an, und trug ihm mehrere Befehle an seinen Chef auf.

31.

Ein Graf, dessen Vorfahren und ganze Familie sich durch übertriebenen Aufwand und durch eine kaum zu tilgende Schuldenlast auszeichneten, wurde als Gesandter des ****schen Hofes nach Berlin geschickt. Friedrich unterhielt sich mit ihm, und fand nur zu bald, daß der Graf zu jenen faden, gehaltlosen Köpfen gehöre, mit denen Er wenig sprechen konnte. — „Haben Sie Nachrichten von Haus? Sind Ihre Verwandten wohl?" fragte Friedrich. — Ja. Ich habe gestern Briefe gehabt. Mein Bruder hätte können recht unglücklich werden. Es hatte sich ein Bär losgerissen." — „Das ist kein Wunder," erwiederte Friedrich ganz ernst; „wo so viel Bären angebunden sind, da reißt sich wohl einmal einer los."

32.

Der Prinz von Anhalt hatte sich in ein Fräulein von H. verliebt, und war im Ernste willens, sie zu heirathen. Aber keine von beiden Parteien hatte daran gedacht, daß dieser Schritt ohne Einwilligung des Monarchen nicht geschehen konnte; vielmehr machte man alle Anstalten zu der nahen Vermählung. Dem Monarchen entgingen diese nicht; er lachte darüber, weil er voraus sah, daß man zur Besinnung kommen und endlich einsehen werde, wie unentbehrlich des Königs Einwilligung sei. Wenige Tage vor der Hochzeit erinnerte sich der Prinz an diese Verbindlichkeit; er wandte sich mit dieser Bitte an den Monarchen, und erhielt folgende Antwort:

„Ich wundere mich schon vierzehn Tage lang, daß man auch nur einen solchen Gedanken hat unterhalten können, oder wie man sich mit der thörichten Hoffnung schmeicheln konnte, von meinem Alter dergleichen Vortheile ziehen zu wollen. Meine Blutsverwandten sind mir werth, und ich habe zu viel Achtung für das fürstliche Haus von A., als daß man je hoffen darf, daß ich meine Einwilligung zu der projectirten Vermählung geben werde. Mir sind noch keine Verbindungen dieser Art bekannt; sollten aber dergleichen vorgegangen sein,

so ist mein ernster Wille, daß sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädchens versiegen und trocknen endlich ab; aber einen solchen Flecken an einem regierenden Hause können Jahrhunderte nicht verwischen."

33.

Friedrich hatte eine besondere Achtung für alles, was den Ackerbau betraf, und that alles, um diesen zu heben. Die jährlichen Musterungen gaben oft Gelegenheit, daß hier und da ein Ackerstück verwüstet wurde; der Schaden wurde aber jedesmal ersetzt. Oft ließ der König mitten im Marschiren die Züge abbrechen oder sich rechts und links ziehen, wenn ein besäetes Ackerstück im Wege lag.

Bei einem Manöver in Potsdam kam ein Bataillon so weit rechts nach Bornstedt vor, daß es über ein Erbsenfeld marschiren mußte. Der Amtsschreiber stellte sich dem Bataillon entgegen, und schrie aus allen Kräften: „Hier darf nicht marschirt werden! Hier stehen Erbsen!" — Die Soldaten lachten, und folgten dem Kommando. In dem Augenblicke kam der König und fragte: „Was gibts?" Der Amtsschreiber sagte dem Monarchen: „Man will über meine Erbsenbreite marschiren, und das gebe ich schlechterdings nicht zu!" — „Nun, nun, sie werden Ihm ja seine Erbsen nicht verderben! Was schadet's denn, wenn das Bataillon darüber marschirt?" — „Erlauben Ew. Majestät," erwiederte der Schreiber in vollem Eifer; „das schadet wohl, und es geht gar nicht an!" — Da der König diesen Menschen so in Eifer sah, und zum Glücke eben in der besten Laune war, fragte er ihn: „Wer ist Er denn eigentlich, mein Freund?" — „Ich bin der Amtsschreiber aus Bornstedt." — Der Monarch lächelte, nahm den Hut ab, und sagte ganz ernsthaft: „Sehr wohl, Herr Amtsschreiber, ich werde mich künftig danach richten!" Er ließ wirklich die Züge abbrechen, und so ritt er fort.

34.

An einem schönen Morgen ritt der Monarch aus, und ein ganzer Schwarm von Supplikanten drängte sich, da er kaum das Pferd

bestiegen hatte, an ihn heran. „Kinder, gebt Eure Sachen nur ab,“ sagte er, „Ihr sollt alle Bescheid haben.“ — Nun ritt er etwas weiter, bemerkte aber indessen einen alten Mann, der in einiger Entfernung stand, sich nicht hinzugedrängt hatte, und da er sah, daß der König keine Bittschrift annahm, seine Supplik traurig in die Tasche steckte, und sich entfernen wollte. — Dies fiel dem Monarchen auf; er winkte dem Greise, und als dieser neben ihm stand, fragte er: „Wer seid Ihr?“ — „Ein Bauer aus Preußen.“ — „Und was wollt Ihr?“ — „Ew. Majestät, ich wollte Sie recht sehr bitten, daß Sie doch die Regie abschaffen möchten; sie bringt uns alle ums Brod.“ — „Wie? Was?“ — „Ja, wenn Sie das nicht thun, Ew. Majestät, so ists aus.“ — „Warum nicht gar! Was hat Euch denn die Regie gethan?“ — „Recht viel, Ew. Majestät, sie hat mir meinen Wagen und meine Pferde genommen, weil ich Contrebande gefahren habe, ohne es zu wissen.“ — „Das werdet Ihr wohl gewußt haben.“ — „Wahr und wahrhaftig nicht. Ich habe es ihnen auch gesagt, aber sie kehren sich nicht daran. Mein Vieh ist doch nun fort, und wer mir das Brod nimmt, nimmt mir das Leben.“ — „Na, hört einmal, das ist dummes Zeug, daß ich die Regie abschaffen soll; das versteht Ihr nicht. Aber Eure Sache will ich untersuchen lassen, und wenn Euch geholfen werden kann, soll es geschehen. Gebt Eure Sache nur an Steltern ab.

Der Monarch befahl der Behörde, dem armen Manne alles wieder zu geben, und schrieb deßhalb eigenhändig unter die Kabinetsordre: „Man muß den Kerl bald ruhig machen, sonst will er die Regie abgeschafft wissen, wonach man sich zu richten hat.“

35.

In der Zeit, da die Abgaben auf Kaffee am höchsten gestiegen waren, und es Jedem verboten war, Kaffee zu brennen, verfiel ein Jude auf einen der sonderbarsten Einfälle. Er ließ sich nach Art einer Kugelform eine Form machen, die statt der Kugel eine Kaffeebohne abdrückte. Nun saß er Tag und Nacht für sich allein, formte aus

grauem Thon Kaffeebohnen, trocknete diese, und wußte ihnen ein Ansehn zu geben, daß auf den ersten Blick jeder getäuscht werden mußte. Bald hatte er einen Scheffel dieser Waare fertig, und da der Vortheil, den die Kaufleute mit eingeschwärztem Kaffee machten, sehr groß war, so hatte er sehr bald einen Abnehmer gefunden, dem er die Waare während der Nacht zu bringen versprach.

Ganz dreist und unbefangen fuhr er durch das Thor; besonders da er im Ertappungsfalle das Ganze für einen Scherz ausgeben wollte, gegen den die Regie aus dem Grunde nichts haben konnte, da die Waare keine eigentliche Contrebande war. Der Zufall wollte, daß gerade kurz vorher der Regie angezeigt war, wie diesen Abend mehrere verbotene Waaren eingeschwärzt werden sollten. Man gab daher um so schärfer Acht; die Unbefangenheit des Juden täuschte nicht; sein Fuhrwerk wurde visitirt, die Surrogat-Bohnen wurden gefunden, confiscirt, und der Jude mußte, aller Protestationen ungeachtet, in Arrest. Im Verhör suchte er sich durch das Vorgeben, er wolle einen Scherz machen, zu retten. Allein die Regie verstand diesen Scherz nicht; sie ging von dem Gesichtspunkte aus, der Angeklagte habe sie einerseits äffen, andererseits aber das Publikum betrügen wollen, und verurtheilte ihn, da er kein Vermögen besaß, zu fünfjährigem Gefängniß.

Der Jude wandte sich an den Monarchen, der freilich über den originellen Einfall des Juden herzlich lachte, indeß sich aber auch Bericht von der Regie erstatten ließ, die an diesen Bericht zugleich die Frage hing: ob der Jude für seinen Frevel hinlänglich durch dies fünfjährige Gefängniß bestraft sei? — Friedrich antwortete: „Der Jude bleibt Arrestant, da die Regie nicht mit sich darf spielen lassen. Uebrigens ist er ein Betrüger, und soll daher, so lange die von ihm verfertigten Kaffeebohnen aushalten, jeden Morgen und Nachmittag eine Portion dieses Kaffees zu trinken, mit Gewalt angehalten werden."

36.

Als der Monarch sein Sanssouci anlegte, war ihm eine Mühle an der Ausführung seines Planes in Hinsicht des Gartens durch ihre Lage sehr hinderlich. Friedrich ließ den Müller zu sich kommen, und trug ihm an, ihm seine Mühle zu verkaufen. Der Müller hatte aber eine zu große Vorliebe für die Mühle, die seine Vorfahren besessen, in der er selbst geboren war, und die nun auch an seine Kinder vererbt werden solle. Vergebens war das Versprechen des Monarchen, ihm eine weit bessere Mühle aufbauen zu lassen; vergebens war das Anerbieten, ihm eine Summe auszahlen zu lassen, die den Werth des Grundstücks weit überstieg. Ganz verdrießlich über diesen Eigensinn, sagte der Monarch: „Weißt du wohl, daß ich dir deine Mühle wegnehmen kann, ohne dir einen Groschen zu bezahlen?" — Mit größter Dreistigkeit erwiederte der Müller; „O ja, wenn das Kammergericht nicht in Berlin wäre!" — Die Antwort gefiel dem Monarchen; sein Unwille legte sich; der Müller blieb im Besitz, und Friedrich änderte den Plan des Gartens.

37.

Ein Potsdamer Einwohner war von der Obrigkeit eines Frevels wegen bestraft, und wendete sich nun an den Monarchen, um Genugthuung zu haben. Friedrich billigte das Verfahren der Obrigkeit, und ließ dem Menschen einige sehr verdiente Verweise geben. Dieser aber ließ sich nun von seinem Unmuthe und von seiner Rachsucht so weit verleiten, einige kostbare Vasen im Garten von Sanssouci zu zerschlagen. Der Monarch war darüber sehr aufgebracht, und befahl, den Thäter auszumitteln; ein Geschäft, das um so weniger Schwierigkeit hatte, da der Leichtsinnige sich selbst nur zu bald verrieth. Man machte ihm den Prozeß; man verurtheilte ihn einige Jahre zur Festung, und da er einiges Vermögen besaß, zur Erstattung des Schadens. Die Festungsstrafe bestätigte der König, in Hinsicht der Bezahlung schrieb er auf den Rand:

„Der Bube kommt auf die Festung; des Schurken Geld mag ich nicht.“

38.

Friedrich hatte selbst die Geschichte des siebenjährigen Krieges geschrieben. Das Manuscript war vollendet. Er hatte es einst durchgelesen und auf dem Tische seines Arbeitszimmers liegen lassen. Ueber dem Tische hing ein Kronenleuchter. Aus Versehen eines Pagen fiel ein Funken auf die Handschrift, sie verbrannte, und der in das Zimmer zurückkommende Page sah mit Todesschrecken das Unglück, das seine Nachlässigkeit angerichtet hatte. In seiner Angst warf er sich dem Monarchen zu Füßen, und gestand, um Gnade bittend, sein Vergehen. — Ganz ruhig erwiderte der Monarch: „Auf die Art werde ich die Geschichte wohl noch einmal schreiben müssen!“ — Und wirklich schrieb der Monarch sie noch einmal.

39.

Der Monarch hatte in Potsdam schon seit einigen Tagen eine alte Bauerfrau bemerkt, die ihr Auge nicht von seinem Fenster abwendete. Er schloß daraus, daß sie ein Anliegen an ihn haben müsse, und schickte einen Pagen hinab, der sie darum befragen mußte. Die Frau sagte, daß sie den König selbst sprechen müsse. — — „Hat Sie eine Bittschrift?“ — „Nein. Ich muß den König selbst sprechen!“ — „Mütterchen, das geht nicht an.“ — „Geht nicht an? Warum nicht? Es wird wohl angehen; der König wird doch wohl einmal aus dem Hause kommen. Und wenns noch so lange währt? ich kann warten.“

Der Page erzählte dem Könige alles, was ihm die Frau gesagt hatte; und Friedrich befahl, daß die Frau heraufkommen solle. Als sie in das Zimmer trat, ging ihr der König entgegen, und fragte leutselig: „Nun, Mütterchen, was wollt Ihr denn?“ — „Ach allergnädigster König! Sie sind doch gar zu gut! Unser General fuhr mich ganz anders an, als ich zu ihm kam.“ — „So? Was sagte er denn?“ — „Ach, er sagte: Alte Hexe! scheert Euch zum Teufel!“ — „Das

ist freilich nicht gut. Aber nun sagt, was wollt Ihr?" — „Ich bitte um einen von meinen beiden Söhnen; denn ich bin eine Wittwe. Den jüngsten Sohn haben sie mir nun auch unter das Volk genommen; der stand noch immer meiner Ackerwirthschaft vor. Aber nun muß alles zu Grunde gehen, wenn Sie mir keinen Sohn wiedergeben. Und ich dächte, es wäre doch wohl aller Ehren werth, wenn ich Einen darunter hätte." — „Seid Ihr eines Kossathen oder eines Bauern Frau?" — „Bewahre Gott! ich bin eine Bauernfrau und habe mein eigenes Gut." — „Nun, nehmt die Frage nicht übel; ich habe dies nicht gewußt." — „Geben Sie mir nur meinen Sohn los, dann ist alles gut." — „Hört, Mutter, reist nur wieder nach Hause; da habt Ihr Reisegeld. Ihr sollt Euren Sohn auf den Herbst los haben!" — „Nein, Geld nehme ich nicht! dann verkaufte ich meinen Sohn, und es sieht mir auch noch nicht aus, als wenn Sie Lust hätten, meinen Sohn los zu geben." — „Wie kommt Ihr darauf?" — „Je nun, Sie haben ja noch nicht einmal gefragt, wie mein Sohn heißt und unter welchem Regimente er steht." — „Ja, Mutter, Ihr habt Recht. Nun, wie heißt Euer Sohn? In welchem Regimente steht er?" — „Der eine heißt M i c h e l K r ü g e r, und der andere G o t t l i e b K r ü g e r. Beide stehen unter dem * * * Regimente in B." — „Das werde ich mir aufschreiben." — „Ja, wenn sie es aber nicht gleich thun, dann vergessen Sie es wieder, denn Sie haben nur zu viel im Kopfe."

Der Monarch ließ sich so sehr zu der Einfalt und zu den Begriffen dieser Bauerin herab, daß er es sich wirklich aufschrieb, es ihr vorlas und dann fragte, ob nun alles so recht sei. — „Ja, so ists ganz recht!" — „Nun, nehmt das Geld und reiset in Gottes Namen. Euer Sohn soll auf den Herbst seinen Abschied haben." — „Ja, es wäre doch aber besser, wenn Sie mir dies schriftlich gäben!" — Ohne im Geringsten Ungeduld über das Andringen der Mutter zu äußern, antwortete der Monarch: „Nun, dann kommt morgen um diese Zeit wieder und holt es Euch ab!" — Sie ging. Der König ließ sogleich an den General v o n S . . . in B . . . schreiben und der Alten zwanzig Thaler Reisegeld zustellen

40.

Im Jahre 1754 hatte der Monarch den Gedanken, in Sanssouci eine Bildergallerie anzulegen, zuerst, und gab nun an verschiedene Personen den Auftrag, Gemälde berühmter Meister aufzusuchen, und, wenn sie dem Könige gefielen, zu kaufen. Besonders wünschte Friedrich ein Paar Gemälde von Raphael zu besitzen. Der Beauftragte schrieb deshalb nach Rom, und bald wurde ein Raphael entdeckt, der zu verkaufen war. Friedrich, davon unterrichtet, drang darauf, daß das Gemälde auf seine Kosten nach Potsdam zur Ansicht gesendet, und der Preis desselben genau bestimmt werden solle. Dazu wollte sich aber der Besitzer nicht entschließen, sondern ließ melden, daß der König von Polen schon dreißigtausend Dukaten für das Gemälde geboten habe, für welchen Preis es aber nicht verkauft würde. Friedrich antwortete:

„Ich habe einen Raphael im Handel, der nicht so theuer ist, und darauf erwarte ich erst Antwort. Dem Könige von Polen steht es frei, für ein Gemälde dreißigtausend Dukaten zu zahlen, und in Sachsen eine Kopfsteuer von hunderttausend Thalern auszuschreiben. Das ist aber meine Methode nicht. Ich kaufe, was ich nach einem raisonabeln Preise bezahlen kann; was aber zu theuer ist, das überlasse ich dem Könige von Polen; denn Geld kann ich nicht machen, und Steuern auszuschreiben ist meine Sache nicht.“

Potsdam, den 2. März 1756.

41.

Einst wurden unter Friedrichs Regierung zwei Novizen, die als Kapuziner eingekleidet werden sollten, mit Gewalt als Rekruten weggenommen. Ein Kapuziner-Pater, der um ihre Freigebung bitten sollte, traf den König mit dem Prinzen Wilhelm, und legte den Grund seiner Sendung dar. Friedrich, der Ueberzeugung, der Geistliche verstehe kein Französisch, sagte in dieser Sprache zu dem Prinzen Wilhelm: „Ich will den Kapuzinern statt der Novizen ein

Paar fette Ochsen zuschicken, die werden ihnen nützlicher und willkommener sein!" — Dann kehrte er sich gegen den Mönch und sagte deutsch: „Morgen sollen Sie das Novizenpaar am Kloster treffen." — Der Pater aber hatte des Monarchen Aeußerung wegen der Ochsen vollkommen verstanden, und antwortete in dem ehrfurchtsvollsten Tone: „Meine Mitbrüder werden über die große Gnade Ew. Majestät so gerührt sein, daß sie auf meinen Antrag dem Einen den Namen Friedrich, dem Andern den Namen Wilhelm beilegen werden." — Der König, um seinen Namen nicht lächerlich zu machen, gab beide Novizen los.

42.

Der Oberstallmeister Graf von Schwerin, einer der Lieblinge Friedrichs, wurde einst vom Könige mit einer kostbaren Dose beschenkt, auf welcher das Gemälde eines Affen war. Der Graf dankte ehrerbietigst, war aber kaum von dem Monarchen entlassen, als er die Dose nach Berlin zu einem Juwelier mit dem Auftrage schickte, das Bild des Affen wegzunehmen, statt dessen ein Portrait des Monarchen darauf zu setzen, und dies alles gegen den folgenden Tag fertig zu haben.

Schwerin erhielt die Dose mit dem veränderten Gemälde am folgenden Morgen. Mittags war Tafel bei dem Monarchen, und der gegenwärtige Schwerin macht seine Nachbarn auf das Geschenk des Königs so aufmerksam, daß es selbst dem Monarchen auffiel. — „Was giebs da?" fragte er. — „Ich zeige meinen Nachbarn die Dose, die Ew, Majestät mir schenkten." — „Gefällt sie Ihm?" — „Außerordentlich, und um so mehr, da das Gemälde mich immer an Ew. Majestät erinnern wird." — Der Monarch stutzte; er ließ sich die Dose zeigen, und war mit dem sinnreichen Einfall des Grafen so zufrieden, daß er ihm noch eine schönere Dose mit seinem besser getroffenen Bildnisse verehrte.

43.

Nach der Schlacht bei Lissa und der darauf erfolgten Einnahme Breslau's mochte Maria Theresia einsehen, daß es rathsam sei,

sich dem Monarchen zu nähern. Um sich und ihrer Würde aber nichts zu vergeben, nahm sie die Miene einer mehr als gewöhnlichen Großmuth an, und ihr Minister, Graf Kaunitz, mußte an Friedrich schreiben, daß gegen ihn eine große Verschwörung im Werke sei, bei welcher zwei Italiener die Hauptrolle übernommen hätten. Friedrich hielt diese Verschwörung für erdichtet; weil er sich aber schon längst durch die unwürdige Schreibart und durch die unanständigen Ausdrücke vieler österreichischen und Reichshofraths-Schriften sehr beleidigt hielt, so benutzte er diese günstige Gelegenheit, der Kaiserin seine Ansichten über diese Ungezogenheit zu äußern. Er ließ ihr Folgendes antworten: „Ich bin Ew. Kaiserl. Majestät für die gütige Nachricht verpflichtet. Allein es giebt zwei Arten von Meuchelmord, die eine durch Gift oder Dolch, die andere durch beleidigende und ehrenrührige Schriften. Ich versichere Ew. Majestät, daß ich die erstere sehr wenig achte; aber gegen die letztere bin ich um so empfindlicher, je näher sie der Sprache der Hökerweiber kommt.“

44.

Die bedenkliche Lage Friedrichs vor der Schlacht bei Liegnitz war den Oesterreichern zu erwünscht, und gab ihnen zu viel Hoffnungen, als daß sie nicht durch witzige Aeußerungen und Vergleichungen ihre Freude hätten an den Tag legen sollen. Unter andern hatte einer der österreichischen Generale an der Tafel gesagt: „Der Sack ist halter aufgemacht, in welchem man den König von Preußen und seine Soldaten fangen und ihnen dann halter den Sack überm Kopfe zuschnüren wird.“

Friedrich erfuhr diesen Einfall, und erzählte ihn scherzend über Tische seinen Generalen. Dann setzte er lachend hinzu: „Messieurs, die Oesterreicher haben halter nicht ganz Unrecht; aber ich denke in den Sack ein Loch zu machen, daß sie in ihrem ganzen Leben nicht wieder ausbessern werden.

45.

Aus dem Schloßfenster zu Berlin hörte der Monarch einst die Schüler des grauen Klosters in der Burgstraße das Gellertsche Lied singen: Wie groß ist des Allmächt'gen Güte.

„Sie muß freilich groß und grenzenlos sein!" sagte er, weil sie es duldet, daß die Jungen so elend singen!"

46.

Der König forderte einst ein Glas Wasser. Der Page, der es ihm reichen wollte, glitt auf dem Boden aus und fiel mit dem Glase vor dem Monarchen hin. — „Ach Gott!" seufzte der Page; „nun bin ich um Ew. Majestät Gnade gekommen!"

„Wie könnte Wasser so große Dinge thun!" erwiederte Friedrich.

47.

Ein Kaufmann, der wegen heimlich eingeführter Contrebande in harte Strafe genommen werden sollte, reichte eine Vorstellung ein, die er mit folgenden Worten schloß:

„Ich lebe der allerunterthänigsten Zuversicht, Ew. Königlichen Majestät Augen werden mit dem Könige David, Psalm 101, V. 6, nach den Treuen im Lande sehen, und gerne fromme Diener haben, daß sie bei Höchstdenenselben wohnen; und bitte daher fußfälligst, mich wider alle Anfechtungen mit Höchstdero Gnadenflügeln zu bedecken, und in Ansehung meiner Königliche Gedanken spüren, damit ich mit dem Könige David ausrufen könne: „Der Herr ist mit mir; darum fürchte ich mich nicht; was können mir Menschen thun?"

Der Monarch, der bei Empfang dieses Briefes bei guter Laune war, schrieb eigenhändig auf den Rand der Vorstellung:

„Der König David hat nie mit Contrebandiren zu thun gehabt, und also hat der Patron seine Bibellectüre hier sehr unnütz angebracht. Weil er mir aber die Ehre erwiesen hat, mich mit dem Könige David zu vergleichen, so kann man den Schlingel dießmal so gehen lassen

kommt er wieder, so marschiert er, ohne auf den König David zu reflectiren, nach Spandau."

48.

Friedrich konnte sich jede Physiognomie auf viele Jahre merken. Einst traf er in Schlesien einen Bauerjungen an, der ein verlornes Stück Geld mit vielen Thränen suchte. Der König sah ihn genau an, erbarmte sich seiner, und warf ihm ein Goldstück zu. — Einige Jahre nachher faßte er den nämlichen Bauerjungen ins Gesicht, er ließ ihn fragen: ob er nicht vor mehreren Jahren in der nämlichen Gegend Geld verloren und gesucht habe. Der Bursche bejahete es mit der dankbaren Erinnerung, daß ihn Seine Majestät damals mit einem Goldstücke beschenkt hätten. „Gebt ihm noch einige," sagte der Monarch zu seiner Begleitung, „denn dieser Umstand läßt mich Gott für meine scharfen Augen danken, die ich noch in meinem hohen Alter habe."

49.

Ein Bauer und seine Frau wollten einst dem Monarchen eine Bittschrift überreichen. Der König fragte nach ihrem Gesuche, und da sie es ihm gesagt hatten, erwiederte er: „Lieben Kinder, mit dem Gesuch müßt Ihr an die Kammer gehen, die wird Euch schon Bescheid ertheilen." — „Da sind wir schon gewesen!" antworteten Beide. — „Nun, dann kann ich Euch nicht helfen!" sagte Friedrich. Diese Aeußerung hatte der Bauer nicht erwartet; unwillig nahm er seine Frau bei dem Arme und sagte: „Komm nur, komm! Du hörst ja wohl, daß er mit der Kammer unter einer Decke steckt!" — Dieser Ausdruck brachte den König zum Lachen; er nahm die Bittschrift an und empfahl der Behörde die Sache der beiden Bittenden.

50.

„Fabriken sind wohl nicht hier?" fragte der Monarch bei dem Umspannen in einem kleinen Landstädtchen den Bürgermeister. —

„Halten Ew. Majestät zu Gnaden," erwiederte der Letztere, „es sind drei hier, eine runde weiße und zwei schwarze mit Zöpfen!" — Friedrich sah den Mann verwundernd an, und dieser fand darin eine Aufforderung, sich deutlicher zu erklären. — „Die weiße runde trägt der Herr Pastor, die beiden schwarzen der Herr Acciseinspektor und meine Wenigkeit." — „Sag' Er, was Er eigentlich meint!" — „Ich denke, Ew. Majestät haben nach „Perücken" gefragt," antwortete der etwas schwer hörende Bürgermeister.

51.

Im Jahre 1752 fand sich an Friedrichs Hofe ein Engländer ein, der ein so starkes Gedächtniß hatte, daß er mehrere Bogen, die man ihm vorlas, Wort für Wort wieder hersagen konnte. Friedrich selbst machte eine Probe mit ihm und fand des Mannes Gedächtniß außerordentlich. Gerade in dieser Stunde ließ sich Voltaire beim Könige mit einem neuen Gedicht melden, das er so eben vollendet, und dem Monarchen vorlesen wollte. In dem Augenblicke fiel Friedrich der Gedanke ein, den Dichter etwas zu demüthigen, und ihm eine kleine Verlegenheit zu bereiten. Ehe Voltaire kam, mußte der Engländer hinter einen Schirm treten, und auf jedes Wort achten, das der Dichter ablesen würde. Nun erschien Voltaire; er las sein schönes Gedicht mit aller Wärme und Empfindung ab, Friedrich erzwang eine gewisse Gleichgültigkeit und sagte nach Beendigung: „Ich habe seit einiger Zeit bemerkt, lieber Voltaire, daß sie sich fremde Arbeiten zueignen, und diese für die Ihrigen ausgeben. Dies Gedicht ist wieder ein Beweis davon." — Ein kränkenderer Vorwurf konnte dem Dichter nicht gemacht werden. Bei allem Möglichen versicherte er, daß diese jetzt vorgelesenen Verse seine eigene Arbeit wären, und daß der Monarch ihn durch diesen Vorwurf auf das Empfindlichste kränke. — „Aber," erwiederte Friedrich, „wenn ich Sie nun überzeuge, daß diese Verse von einem Engländer verfertigt sind, und daß also nicht Sie der Verfasser sind?" — Voltaire vertheidigte sich immer heftiger; er betheuerte seine Unschuld sogar mit Schwüren.

— „Nun, ich überzeuge Sie," sagte Friedrich, und ließ den Engländer durch einen Umweg ins Zimmer treten. — „Sagen Sie doch einmal das letzte Gedicht her," redete ihn Friedrich an. Mit kaltem Ernst trat der Engländer mitten ins Zimmer und wiederholte Voltaires Gedicht, ohne auch nur das Mindeste auszulassen. — Der arme Dichter gerieth außer sich. „O Himmel hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich meine Verse zueignet? Hier ist eine Zauberei im Spiele, die mich zur Verzweiflung bringt!" — Der Monarch lachte über diesen lustigen Auftritt, und belohnte den Engländer reichlich für das Vergnügen, das er ihm gemacht hatte.

52.

Die Prinzessin Elisabeth von Preußen ließ sich einst einen sehr reichen Stoff zu einem Kleide aus Lyon kommen. Waaren dieser Art waren gänzlich im Lande verboten; ein Accisebeamter zu Potsdam trieb daher seinen Diensteifer so weit, daß er dies Kleid confiscirte und dies der Prinzessin meldete.

Ueber ein solches Verfahren aufgebracht, ließ diese dem Accisebedienten sagen, daß sie bereit sei, die Strafe zu bezahlen, er möge nur kommen und das Kleid bringen.

Es geschah. Die Prinzessin nahm dem Beamten das Kleid ab, gab ihm ein Paar Ohrfeigen und warf ihn aus dem Zimmer. Dieser Mann, der seine Ehre für zu sehr gekränkt hielt, setzte eine Klage über diesen Vorfall auf und überreichte sie dem Monarchen selbst. Der Monarch entschied folgendermaßen:

> „Die Accisegefälle verliere Ich. Die Prinzessin behält ihr Kleid, und die Ohrfeigen der, der sie bekommen hat. Was die Schande anbetrifft, so spreche ich den Kläger davon los; denn die Berührung einer schönen Hand kann nie das Gesicht eines Accisebedienten entehren."

53.

Als der König um die Nicolaikirche zu Potsdam bedeckte Gänge mit Schwibbogen aufführen ließ, und dadurch die inneren Fenster ver-

bauet wurden, so verlor die Kirche etwas an Licht. Die Kirchenvorsteher kamen deßhalb bittend bei dem Monarchen ein, daß er diesen Bau unterlassen möchte. Friedrich schrieb unter ihre Vorstellung: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben."

54.

Ein Kolonist, dem der König die gewöhnlichen Wohlthaten erzeigte, das heißt, ihm ein Haus aufbauen, ihm Gartenland anweisen, und Geräthschaften, auch eine Kuh geben lassen, war dessenungeachtet damit nicht zufrieden und trat selbst den Monarchen mit seiner Klage an. Seine Absicht war, durch einen gewissen Trotz noch mehr zu erpressen, und sagte deßhalb geradezu dem Könige: „Er werde mit seinen Kindern wieder aus dem Lande gehen, und einen Ort suchen, wo er es viel besser haben könne." — Der Monarch antwortete ganz gelassen: „Daran thut Ihr ganz recht. Wüßte ich einen Ort, wo ich es besser haben könnte, ich ginge heute noch hin!"

55.

Eines Tages war der König ganz allein in seinem Zimmer in Sanssouci. Ein Fenster war offen, und in diesem Fenster stand eine Chatoulle des Königs, die erst an diesem Morgen mit Rollen voll Dukaten angefüllt war. Der Monarch bemerkte nicht, daß einer seiner Bedienten unter dem Fenster hin ging; der Bediente aber sah, daß der König eingeschlummert war. Unbemerkt entwendete dieser eine Geldrolle, und entfernte sich eben so ungesehen. Einige Stunden nachher wurde der Monarch den Diebstahl gewahr, und rief sogleich einen seiner Leibhusaren. — „Mir fehlt," redete er diesen an, „eine Rolle Dukaten, und ich will wissen, wer sie gestohlen hat." — Der erschrockene Husar versicherte, er wisse hiervon nichts. „Ew. Majestät irren vielleicht; denn es ist doch nicht gut möglich, eine Rolle Dukaten in Ihrer Gegenwart zu stehlen." — „Genug, die Rolle fehlt. Und wenn du mir den Dieb nicht nennen kannst, so halte ich mich an dich; du bleibst verantwortlich." Der Husar stellte dem Monarchen vor, daß er ja für

das nicht verantwortlich sein könne, was in seiner Abwesenheit in des Königs Zimmer vorgehe. — „Ich bin nicht ungerecht,“ erwiederte Friedrich, „aber ich kann verlangen, daß du deine Kameraden genau kennst; du mußt wissen, ob ein Spitzbube unter ihnen ist.“

Von diesem Augenblicke an spürte der redliche Husar unter allen Bedienten des Königs nach, und endlich gelang es ihm, den Dieb auszumitteln, und diesen dem Monarchen zu entdecken. Friedrich ließ diesen vor sich kommen; schon das Gesicht verrieth ein böses Gewissen. — „Spitzbube!“ redete ihn der König an, „du hast mir eine Rolle Dukaten gestohlen. Hier hast du noch eine, und nun lauf, was du kannst, um aus meinem Lande zu kommen, damit ich keinen, der einst meine Livree trug, am Galgen sehe. Laß dich nie diesseits der Grenze wieder blicken, du wirst gewiß gehängt.“

56.

Ein junger Kandidat der Theologie hatte eben erst die Universität verlassen. Von sich und seinen eingebildeten Vorzügen etwas zu sehr eingenommen, wagte er es, den Monarchen anzutreten, und ihn mündlich um die Conferirung einer jetzt vacanten, sehr wichtigen Stelle zu bitten. Der König, den eine solche Zudringlichkeit verdroß, sah den jungen Menschen schärfer an, nahm übrigens die Bittschrift und befahl ihm, nach der Parole die Antwort zu holen. Erwartungsvoll und kaum noch an der Gewährung seiner Bitte zweifelnd, erschien er, erhielt ein Schreiben und öffnete es eilig. Es war seine eigene Bittschrift, unter die der Monarch weiter nichts geschrieben hatte, als: „2. Samuelis Kap. 10. V. 7.“ — Noch erwartungsvoller eilte er nach Hause, schlug die Bibel auf, und fand die Worte: „Bleibet zu Jericho bis Euch der Bart gewachsen, und dann kommt wieder.“

57.

Der verabschiedete Oberst von H... machte viel und mitunter große Reisen, auf denen ihm nichts so zuwider war, als daß er den gewöhnlichen Posten, und oft auch anderen Wagen, ausweichen mußte.

Um dies zu vermeiden, gab er seinem Kutscher die Uniform der Postillons, und ließ ihm überdies ein Posthorn umhängen. Auf diese Art erreichte er seinen Zweck; man hielt seinen Wagen für eine Extrapost, und jedes andere Fuhrwerk, selbst die gewöhnliche Post, wich ihm aus. Das königliche Postamt beschwerte sich deßhalb, und der Oberst, statt auf diese Beschwerde zu achten, wendete sich an den Monarchen mit der Bitte ein Posthorn führen zu dürfen. Friedrich schrieb eigenhändig unter die zurückgehende Bittschrift: „Mein lieber Oberst von H... Es ist Ihm erlaubt, so viel Hörner zu tragen, als Er will. Nur darf Er keine Posthörner tragen, das ist ein für allemal gegen die Verordnung."

58.

Als der König im August 1761 mit der Armee bei Schweidnitz stand, und in dem Dorfe Jauernick auf dem Kirchhofe eine Schanze angelegt werden mußte, so wurden zu dieser Arbeit viele Soldaten aus verschiedenen Regimentern dahin geschickt, die unter der Aufsicht eines Offiziers arbeiten mußten. Bei dem Auswerfen der Erde trafen einige Arbeiter auf einen alten Topf; da sie diesen aber nicht mit der erforderlichen Behutsamkeit hervorzogen, so zerbrach er oben etwas, und sie wurden gewahr, daß Geld darin sei. Sie wollten schon darüber herfallen; allein der Offizier trieb sie davon, und nahm den Topf zu sich, mit der Erklärung, er wolle das Geld, das darin wäre, richtig unter sie vertheilen, wenn sie abgelöst würden. Die Arbeiter waren mit diesem Erbieten zufrieden; der Topf wurde in die Kirchenthür gesetzt. Der Offizier aber entfernte sich, zog die Strümpfe aus, trat mit bloßen Füßen in die Stiefeln, schüttete heimlich das Geld aus dem Topfe, legte die Strümpfe unten in denselben, und warf dann das noch übrige Geld hinein. Die Arbeiter wurden abgelöst; sie forderten den Topf von dem Offizier, der ihn auch gleich hergab, das Geld ausschüttete, und ihnen zeigte, es sei nicht lauter Geld im Topfe, sondern unten fänden sich alte Lumpen. Aber ein lautes Mißvergnügen zeigte sich nun unter den Arbeitern; sie äußerten laut, es ginge nicht

richtig zu, so daß der Officier sich genöthigt sah, mit dem Stocke zu drohen.

In diesem Augenblicke kam der Monarch, um die Schanzarbeit zu sehen; der Lärm fiel ihm auf; er fragte nach der Veranlassung. Die Soldaten erzählten ihm die ganze Begebenheit, und der König ließ sich den Topf, das Geld und die angeblichen Lumpen vorzeigen. Ein alter Grenadier hatte diese letztern in der Hand, und sagte: „Ihro Majestät, es sind keine alten Lumpen, sondern ein Paar Zwirnstrümpfe, in die ein Name gezeichnet ist!“ — Dabei zeigte er dem Monarchen die Strümpfe, so daß dieser deutlich die Buchstaben „v. ***“ oben am Rande gewahr wurde. Der König ließ den Officier herbeirufen, und fragte ihn, wie er heiße. — Der Officier sagte: „v. ***“ — „Nun,“ war des Monarchen Antwort, „weiß Er nicht, daß dies Geld Ihm gehört? Seine Vorfahren haben es hierher vergraben. Da steht ja der Name im Strumpfe, und zwar noch so gut, als wäre er erst heute hinein genähet. Bursche, wißt Ihr was? Laßt dem Officier sein Geld; ich lasse den Topf mit lauter Zweigroschenstücken anfüllen, und dann soll er in so viel Theile, als Ihr hier seid, vertheilt werden. Seid Ihr damit zufrieden?“ — Sehr gern waren die Soldaten mit diesem Vorschlage zufrieden, und konnten es um so mehr sein, da der Topf mit ungültigen alten Münzen, und größtentheils Kupfergeld, angefüllt gewesen war. Auf diese Art riß Friedrich den beschämten Officier am besten, und fast auf die einzig mögliche Art aus aller Verlegenheit.

59.

Als Friedrich eines Morgens aus dem Thore zum Exerciren ritt, begegnete ihm eine Extrapost, in welcher der General v. B., der ungeheure Schulden hatte, saß. Der König, der ihn seiner Bravour wegen sehr schätzte, kannte ihn gleich, ritt näher, und befahl zu halten. — „Guten Morgen, lieber General v. B., Er hat sich ja früh auf die Beine gemacht!“ redete er ihn an. „Ja, Ew. Majestät, ich muß wohl!“ — „Weshalb?“ — „Ich will mich heute mit meinen Gläubigern setzen.“ — „Da hätte Er immer in Berlin bleiben sollen. In

Potsdam findet Er schwerlich so viele Stühle!" erwiederte Friedrich, und ritt weiter.

60.

Von dem General Seidlitz, einem der ersten Heerführer Friedrichs, mögen hier zwei Anekdoten einen Platz einnehmen, deren eine ihn als einen gewandten Reiter, die andere als einen Mann von Bravour auszeichnet.

Zu Kroloczin in Großpolen an der schlesischen Grenze traf Seidlitz einen Armenier, der mit einer ansehnlichen Koppel Pferde zum Verkauf nach Schlesien reiste. Seidlitz besah diese, und fing den Handel um drei noch vorhandene, aber äußerst wilde Pferde an. Er verlangte, man solle sie ihn reiten lassen.

Voll Verwunderung sah der Armenier ihn an; mit einer treuherzigen Miene sagte er zu ihm: „Ei, ei, mein Freund, diese wirst du mir nicht abkaufen, die hat unter meinen Leuten noch keiner geritten: niemand kann sie bändigen." Seidlitz wiederholte seinen Wunsch, und auf sein immer zudringlicher werdendes Verlangen wurden die Pferde aufgezäumt. Seidlitz bestieg sie und machte, zum größten Erstaunen des Armeniers, mit den Pferden, was er wollte. Jetzt reichte ihm der Armenier die Hand. — „Höre Freund!" sagte er, „du bist der erste Reiter, den ich kenne. Werde mein Stallmeister, ich gebe dir hundert Dukaten." Seidlitz lächelte. — „Ist dir dies Gebot zu gering, so biete ich dir zweihundert." Seidlitz, der damals noch ein junger Officier war, nannte nun seinen wahren Stand, und hatte jetzt den Vortheil, daß er die drei ausgezeichnet schönen Pferde um einen sehr billigen Preis bekam.

61.

Um die Zeit, in welcher Seidlitz noch als Major bei den Husaren von Natzmer in Trebnitz stand, trieb sich ein äußerst wüster polnischer Edelmann mit einem starken Gefolge auf allen Märkten umher, und machte als Despot mit jedem Edelmann und Kaufmann,

was er wollte. Er war das Schrecken seiner Gegend auf polnischer und schlesischer Seite; er war dies theils durch seinen Säbel und Stock gegen gemeine Leute, theils durch seine persönliche Bravour gegen Edelleute, die natürlich mit jedem Siege über irgend einen Schwächern und Furchtsamern wachsen mußte.

Dieser Berüchtigte und Gefürchtete traf einst den Major Seidlitz auf dem Pferdemarkte zu Koblin, einem eine Meile von der schlesischen Grenze entfernten Städtchen. Er glaubte als polnischer Edelmann dem preußischen Officier eben so mitspielen zu können, als jedem andern, und verlangte daher von Seidlitz, der eben den Markt verlassen wollte, er solle ihm ein Pferd abkaufen. Seidlitz gab zur Antwort, daß er das Pferd nach dem Gasthofe bringen solle, in welchem er, der Major, zu Mittage essen werde; auf den Markt gehe er nicht wieder zurück, — Der Polak bestand darauf, Seidlitz solle mit ihm nach dem Markte gehen. Natürlich, daß dieser nun um so mehr bei seiner Weigerung blieb. Er ging und setzte sich zu Tische, bestellte aber, daß sein ihn begleitender Unterofficier nebst den beiden Husaren sich zu Pferde setzen, die Pistolen laden und sein Pferd in Bereitschaft halten sollten. Der Pole fand sich im Gasthofe ein, wurde immer unverschämter in seinen Forderungen, und bestand darauf, der Major solle schlechterdings mit nach dem Markte gehen.

Einige Augenblicke hörte Seidlitz jene ungestümen Aeußerungen an; dann setzte er seinen Hut auf, schnallte den Säbel um, und erklärte, daß er sich von Niemand beleidigen lasse, und wenn er, der Polak, etwas von ihm verlange, so stehe er ihm auf alle Fälle zu Diensten. Im Augenblick flogen die Säbel von beiden aus den Scheiden, und bei dem dritten Hiebe bekam der Pole eine starke Wunde ins Gesicht. Jetzt retirirte er zur Thür hinaus und nach dem Markte zu; Seidlitz aber verfolgte ihn, indem er ihm Hieb auf Hieb mit der flachen Klinge gab, bis beide auf dem Markte waren. Dieser unerhörte Sieg, dieser Muth von einem Ausländer unter den Augen von mehr als hundert polnischen Edelleuten, dies schimpfliche Weichen eines Mannes, den jeder fürchtete, und von dem selbst Vornehmere

glaubten, daß er durch die Kunst, sich fest zu machen, unüberwindlich sei, machte das größte Aufsehen. Keiner der Anhänger des Polen wagte, ihm beizustehen. Jetzt fragte Seidlitz den halb Ohnmächtigen, ob er noch Genugthuung auf Pistolen verlange? Mit Kopfschütteln verneinte er dies.

Aber desto vergnügter wurden nun die, denen der übermüthige Polak sonst so oft ein Schrecken gewesen war. Laut rief man den Namen des Siegers aus, unter Freudenruf begleitete die Menge den braven Seidlitz nach seinem Quartier, und ruhig verließ dieser die Stadt, ohne irgend eine Vorkehrung zu seiner Sicherheit nöthig gehabt zu haben.

62.

Der unter dem Namen Quintus Icilius bekannte Major, welcher die Feldzüge von 1759 an mitmachte, stammte aus Magdeburg, wo sein Vater, Namens Guischard, königlich preußischer Hofrath war. Er war in den alten wie in den morgenländischen Sprachen sehr bewandert, und hatte die berühmtesten Universitäten besucht, trat aber zum Militairstande über, und ward vom Prinzen Ferdinand von Braunschweig dem Könige empfohlen.

Der König ließ ihn gegen das Ende des Jahres 1757 nach Schlesien kommen. Er behielt ihn in seinem Gefolge, und unterredete sich oft mit ihm von der Kriegskunst der Griechen und Römer. Die seltene Einsicht, welche Guischard in derselben zeigte, verursachte dem Könige so viel Vergnügen, daß Er auf den Gedanken gerieth, ihm den Namen eines alten römischen Hauptmanns von der zehnten Legion beizulegen, und da fiel dem Monarchen zuerst der Name Quintus Icilius ein. Der König legte ihm solchen von dieser Zeit an beständig bei, und als er ihm 1759 das Freibataillon des Majors du Verger gab, ließ er zugleich bei der Armee bekannt machen, daß solches Quintus Icilius hieße.

Er wohnte nun als Major den Feldzügen von 1759 und 1760 bei, und der König gab ihm ein Frei-Regiment von drei Bataillonen, mit dem Auftrage noch sieben Frei-Bataillone zu errichten. Dieses

Geschäft vollführte er glücklich. 1761 und 1762 war er bei der Armee des Prinzen Heinrich von Preußen. 1761 mußte er das Hubertsburger Schloß seiner Zierrathen berauben, zur Vergeltung, da die Feinde ein gleiches zu Charlottenburg gethan hatten. So verrichtete er die ihm zukommenden Dienste bis zum Ende des Kriegs, unter vielen Gefährlichkeiten und Beschwerden. Nach dem Frieden wurde sein Regiment 1763 am Tage des Einmarsches in Berlin abgedankt, welches ihm sehr nahe ging. Der König behielt ihn aber bei sich, und ernannte ihn zum Obristlieutenant.

63.

In seinen früheren Regierungsjahren unterredete sich Friedrich einst mit einem seiner Lieblinge über die Redoute, und behauptete, daß er jeden seiner Bekannten erkennen würde, wenn dieser auch eine noch so unkenntlich machende Verkleidung gewählt habe. Des Königs Liebling widersprach, und Friedrich setzte als Wette eine namhafte Summe aus, um seine Behauptung durch die That zu beweisen; eine Summe, die groß genug war, um den Zweifler zu bewegen, selbst den Versuch zu machen. — Da er ohne Vermögen war, entdeckte er unter dem Siegel der Verschwiegenheit einem reichen Juden die ganze Sache, und dieser lieh ihm nicht nur alle seine kostbaren Juwelen und verschaffte ihm den prächtigen Anzug eines vornehmen Persers, sondern begleitete ihn auch in der Maske eines Dollmetschers auf die Redoute. Beide Masken machten großes Aufsehen, besonders aber die mit Edelsteinen übersäete Kleidung des persischen Herrn. Auch dem Könige fiel die Maske auf; an seinen Liebling, wie an die Wette, dachte er nicht. Der Monarch war auch verkleidet. Jetzt näherte er sich dem Perser, um ein Gespräch mit ihm anzufangen. Seine erste Frage war: „Wer die Maske sei?" — Der Perser erkannte den König sogleich. In gebrochenem Französischen und mit verstellter Stimme erzählte der Perser, daß er ein Kaufmann aus Ispahan sei; daß wichtige Handelsgeschäfte ihn zu einer Reise nach Europa vermocht hätten, und, daß er sich hier in Berlin noch aufhalte, um wo möglich seinen

höchsten Wunsch erfüllt zu sehen." — „Und dieser ist?" fragte Friedrich. — „Den König von Preußen zu sehen und mit ihm zu sprechen. Doch," setzte der Perser hinzu, „dies ist unmöglich, und ich werde meine Reise fortsetzen müssen, ohne meinen sehnlichsten Wunsch erfüllt zu sehen."

Der König behauptete das Gegentheil und bewies dem Perser, daß Jeder den Monarchen sehen und sprechen könne. Die Maske blieb bei ihrer Behauptung und erklärte dies für unmöglich. Mit einem Male riß Friedrich seine Maske ab und sagte: „Nun, wenn Sie den König sehen wollen, so steht er vor Ihnen. Ich bins."

„Eine Offenherzigkeit ist der andern werth!" erwiederte der Perser, zog seine Maske ab und sagte: — „Und hier ist der Major v. B..."

Friedrich wurde überrascht. Gern gab er seine Wette verloren und bezahlte seinem Lieblinge die bestimmte Summe.

64.

Wiederholt und ernstlich hatte Friedrich verboten, ihm bei der Parade oder andern Gelegenheiten Bittschriften zu überreichen. Er sah, daß man Mißbrauch davon machte, und daß die Bittenden oft etwas verlangten, was geradezu gegen Billigkeit, Gesetze und Verfassung stritt.

Allein jedesmal setzte er nach einem solchen strengen Verbote hinzu: Nur muß es nicht zu strenge genommen werden. Die armen Leute wissen, daß ich Landesvater bin, und oft mögen sie wohl Ursache genug haben, sich zu beklagen.

Aeußerungen dieser Art wurden natürlich bald bekannt, und die Bittschriften blieben ungeachtet des Verbotes nicht aus.

Auf der Reise zu einer der pommerschen Revuen hielt der König in einem kleinen Städtchen an. Um ihn herum standen die Officiere einer dort liegenden Dragoner-Escadron, als eine bejahrte Frau sich heran drängte und sich so wenig von der Wache, als selbst von den Officieren abhalten ließ, näher zu treten.

„Der König kennt mich gewiß noch!" war die Erklärung mit der sie alle Befehle, sich zu entfernen, zurückwies. Sie reichte dem Monarchen eine Bittschrift. Friedrich, der im Wagen saß, durchsah sie und lachte.

Die Bittstellerin, eine arme Schneiderwittwe, bat nämlich um eine Unterstützung und führte folgenden Grund an: Sie habe auf dem Schlosse des Hochseligen Königs, des Vaters Friedrichs, gedient, und habe einst diesem letztern, als ganz kleinen Prinzen, ein Butterbrod gegeben. Er, der Prinz habe dies so hoch aufgenommen, daß er ihr in seiner Freude versprochen habe, für sie zu sorgen.

Lächelnd sah Friedrich die Bittstellerin an. — „Da muß ich mich wohl revangiren!" sagte er zu dem am Wagen stehenden Bürgermeister. „Setze Er der Frau eine Pension von hundert Thalern an und zahle Er die Summe für dies Jahr heute aus."

65.

Der Oberst v. W., Kommandeur des Regiments L. zu B., zeichnete sich durch seine strenge Ordnungsliebe, durch seinen Eifer und ausgebreiteten Kenntnisse im Dienste aus. Aber zugleich war er ein äußerst hitziger Mann, der auch den kleinsten Dienstfehler nicht verzieh und dann in seiner Hitze sich oft beleidigender Ausdrücke bediente. Einst sah er, daß während des Exercirens ein Fähndrich das Espon- ton nicht dienstmäßig hielt. Er ritt auf ihn los und rief mit glühendem Gesichte: „Herr Fähndrich, Sie stehen da, wie ein Ochse!"

„Um Verzeihung, Herr Oberst!" gab der Fähndrich zur Antwort, „ich bin nur ein Kalb gegen Sie!"

Da diese unter dem Gewehr gegebene Antwort ein Verbrechen gegen die Subordination war, so wurde der Fähndrich sogleich arretirt; es wurde Kriegs-Recht über ihn gehalten und der Ausspruch war: „Infam cassirt."

Das Urtheil mußte dem Könige zur Bestätigung vorgelegt werden. Friedrich schrieb statt der Bestätigung darunter:

„Viel Witz und Dreistigkeit für einen Fähndrich. Vier Wochen nach Spandau und dann in ein anderes Regiment."

66.

Auf dem Rückmarsche von dem unglücklichen Schlachtfelde bei Kollin ritt Friedrich ernst und nachdenkend neben seinem, diesmal nicht sieggekrönten Heere hin. Er ritt auf einem Fußsteige, auf welchem dicht vor ihm ein Paar alte Grenadiere gingen, die den König nicht bemerkten und ziemlich dreist über die verlorne Schlacht sprachen. „Nun, und was ist denn Großes bei der ganzen Sache?" sagte der Eine. „Maria Theresia hat auch mal eine Schlacht gewonnen, davon wird uns der Teufel noch nicht holen. Aber Gott sei den Weißröcken gnädig, kriegen wir sie auf dem rechten Flecke! Und wenn unser Heiland vom Himmel käme und hätte den österreichischen Rock auf dem Leibe, er müßte nieder!" — „Ganz recht!" fiel der andere ein. „Aber unserm Fritzen geschah auch ganz Recht, daß er einmal so ankam, wie gestern! Hätte endlich einen Gefreiten mit fünf Mann nach Wien geschickt, um die Oesterreicher anzugreifen. Wird sich die Nase nicht wieder breit laufen!"

Friedrich hatte dies Alles gehört. Er ritt jetzt zwischen die beiden Grenadiere und sagte: „Ihr habt Recht, Kinder! Wir wollen unsere Sachen künftig besser machen."

67.

Der General v. Lettow, Chef eines in Berlin stehenden Füsilierregiments, war einer von den Lieblingen des Königs. Lettow war nichts weniger als ein eigentlich wissenschaftlich gebildeter und gelehrter Krieger; er war bloß brav, war einer der rechtlichsten Männer, der schon, als er noch in Ruppin als Major stand, des Monarchen Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Er besaß alle Tugenden des Soldaten, ohne einen Fehler dieses Standes an sich zu haben. Besonders zeichnete er sich durch sein außerordentliches Gedächtniß aus, wußte alle Vorfälle der Kriege Friedrichs und wurde gewöhnlich in

streitigen Fällen zum Schiedsrichter gewählt; ein Posten, den er mit Kenntniß und Freimüthigkeit sonder Gleichen verwaltete.

Sehr oft zog ihn Friedrich zur Tafel; eine Ehre, die Lettow besonders in der Zeit gern verbeten hätte, in welcher Friedrich die Literatur der Franzosen zum Gegenstande der Unterhaltung machte — ein Feld, das dem biedern Pommer ganz unbekannt war. Bei solchen Gelegenheiten saß Lettow ganz ruhig da; man sah es an seinen Mienen, wie wenig ihm die Literatur Frankreichs behagte.

Einst, bei einer mehr als gewöhnlich zahlreichen Tafel, nahm der König diesen Gegenstand wieder auf und wandte sich in einer Art von scherzhafter Laune mit der Frage: „Nun, lieber Lettow, was meint Er zu dem Allen?" an den General.

Ohne die mindeste Verlegenheit zu äußern, sagte dieser: „Was Eure Majestät da von französischen Witzen erzählen, lasse ich dahin gestellt sein; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen das Wasser nicht reichen. — „Da würde ich etwas ganz Neues hören," äußerte Friedrich. „Die Behauptung möchte er schwerlich durchsetzen." „Nichts leichter als dies! Sehen Ew. Majestät, da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oesterreicher und Russen so sicher saßen, wie in Abrahams Schooße; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunnersdorf rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf traf. Diese Witze sind besser, als alle die französischen, mit denen wir im Felde keinen Hund aus dem Ofen locken können."

Friedrich schwieg einige Augenblicke. — „Er hat Recht, lieber Lettow," sagte er dann, und konnte nicht ganz eine kleine Verlegenheit verbergen.

68.

Friedrich hörte nicht nur naive und originelle Aeußerungen sehr gern, sondern wußte sie auch eben so zu beantworten. Einst ritt er mit

einem General neben dem Kirchhofe der Marienkirche in Berlin vorbei. Auf diesem Platze tummelten sich die Knaben herum und machten so viel Lärm, daß der König in seiner Unterredung mit dem General gestört wurde. Unwillig hob er die Krücke auf und sagte drohend: „Ihr Buben! Wollt Ihr bald in die Schule! Wartet, ich werde es Eurem Schulmeister sagen!" — Einer der Knaben, der dem Monarchen am nächsten war, rief lachend: „Seht doch den, der will König sind, und weiß nicht einmal, daß wir des Mittwochs Nachmittag frei haben!" — Friedrich sagte lächelnd: „Es wird ja immer besser! Nun soll ich mich auch um die Klippschulen bekümmern."

69.

Dem Fürsten Leopold von Dessau, der vielleicht den, von ihm am 15. Dezember 1745 bei Kesselsdorf erfochtenen Sieg in seinen Gesprächen zu hoch anrechnen mochte, verehrte der Monarch einen sauber in Kupfer gestochenen Plan dieser Schlacht. Die Etikette dieses Plans war ein alter Kater, der den Bart gerade so trug, wie der Fürst ihn zu tragen pflegte. Er machte den Schildhalter und trug in seinen Krallen eine aufgewickelte Rolle, welche die Nachricht des Sieges enthielt.

70.

Friedrich befand sich einst in einem kleinen sächsischen Städtchen während des Kriegs unpäßlich. Er hatte gerade einen seiner größern Pläne entworfen, an dessen Ausführung ihn jene Unpäßlichkeit hindern zu wollen schien. Um einer etwanigen Krankheit vorzubeugen, verlangte er, in Abwesenheit seines Leibarztes, den Rath eines daselbst wohnenden Doktors. Dieser erschien, erklärte die Unpäßlichkeit für Folge einer Erkältung und eilte nun, dem Monarchen einige wirksame Mittel zu besorgen. Bei seiner Rückkunft konnte er den König nicht mündlich sprechen, da bei diesem sich die Generale versammelt hatten. Der Arzt ging daher in ein anderes Zimmer, um dem König die Verhaltungsregeln aufzuschreiben.

Friedrich erhielt diese, da der Arzt es dringend gemacht hatte, durch einen der Adjutanten. Er las die Worte: „Ew. Majestät werden dies beikommende Pulver mit einem Vehiculo von Honig oder Syrup nehmen.“ — Der Ausdruck Vehiculum war dem Monarchen unverständlich: er fragte die Anwesenden; aber allen diesen ging es mit dem Ausdrucke eben so; keiner wußte ihn zu erklären.

Einer der Adjutanten mußte zu dem nahe wohnenden Prediger gehen und ein lateinisches Lexikon holen. Man schlug das Wort auf und fand: Vehiculum, ein kleiner Wagen, eine Schiebkarre.“

„Um Gottes willen, meine Herren! werden Sie hier nicht krank!“ sagte Friedrich laut lachend. — „Da lobe ich mir die Berliner Aerzte, die verlangen doch nur, daß man Löffelweise einnimmt; hier kommt man mit Schiebkarren angezogen!“

71.

In der bekannten Sache des Müllers Arnold wider den Landrath von Gersdorf, in welcher Friedrich, um sein Benehmen gelinde auszudrücken, aus Liebe zur Gerechtigkeit ungerecht wurde, zeigte der Monarch, wie hart er es ahnde, wenn seiner Ansicht nach die Rechte eines Unterthanen von der Obrigkeit beeinträchtigt würden. Arnold war ein Müller in der Neumark. Auf den Gütern des Landraths von Gersdorf entsprang das Wasser, das seine Mühle trieb; es floß durch verschiedene Teiche, ehe es zur Mühle kam. Gersdorf leitete dies Wasser um einen seiner Teiche in einen neuen, und der Bach nahm nun, nachdem er den neuen Teich gewässert hatte, seinen Lauf wieder nach der Mühle. Der Müller verlor dadurch also nichts, außer einigen Tagen, die zum Füllen des Teiches nöthig waren; ein Verlust, der zehnfach durch den Vortheil, daß jener Teich immer wieder, selbst in der trockensten Zeit, Wasser hergab, vergütet war. Arnold hatte viele Schulden, bezahlte zuletzt den Miethzins nicht, es entstand ein Prozeß und die Mühle wurde rechtskräftig zum Verkauf angeschlagen.

Arnold wandte sich an den König mit der Vorstellung, daß ihm durch jenes ausgesprochene Urtheil das größte Unrecht geschehe; das

Mühlwasser sei ihm genommen und dennoch habe man von ihm den völligen Pachtzins verlangt; daher habe er Schulden machen müssen, und nun, bei dem Anschlage seiner Mühle, sei ihm nichts so gewiß als der Bettelstab.

Dem Monarchen fiel diese Geschichte sehr auf; sie erschien ihm als eine unerhörte Ungerechtigkeit, und daher schrieb er auf der Stelle an das Kammergericht in Berlin:

„daß er sich zwar in Justizsachen nicht mische; aber Arnolds Klage falle ihm so sehr in die Augen, daß er dem Kammergericht befehle, die Sache gleich gründlich zu untersuchen und dem Kläger zu seinem Rechte zu verhelfen."

Von Küstrin, wo die Sache zum Spruche gekommen, wurden also die Akten abgefordert, und das Kammergericht sprach in zweiter Instanz den Rechten gemäß, wie man in Küstrin geurtheilt hatte. Die Akten gingen wieder nach Küstrin und man vergaß es, dem Monarchen Bericht abzustatten. Jenes erste Urtheil wurde, als bestätigt vollzogen, und Arnold kam wieder mit einer kläglichen Vorstellung bei dem Könige ein.

Friedrich erstaunte, daß er keinen Bericht erhalten habe, und verlangte diesen durch ein Kabinetschreiben. Das Kammergericht entschuldigte sich damit, es sei nicht möglich gewesen, diesen Bericht abzustatten, da die Akten ordnungs- und vorschriftsmäßig zur Bekanntmachung an die erste Instanz zurückgeschickt wären. Friedrich schrieb an das Kammergericht: „Können denn die Herren die Akten nicht zurückfordern?" Man meldete dem Könige: man könne noch in der dritten oder Revisions-Instanz sprechen, und Friedrich befahl nun, das dies geschähe.

Dies dritte Urtheil war dem ersten und zweiten völlig gleich. Nun kam der Müller Arnold wieder bei dem Könige ein und stellte vor: Es könne alles nichts helfen; denn es sei nur zu ausgemacht gewiß, daß die Obrigkeit darauf ausgehe ihn wider alles Recht unglücklich zu machen. Zum Unglück hatte man auch diesmal unterlassen, dem Monarchen einen besonderen Bericht zuzusenden, und dieser Ver-

säumniß ist der Argwohn zu erklären, der nun in des Königs Herz schlich. Mißtrauisch gegen jeden Rechtsgelehrten, übertrug er einem Obersten von Heuking, des Müllers Sache zu untersuchen, und dieser, von dem Auditeur seines Regiments bestimmt und selbst nicht im Stande, der Sache auf den Grund zu sehen, berichtete, daß dem Müller Unrecht geschehe.

Dies brachte den Monarchen auf. Ein Strafexempel zu zeigen, schien ihm hier um so nöthiger, da diese Angelegenheit schon der Gegenstand aller Gespräche war. Dem Großkanzler von Fürst wurde der Befehl, die drei Kammergerichtsräthe, die in Arnolds Sache gesprochen hatten, auf das Schloß zum Könige zu schicken. Der treffliche Großkanzler ahnte, was geschehen könne. Edel und überzeugt, daß jene drei Männer nach Gewissen und Pflicht in der ganzen Sache gehandelt hatten, begleitete er sie zum Könige, ohne dazu aufgefordert zu sein.

Friedrich litt eben an Zahnweh. Beim Eintreten der Räthe richtete er sich vom Kanapee auf, sein Blick war furchterregend; die unerwartete Erscheinung des Großkanzlers steigerte seinen Zorn aufs Höchste.

„Herr! was will Er?" rief er dem Großkanzler entgegen. — „Wer hat Ihn rufen lassen?" Ich kenne Ihn schon! Weg! Fort, fort, mit Ihm! Er ist hiermit kassirt." — Vergebens war alles, was der unglückliche edle Mann vorbringen wollte; umsonst sein Muth. Friedrich wies ihn auf eine ganz unverdiente Art aus dem Zimmer. Zitternd standen die drei Räthe da; sie sahen das Ungewitter kommen, das über sie ausbrechen würde, und hatten nicht vergebens gefürchtet, denn jetzt brach des Monarchen Zorn über die redlichen Männer aus, die der König gar nicht anhören wollte. Endlich in einer Pause trat einer derselben dem aufgebrachten Monarchen näher und sagte mit wahrem Heldenmuthe: „Ich habe nach Pflicht, Gewissen und vollkommensten Rechte gesprochen und entschieden. Wenn Ew. Majestät mir auch zehnmal beföhlen, anders zu urtheilen, so würde ich es doch niemals thun, denn dies verbieten mir Eid und Gewissen."

Jetzt sprang Friedrich vor Zorn außer sich auf, rief die Wache und sagte: „Das ist doch eine verteufelte Impertinenz!“ Die drei Biedermänner zitterten, da sie den Monarchen so außer sich sahen. In diesem Augenblicke sammelte sich der große Monarch; er bemerkte die Todesfurcht jener Männer, freundlich wandte er sich zu Ihnen und sagte mit der ihm so eignen Gutmüthigkeit: „Nun, nun, fürchtet Euch nur nicht! Es soll Euch kein persönliches Leid geschehen. Nur in Arrest muß ich Euch schicken!“

Wie groß handelte Friedrich in diesem Augenblicke der Selbstüberwindung! Er war überzeugt von der Unrechtmäßigkeit des Urtheils; die muthvolle Aeußerung des einen der Räthe mußte ihm ein Majestätsverbrechen erscheinen, und doch war in diesem Augenblicke seine ihm so natürliche Menschenliebe stärker, als sein Vorurtheil, das ihm ganz im Gewande der erwiesensten Wahrheit erschien.

Der fernere Verlauf der Geschichte ist bekannt. Der Großkanzler wurde kassirt, und mehrere Räthe kamen auf die Festung. Aber ausgezeichnet hart ist das Reskript des Königs über diese Angelegenheit. Er sagt darin:

„Ein Justiz-Kollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, wie eine Diebsbande; vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten; die sind ärger, als die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung.“

72.

General Seidlitz berichtete einst dem Könige eines der vielen kleinern Gefechte, die täglich im siebenjährigen Kriege vorfielen. Er selbst hatte bei dem Gefechte kommandirt und erwähnte gegen den Monarchen die musterhafte kluge Anführung eines Offiziers von dem Wunschen Freikorps! — „Freikorps! Freikorps!“ antwortete der Monarch. „Geh' Er mir doch mit der klugen Tapferkeit eines Offiziers vom Freikorps.“ — „Und dieser macht eine rühmliche Ausnahme,“

fiel Seidlitz ein. „Ich habe wenig Offiziere kennen gelernt, die sich so zu nehmen wußten, wie dieser. Er verdiente ein Regiment zu führen!" — „Wie heißt er?" Seidlitz nannte den Namen. „Den habe ich schon nennen hören," sagte Friedrich. „Er hat sich schon bei einer Affaire ausgezeichnet." — „Ja, und er verdient einen Orden." — Ohne daß Seidlitz es wußte schickte der König nach dem Hauptmann; dieser kam. Friedrich legte den Orden vom Verdienst und eine Goldrolle auf den Tisch. — „Er hat sich sehr brav gehalten," sagte der Monarch freundlich. „Ich muß Ihn belohnen; wähle Er! Hier liegen hundert Friedrichsd'or und hier der Orden — was von beiden wählt Er?" — Ohne sich lange zu bedenken, griff der Offizier nach dem Gelde. — „Ehre hat er wenig," sagte Friedrich unwillig, „sonst würde Er den Orden genommen haben." — „Verzeihen Ew. Majestät, ich habe Schulden, die ich erst bezahlen will. Den Orden werde ich in einigen Tagen nachholen." — „Brav, mein Sohn!" sagte Friedrich, indem er dem Offizier auf die Schulter klopfte: „Nehme Er den Orden auch nur gleich mit. Er verdient ihn."

73.

Auf einem der Märsche in Schlesien bekam Friedrich von einer Frau einige Aepfel, die er, obgleich diese nichts annehmen wollte, mit einigen Friedrichsd'or bezahlen ließ. Voll Freuden vertheilte die Frau die übrigen Aepfel unter das Gefolge des Königs, und äußerte dabei, daß der Monarch gewiß einen schönen Sieg erfechten werde, und daß sie sich im voraus freue, den König als Sieger zu sehen.

Die Vorhersagung traf ein; die Schlacht bei Liegnitz wurde gewonnen und Friedrich ging nach wenig Wochen wieder durch diese Gegend. Alle Bewohner des Dorfes standen an der Heerstraße, jene Prophetin an ihrer Spitze; sie that sich etwas darauf zu Gute, daß ihre Vorhersagung pünktlich eingetroffen war, und laut glückwünschend äußerten die übrigen dem Monarchen ihre Freude. Friedrich war gerührt, dankte auf das huldreichste und sagte dann zu dem neben ihm reitenden General von Ziethen: „Das muß man den

Schlesiern nachsagen, sie haben alle eine feine Lebensart. Nehme Er dagegen einmal Seine Priegnitzer? — Oho! fiel Ziethen etwas unwillig ein. Bezahlen Ew. Majestät nur den Priegnitzern jeden Apfel mit fünf Thalern, sie werden noch höflicher sein!"

74.

Charakteristisch ist der Briefwechsel, den Friedrich mit Ziethen führte, als dieser das bei Lissa den 5. Dezember 1757 gänzlich geschlagene österreichische Heer auf seiner wilden Flucht bis in Böhmen verfolgte. Bekanntlich war der Schlachttag von Lissa auch in Hinsicht des Wetters einer der schönsten. Kein Wölkchen hatte den Himmel getrübt; wie an einem der schönsten Frühlingstage hatte die Sonne den Sieg der Preußen beleuchtet. Aber während der Nacht änderte sich das Wetter auffallend, ein ungeheurer Schnee fiel und am Morgen war das Schlachtfeld mit allen seinen Leichen wie mit einem Sterbetuche von Schnee bedeckt. Jetzt mußte Ziethen mit drei Bataillons Grenadieren, drei Infanterieregimentern, eben so viel Dragonerregimentern, vier Regimentern Husaren und zwei Freibataillons dem fliehenden Feinde folgen. Zehntausend Gefangene und drei tausend Wagen waren die Früchte dieses Zuges. An jedem Tage erhielt der Monarch Rapport von Ziethen und jeden Brief beantwortete er. Eine Antwort mag hier Platz finden.

„Ein Tag Fatigue in diesen Umständen, mein lieber Ziethen, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Nur immer dem Feinde in die Hosen gesessen. Hierauf kommt wahrhaftig die Wohlfahrt des Landes an."

75.

In der Schlacht bei Zorndorf hatten einige der sonst braven Regimenter ihre Schuldigkeit nicht gethan; sie wichen in einem der entscheidendsten Augenblicke. Desto muthiger und braver hatten sich andere Schaaren benommen, besonders aber eins der schlesischen Füsilierregimenter, das, wie alle diese Regimenter, aus kleinern und un-

ansehnlichern Leuten bestand, als die Musketierregimenter und Grenadierbataillons. Friedrichs scharfem Auge war die Tapferkeit jenes Regiments nicht entgangen. Nach der Schlacht versammelten sich die Generale, um dem Monarchen Glück zu diesem ausgezeichneten Siege zu wünschen. In seiner Freude äußerte der Monarch: „Es ist mir große Freude, den Sieg gewonnen zu haben; aber es ärgert mich nur, daß ich ihn solchem Grobzeuge, wie die Füsiliere von *** sind, verdanken muß."

General Gablenz, in dessen Brigade jenes Regiment gestanden hatte, hörte diese Worte. Sie waren ihm, trotz des Zusatzes Grobzeug, der größte Lobspruch. Er ritt zu dem Regimente. „Kinder!" sagte er, „der König nennt Euch zwar Grobzeug, versichert aber doch, daß er Euch den Sieg verdankt!"

Die Füsiliere waren entzückt und stolz auf diese Aeußerung des Königs, und hatten noch lange nachher den Gebrauch, jenes Wort immer dann laut auszurufen, wenn sie den Monarchen in ihrer Nähe wußten.

76.

General von Fink, einer der Lieblinge Friedrichs fiel durch sein Unglück, da er sich mit seinem schwachen Korps den 22. Nov. 1759 bei Maxen den ihn einschließenden Oesterreichern übergeben mußte, bei dem Monarchen in Ungnade. Fast 11,000 Mann Preußen streckten an diesem unglücklichen Tage das Gewehr. Der Generaladjutant, der diese schreckliche Nachricht — die erste in dieser Art — überbringen sollte, bezeigte dazu keine Lust. Herr von Catt, der beständige Gesellschafter des Königs, übernahm dies mißliche Geschäft. Als er in das Zimmer des Königs trat, parodirte dieser einige Verse aus dem Prediger Salomonis und aus dem Hohenliede. Er sah Catt nicht gleich und fuhr fort zu schreiben. Als er geendigt hatte, sah er auf, und nun erzählte Catt die Begebenheit. Der Monarch fuhr heftig auf; dann ging er seufzend länger als eine Viertelstunde in seiner Kammer auf und nieder, und bezeugte sein Erstaunen, daß sich seine

Truppen nicht lieber hätten niederhauen lassen, ehe sie sich gefangen gaben. Dann redete er Catt an: „Sie lieber Catt, können mir nicht helfen! Ueberlassen Sie mich meinen Gedanken! Ich muß mich schnell entschließen, und wenn ich das Unglück nicht ersetzen kann, so will ich doch suchen, es zu mindern. Gleich will ich meinen Bruder Heinrich kommen lassen, und mich mit ihm über diese unerhörte Begebenheit berathschlagen."

Nun ergriff der König seine Flöte und der Prinz Heinrich kam, der früher schon den König auf die äußerst gefährliche und gewagte Stellung des Generals Fink aufmerksam gemacht hatte. Friedrichs erste Sorge war, Niedergeschlagenheit und Kleinmuth bei seiner Armee zu verhüten. Er verließ sogleich mit dem Prinzen sein Haus, spatzierte mit ihm eine Weile durch die Regimentsgassen unter Scherz und Lachen und ließ sogleich darauf die ganze Armee das Gewehr ergreifen.

Der feindliche Feldmarschall Daun war indessen neugierig, wie sich Friedrich nach einer solchen Begebenheit benehmen werde. Um dies zu sehen, kam er mit seiner ganzen Avantgarde. Friedrich war in Schlachtordnung. Man kanonirte sich stark von beiden Seiten. Daun wußte nun, was er zu wissen verlangte, und ging mit seiner Avantgarde ins Lager zurück.

Für den gefangenen General von Fink, einen sonst verdienstvollen, thätigen und tapfern General, der, wie der Prinz Heinrich vorhergesehen hatte, was ihm bei Maxen begegnen müsse, hatte nach der Unterredung des Königs mit dem Prinzen jenes große Unglück nicht die traurigen Folgen, die er befürchtete. Der Monarch empfing ihn freilich etwas auffallend. Er ließ ihn zur Tafel einladen, betrachtete ihn in seinem Tafelzimmer rechts und links, von oben bis unten, ohne ein Wort zu sagen, ging dann wieder in sein Kabinet, und ließ dem General sagen, er sei aus Versehen zur Tafel eingeladen. Sogleich darauf kam Fink in Arrest und vor das Kriegsgericht. Diese Spannung währte so lange, bis Fink in dänische Dienste trat. Jetzt kam er zum Monarchen. Dieser hatte nun alles vergessen, umarmte

ihn, wünschte ihm Glück, und erklärte ihn vor allen Anwesenden für einen der größten Generale.

77.

Der Bischof von Ermeland bat einst den Monarchen, ihm bei der Einweihung der katholischen Kirche in Berlin eine feierliche Prozession durch die Hauptstraßen zu gestatten. „Sehr gern erlaube ich dies," gab Friedrich zur Antwort, „aber finden Sie sich ja vorher mit den Berliner Straßenjungen ab."

78.

Einst begegnete Friedrich zwei jungen Prinzen seines Hauses, die mit ihrem Gouverneur am Ufer der Havel spazieren gingen. Er ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein, und beide erzählten ihm als eine Merkwürdigkeit, sie hätten zwei Artillerie-Officiere gesehen, die mit Steinen über die Havel hätten werfen können; daß aber der eine den andern in dieser Kunst weit übertroffen habe. Zufällig nannte der Begleiter diese beiden Officiere, die aus dem niedrigsten Stande waren und überhaupt auch nicht im besten Rufe standen.

„Wenn ich nur wüßte, warum der Eine weiter werfen konnte, als der Andere!" äußerte der jüngere Prinz gegen den König. — „Weil er länger Straßenjunge gewesen ist," antwortete Friedrich lachend.

79.

Der Major von L. hatte gegen mehrere seiner Officiere geäußert, daß er an seinem Geburtstage, der in acht Tagen fiel, ein schönes Mittagsessen geben wolle, und daß ein feister Hirschbraten auf der Tafel paradiren solle. Um diesen letzteren zu bekommen, schrieb er an mehrere Förster, und ritt selbst zu ihnen. Aber vergebens! Die hohe Jagd war verboten, und kein Förster wollte es wagen, die Bitte des Majors zu erfüllen. Das Wort war gegeben; um es wahr zu machen, ritt der Major mit einigen seiner Officiere in den nächsten königlichen Forst, und schoß ohne weitere Erlaubniß den schönsten Hirsch, den er nun nach Hause fahren und zubereiten ließ.

Dieser Jagdfrevel wurde angezeigt, und der Major mußte die darauf festgesetzte Strafe von hundert Dukaten an die königliche Forstkasse bezahlen. Jetzt befürchtete er die Ungnade des Monarchen, um so mehr, als die Reihe an ihm war, Oberstlieutenant zu werden; er fürchtete, um dieses Jagdfrevels willen in seinem Avancement zurückgesetzt zu werden. Das Regiment ging bald darauf zur Revue.

Der Major wurde dessenungeachtet Oberstlieutenant, ging nun zu dem Monarchen, bedankte sich wegen des Avancements und bat zugleich den König wegen des Jagdfrevels um Verzeihung. — „Hat Er denn die festgesetzte Strafe von hundert Dukaten bezahlt?" fragte der König. — „Ja, Ew. Majestät." — „Weiß Er was, lieber L.," antwortete Friedrich lächelnd, „wenn Er Lust hat, schieße Er die Hirsche alle; aber Er muß für jeden hundert Dukaten bezahlen."

80.

Der Musikus in einer Stadt hatte ein großes Concert angekündigt, von dessen Einnahme er sich um so mehr versprach, da, nach dem unterzeichnetem Circular, die Versammlung äußerst zahlreich werden mußte. Wenige Tage vor der Aufführung fiel ein Todesfall bei Hofe ein, und alle Musik im ganzen Lande wurde untersagt.

In seiner Verzweifelung schrieb der Musikus an den Monarchen; er stellte vor, daß von der Einnahme dieses mit vielem Aufwande und Kosten verbundenen Concerts seine und seiner ganzen Familie Existenz für den nahen Winter abhinge und bat, das Concert, der Landestrauer ungeachtet, aufführen zu dürfen. — Der Monarch schrieb zurück:

„Da meines Wissens der Musikus mit meinem Hause nicht verwandt ist, so kann man nicht verlangen, daß er Noth leiden solle, um seine Trauer zu bezeigen. Er kann sein Concert geben."

81.

Der General von Zaremba war besonders in den späteren Jahren des Königs einer der Lieblinge des Monarchen. Einst fragte ihn Friedrich: „Sage Er einmal, Zaremba, wie heißt eigentlich sein

ganzer Name?" — Der General antwortete: „Zaremba Rothozatazurack." — „So heißt ja der Teufel nicht!" erwiederte Friedrich. — „Der ist auch nicht von meiner Familie!" setzte Zaremba ganz trocken hinzu.

82.

Als Friedrich in den ersten Tagen des Novembers 1758 nach Jauer ging, verfolgte der österreichische General Laudon die Arrieregarde, ohne dieser schaden zu können. In einem Hohlwege fand der König drei Pontonswagen, deren Pferde so ermattet waren, daß es unmöglich schien, das schwere Fuhrwerk durch den äußerst schlechten Weg herauf zu bringen. Der Monarch bemerkte, daß der kommandirende Officier sich alle Mühe gab und daß Knechte und Pferde das ihrige thaten. „Wenn Er die Pontons nicht durchbringen kann," sagte Friedrich, „so lasse Er sie nur stehen, und rette Er die Leute und Pferde." — „So weit sind wir noch nicht! Dazu ists immer noch Zeit!" autwortete der entschlossene Officier. Indessen war der Monarch kaum weggeritten, als ein starker Schwarm Croaten andrängte; jener Officier mußte die schweren Wagen stehen lassen, und nur mit Mühe gelang es ihm, die Leute und sich zu retten, und sich dem Zuge anzuschließen. Friedrich bemerkte ihn. — „Nun? wie ists mit ihm?" fragte er. — „Ihro Majestät," antwortete der dreiste Officier, „die Pontons waren schadhaft; die Pferde abgetrieben; ich habe deshalb den Oesterreichern die erstern zur Ausbesserung und die letztern zum Ausfüttern hingegeben. Sobald die Pontons ausgebessert und die Pferde wieder bei Kräften sind, wollen wir beides wieder holen." — Friedrich lächelte. — „Ja, da hat Er Recht, das ist der beste Rath."

83.

Die Köche des Monarchen waren ein für allemal angewiesen, die Rechnung bei einer mehr als gewöhnlichen Mahlzeit einzureichen; der König sah sie durch, billigte oder strich sie, je nachdem sie ihm billig oder unbillig vorkam.

Am 4. November 1784 belief sich die Rechnung für eine solche Mahlzeit auf 25 Thlr. 10 Gr. 1²/₃ Pf. Dies schien dem Monarchen zu viel. Eigenhändig schrieb er nach seiner bekannten Schreibart folgendes unter die eingesandte Rechnung:

„Gestolen. Da ungefer hundert Austern Sind auf den Tis gewesen, Kosten 4 Thlr. Die Kuchen 2 Thlr. Quappenleber 1 Thlr. Die Fisch 2 Thlr. Die Kuchen auf Russisch 2 Thlr.; macht 11 Thlr. Das Uebrige ist gestohlen; da ein Essen mehr Heute ist gewesen, nemlich Hering und Erpsen, Kan 1 Thlr. kosten. Also was über 12 Thaler, ist impertinent gestohlen.

84.

Friedrich wollte einst zu seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich fahren und rief dem Kutscher zu: „Zu meinem Bruder Heinrich!" — Der Kutscher hatte diese Worte nicht gehört, und fragte. Der die Thür des Wagens schließende Bediente sagte: „Zu meinem Bruder Heinrich!" — Der König lachte. — „Schlingel!" sagte er, „warte, ich will Dir die Brüderschaft anstreichen!"

85.

Der Monarch hatte bei der Belagerung der Hauptstadt Breslau sein Hauptquartier im Dorfe Rothkretschen genommen, und hier ein Bauernhaus bezogen. Die Belagerung dauerte bekanntlich bis zum 10. December, und die Kälte nahm so überhand, daß die Truppen kaum im Stande waren, die Belagerungsarbeiten auszuhalten. Da es in dieser Lage über alles, was Holz hieß, sehr herging, daß kein Zaun, keine Planke verschont wurde, und daß man endlich Scheunen, Ställe und Häuser abbrach, um Brennmaterial zu haben, bedarf kaum einer Erwähnung.

Die im Dorfe liegenden Dragoner fingen endlich an, alles Holzwerk von des Königs Quartier abzubrechen. Der wachthabende Officier von der Garde suchte sie durch Vorstellungen davon abzuhalten; aber vergebens. Er drohte endlich mit Gewalt, ließ die Wache vortreten,

und kündigte ihnen an, daß er Feuer auf jeden, der noch ein Brett abbräche, würde geben lassen. Allein auch diese ernsten Worte wurden von den Dragonern nicht berücksichtigt; sie lachten der Drohung und fuhren mit Abbrechen des Holzes fort. Friedrich hörte den Lärm, er schickte nach dem Offizier der Wache, der auch sogleich in des Königs Stube trat. — „Was ist denn draußen für Lärm?" fragte der König. — „Es sind die Dragoner; sie brechen das Haus ab, in welchem Ew. Majestät Quartier genommen haben. Vorstellungen sind fruchtlos; ich habe daher die Wache heraustreten lassen." — „Nun, was soll die Wache?" — „Drunter schießen, wenn sie fortfahren mit abbrechen!" — „Das ist der unrechte Weg. Warte Er nur, ich will dem Unfug bald ein Ende machen." — Bei diesen Worten trat der Monarch vor die Thür. — „Hört einmal, Dragoner!" sagte er, „wenn Ihr so fortfahrt, so fällt mir der Schnee ins Bette, und das werdet Ihr doch nicht zugeben?" — Beschämt gingen die Dragoner zurück, und das Haus blieb verschont.

86.

Ein Soldat hatte in der Schlacht bei Roßbach von einem gefangenen französischen Offizier vierzig Thaler Gold erbeutet. So reich war er in seinem Leben noch nicht gewesen; seine ganze Seele hing an diesem Schatze; er vernähete ihn in das Futter seiner Uniform, und marschirte, viele Pläne über die beste Anwendung seines Geldes machend, mit nach Schlesien. In Parchwitz ließ er sich von seinen Kameraden zum Spiele verleiten, und in Zeit von einer Stunde war alle sein Geld verloren. Jetzt bemächtigte sich die höchste Verzweiflung des Unglücklichen; er konnte den Gedanken an seinen Verlust nicht ertragen; der Spott seiner glücklichen Kameraden kam dazu, genug, er beschloß, durch Selbstmord zu enden.

Wüthend ergriff er sein Gewehr, und rannte, von seinen Kameraden nicht bemerkt, weil sie mit dem Spiele beschäftigt waren, in den Garten, um hier sein Vorhaben auszuführen.

Friedrich kam eben vom Recognosciren=Reiten zurück, er bog eben um den Garten, wurde den Soldaten gewahr, der ganz außer sich,

sein Gewehr frisch ladete, und schloß sogleich auf irgend eine strafbare Absicht. Rasch sprengte der Monarch heran. — „Kerl, was willst du thun?" rief er ihm zu. Wie von einem Donner erschreckt stand der Verzweifelte zitternd da, das Gewehr fiel zur Erde. Antworten konnte er nicht. Friedrich wiederholte die Frage, und setzte hinzu: „Warum wolltest du dich erschießen?" — Jetzt kehrte Reue in das Herz des Unglücklichen, er gestand dem Monarchen sein Vorhaben, und setzte hinzu: daß er dies erbeutete Geld, sobald er in die Winterquartiere gekommen sein würde, seinem alten Vater und seiner blinden Schwester zum Unterhalt habe schicken wollen, da er nun aber alles verspielt, so sähe er keinen andern Ausweg, als den Tod.

Der Monarch wurde gerührt durch die ganze Lage und durch das reuevolle Geständniß des Soldaten, befahl dem ihn begleitenden Oberstlieutenant von Krusemark, dem Soldaten das Geld wieder zu geben, und setzte ernst warnend hinzu: „Schäme dich, du bist ein junger, ansehnlicher Kerl, dem's bei längerm Dienste nicht fehlen kann. Ich verzeihe dir deinen Fehltritt; bitte Gott, daß er dir dein böses Vorhaben gnädig vergeben möge, und bleib ein braver Kerl. Geh still in dein Quartier; für deine arme Schwester soll gesorgt werden!" — „Ach, Ihro Majestät, wenn ich zurückkomme, werde ich bestraft werden!" — Der König wandte sich jetzt zu seiner Begleitung: „Messieurs," sagte er, „niemand von Ihnen erzählt diesen Auftritt!" — Dann wandte er sich wieder zu dem Soldaten: „Geh ruhig in dein Quartier, du kannst den Schuß besser gebrauchen."

87.

Friedrich begegnete, da er zur Revue ins Lager ritt, einem alten Marketenderweibe, das mit einer ungemein kreischenden und durchdringenden Stimme „Sohleier und Radieschen!" ausrief. — „Gebt doch dem armen Weibe zehn Thaler! Die Alte läßt es sich ja gar zu sauer werden!" sagte Friedrich zu einem seiner Begleiter. Es geschah. Der König war noch nicht hundert Schritte weiter geritten, als ein großer Haufen anderer Marketenderweiber sich um ihn

versammelten, und, in fester Erwartung einer gleichen Belohnung, noch ungleich ärger schrieen. — „Ei, gehorsamer Diener!“ sagte der Monarch; „da müßte ich viel zehn Thaler haben, wenn ich allen alten Weibern die Sohleier und die Radieschen abkaufen wollte!“

88.

Eine nicht unwichtige Rolle in der Geschichte Friedrichs spielte des Königs Kutscher, Namens Pfund, ein Mann, von dem man auch in seinem Stande sagen konnte: er war ohne Furcht und ohne Tadel, und vielleicht hat es nie einen Menschen gegeben, der, wie Pfund, die Kunst verstand, sich wichtig zu machen. Mit dem Monarchen sprach er, wie mit seines Gleichen, und oft war es der Fall, daß der König ganz von ihm abhing. Friedrich besprach alle seine Reisen mit ihm. Einst sagte der König zu ihm: „Pfund, in einer halben Stunde reise ich auf einen Monat fort! Richte dich danach ein!“ — „Nun ja! Daß Gott sich erbarme! In einer halben Stunde fortreisen. Das geht nicht!“ erwiederte Pfund. — „Und weshalb gehts nicht?“ — „Weil ich in einer Stunde ein christliches Werk verrichten, und bei dem Sohn meiner armen Nachbarin Gevatter stehen will.“ — „Nun, dann muß ich deines christlichen Werkes wegen schon eine Stunde länger warten.“ — „Soll auch nichts hindern; es kann nachher desto geschwinder gehen.“ — Pfund ging, um sich umzukleiden. Friedrich rief ihn zurück: „Höre einmal, Pfund, du sagtest von einer armen Nachbarin; ist die Frau wirklich so bedürftig?“ — „Sie ist eine arme Schusterfrau, die freilich nicht viel einzubrocken hat.“ — „Nun, dann nimm ihr diese funfzig Thaler mit, und sage ihr, sie soll ihren Jungen ordentlich erziehen.“

89.

Bei Gelegenheit der Vermählung des Erbstatthalters mit der Prinzessin von Preußen befahl Friedrich seinem Leibkutscher Pfund, daß er in einem der ansehnlichsten Speisehäuser der Residenz ein schönes Abendessen bestellen, daß er auf dies den Leibkutscher des

Erbstatthalters mit allen Stallbedienten bitten, und dann am folgenden Morgen ihm, dem Monarchen, die Rechnung des Gasthalters überreichen solle. Pfund, der in allen seinen Sachen sehr pünktlich war, ließ sich diesen mündlichen Befehl des Königs durch den anwesenden Geheimen Kämmerer schriftlich geben, ging nun nach dem ersten Gasthofe Berlins, die Stadt Paris, und bestellte, durch die schriftliche Anweisung bevollmächtigt, das möglich schönste Abendessen, die feinsten Weine, und so nahm er am Abend nicht nur die Stallbedienten des Erbstatthalters, sondern auch die des Königs mit sich. Die Gesellschaft bestand aus vierzig Personen; der schönste Saal des Hauses war ihr angewiesen, und man kann leicht errathen, daß die heitern Gäste, durch Pfunds Zureden und Beispiel vermocht, es sich wacker munden ließen. Erst gegen Morgen ging die Gesellschaft aus einander. Gegen Mittag ließ sich Pfund die Rechnung geben, und ganz unbekümmert, wie hoch sie sich belaufen möge, trug er sie zum Könige. Friedrich sah sie durch, warf sie unwillig auf den Tisch und sagte: „Aber, Kerl, wie kannst du dich unterstehen, eine solche Rechnung zu machen! Es stehen ja über hundert Bouteillen des feinsten Champagners drauf, und noch mehr Rheinwein und andere kostbare Weine. Und welche Menge des delikatesten Essens! Sag, Kerl, wo hast du hingedacht? Mich selbst kostet das prächtigste Souper, das ich dem Erbstatthalter gebe, nicht halb so viel!" — „Das geht mich nichts an!" erwiederte Pfund mit der ruhigsten Miene. — „Geht dich nichts an?" sagte Friedrich. „Kerl, weißt du wohl, daß ich dich fortjagen und die Rechnung von dem Deinigen bezahlen kann?" — Der Ausdruck, „wegjagen," empörte Pfunds ganzes Ehrgefühl; noch nie hatte der Monarch ihm damit gedrohet. — „Was?" erwiederte er im festesten Tone, „glauben Ew. Majestät vielleicht, daß der Leibkutscher des Erbstatthalters ein eben so armer Teufel sei, wie ich? Der Kerl säuft Champagner, wie unser einer Fredersdorfer Bier. Sollte der Kerl etwa in Amsterdam sagen, er hätte bei dem Leibkutscher des Königs von Preußen dürsten müssen? Wenn Ew. Majestät den Bettel nicht bezahlen wollen, so kann ichs im Nothfall."

„Ja, wenn das so ist, dann muß ich deine Ehre wohl retten und die Zeche bezahlen!" sagte der Monarch, der bei der ganzen Sache nur seinen Scherz mit Pfund hatte.

90.

Am Abend nach der Schlacht bei Lissa hatten einige der auf dem rechten Flügel stehenden Garde du Corps auf dem Schlachtfelde ein kleines Feuer angemacht. Bei dem Anblick des wenigen Holzes sagte ein Lieutenant: „Wer nach dem nahen Dorfe geht und noch etwas Holz bringt, bekommt von mir einen Gulden!" Im Augenblick gingen zwei Reiter fort, und versprachen, Feuerwerk zu schaffen. Gegen sieben Uhr des Abends kam der König hier an und stieg vom Pferde. Die um das Feuer herumstehenden Reiter nahmen sogleich die Pfeifen aus dem Munde. Friedrich bemerkte dies. „Kinder," sagte er, „raucht nur zu, und laßt Euch nicht stören!" Nun stellte er sich unter sie und warf seinen Mantel um sich.

Die nach Holz geschickten Reiter kamen mit Vorrath an; sie warfen das Holz dahin, wo der Monarch stand, den sie aber nicht kannten, da er ihnen den Rücken zugekehrt hatte. Einer dieser beiden Reiter sagte zum Könige: „Marsch! fort da! jeder faule Hund stellt sich an's Feuer, und keiner will einen Splitter Holz holen!" — „Du hast Recht, mein Sohn," sagte der Monarch; „komm her, ich will Platz machen."

Erschrocken fuhr der Reiter zurück. — Friedrich rief ihm zu: „Du bleibst hier, mein Sohn, du hast Holz geholt, und hast daher ein Näherrecht. Laß mich nur ein wenig wärmen!"

91.

In seinen ersteren Regierungsjahren machte Friedrich ganz incognito eine Reise nach Amsterdam, wo er sich mehrere Tage aufhielt. Einer der reichsten Banquiers war beauftragt, dem Monarchen eine namhafte Summe Geldes auszuzahlen, und Friedrich mußte ihn in dieser Absicht selbst sprechen.

Bei dem Besuche war der Banquier nicht zu Hause; seine Frau äußerte, ihr Mann werde bald zurückkommen, und er, der Fremde, könne, wenn er sonst wollte, so lange in eins ihrer Zimmer treten, das sie auch zugleich öffnete. Der Monarch, der sich der Frau nicht zu erkennen gab, nahm den Vorschlag an, und wollte eben eintreten, als die Frau ganz unbefangen seine Hand ergriff und ihm ernstlich sagte: „Will der Herr wohl nicht erst die Schuh ausziehen?" — Der König mochte die Schuhe noch so viel auf der vor der Thüre liegenden Decke reinigen, es half nichts, die Hausfrau bestand auf ihrem Willen, und Friedrich trat auf bloßen Strümpfen in das schöne Gemach, wo ihn die Frau allein ließ.

Nach einiger Zeit kam der Banquier; seine Frau sagte ihm, daß ein Fremder, der oben in einem ihrer Zimmer sei, ihn sprechen wolle. Er erstaunte nicht wenig, da er den König erkannte; aber grenzenlos war sein Schrecken, da er den Monarchen ohne Schuhe erblickte. Er fiel dem Könige zu Füßen und bat für seine Frau um Vergebung. — „Aber," setzte er hinzu, „warum gaben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen?" — Lächelnd erwiederte Friedrich: „Ich hätte mich sollen zu erkennen geben? Ich werde mich hüten; denn der König von Preußen würde mich gewiß nicht von der kleinen Ceremonie frei gemacht haben!" — In der größten Unruhe rief der Banquier seine Frau. Sie erschien. „Was hast du angefangen?" redete sie der Mann an, indem er auf die Füße des Monarchen zeigte; „dieser Fremde ist der König von Preußen! Wirf dich Seiner Majestät zu Füßen und bitte um Gnade!" — — „Was? Was sollte ich thun?" erwiederte die Frau und stemmte beide Arme in die Seite. „Bei meiner Treu ich kann ihm nicht helfen! Ich, als Hausfrau, ziehe die Schuhe aus, wenn ich ins Zimmer trete, und Andere sollten es nicht thun? Mag König oder Königin kommen, die Schuhe bleiben vor der Thür!" — — „Sie haben Recht, Madame!" sagte Friedrich zu ihr, und wandte sich dann an den Banquier. „Sehen Sie wohl, mein Herr, ich wußte recht gut, daß ich nur durch meine Folgsamkeit und durch Beibehaltung des Incognito dem Könige von Preußen eine Beschämung ersparen konnte.

92.

Unter denen, die als Soldaten der Garde ein gewisses Recht zu haben glaubten, den Monarchen mündlich anzugehen und von ihm Geschenke zu fordern, war besonders ein Italiener, Namens Bulion. Bei jeder Gelegenheit verlangte er vom Könige ein Geschenk, und wußte auch immer Gründe anzugeben, die diese Zudringlichkeit entschuldigen sollten. Einst kam er zu dem Monarchen mit der Aeußerung, daß er morgen Gevatter stehen müsse, und daß er auch nicht einen Groschen zu den damit verbundenen Ausgaben habe. Friedrich schlug ihm die Bitte ab und Bulion ging, kam aber nach einigen Tagen mit eben der Bitte unter einem andern Grunde wieder. „Geh!" sagte Friedrich; „ich habe kein Geld!" — „Ich muß aber Geld haben. Ihro Majestät, leihen Sie mir auf meine Capitulation zwei Dukaten." — „Hast Du sie bei Dir?" – „Ja. Hier ist sie." — Der König nahm die Capitulation und der Soldat erhielt die zwei Dukaten.

Nach längerer Zeit, als die Capitulation der Ausländer verflossen war, und von neuem capitulirt werden mußte, ließ sich der König die Capitulationsliste der Ausländer reichen, und fand den Namen Bulion darauf. „Hat denn der Bulion Capitulation?" fragte Friedrich den Feldwebel. Dieser bejahete die Frage, die der König immer verneinte, und nun wurde, um hinter die Sache zu kommen, Bulion selbst gerufen. Er kam. In seiner Gegenwart fragte der König den Feldwebel: „Wie lange hat Er gedient?" — „Vier und zwanzig Jahr!" — Nun, dann weiß Er, was zum Dienst gehört. Sage Er einmal, was verdient der Soldat, der seine Capitulation versetzt?" — „Nach den Kriegsartikeln vier und zwanzig Mal Gassen laufen; und die Capitulation verfällt." — „So?" sagte Bulion, indem er sich an den Feldwebel wandte; „und was verdient der, der auf die Capitulation Geld verleihet? — Der Monarch lachte laut auf; gestand aber doch, daß Er auch gefehlt habe.

93.

Einer der Bedienten reizte einst des Monarchen Unwillen so sehr, daß dieser ihm eine Ohrfeige gab. Ganz unbefangen stellte sich der

Bediente in des Monarchen Gegenwart vor den Spiegel, und fing an, die durch des Königs Hand in Unordnung gebrachte Frisur wieder herzustellen. — „Schurke, was unterstehst du dich?" fragte Friedrich. — Ganz trocken erwiederte jener: „Ew. Majestät, die draußen im Vorzimmer brauchen gerade nicht zu wissen, was zwischen uns beiden vorgefallen ist." Der Monarch lachte und ging in ein anderes Zimmer.

94.

Ein anderer der Bedienten Friedrichs, der nahe um des Monarchen Person war, ließ es sich einst einfallen, in sehr eleganten Kleidern von auffallender Farbe und Schnitt vor dem Könige zu erscheinen. Der König that, als sähe er den Menschen nicht, und dieser merkte bald, daß dem Monarchen der Anzug mißfiele. Er ging fort, sich umzukleiden, und kam bald in der gewöhnlichen einfachen Kleidung wieder. Ganz freundlich fragte ihn Friedrich: „Hast Du den Narren nicht bemerkt, der sich seit einigen Tagen in einem rosenfarbenen Rocke hat sehen lassen? Wer war er?"

95.

Der Abt Pernetti, königlicher Bibliothekar, wurde seiner runden Perrücke, seines auffallenden Gesichts und seiner ganzen Haltung wegen, immer für einen Juden angesehen, und wurde wirklich einst aus einem Hause, wohin er zum Essen eingeladen war, von der Dienerschaft schimpflich abgewiesen. Um dergleichen Beschimpfungen ferner nicht ausgesetzt zu sein, hielt er bei dem Monarchen um die Erlaubniß an, ein goldenes Kreuz an einem Bande tragen zu dürfen. Friedrich antwortete auf diese Bitte: „Herr Abt, Sie können, wenn es Ihnen Vergnügen macht, das ganze Leiden Christi auf dem Rocke tragen."

96.

Bei dem Umspannen vor des Königs Wagen drängte sich einst ein auffallend bunt gekleideter Mann mit einem noch auffallendern Gesicht an den Wagen des Monarchen. Selbst diesem fiel der Mann

auf, er öffnete das Wagenfenster und fragte ihn, wer er sei. — Der Gefragte antwortete mit tiefer Verbeugung: „Ew. Königlichen Majestät allerunterthänigster Knecht, der Amtsactuarius Haase!" „Ja, das sehe ich!" erwiederte Friedrich, und ließ das Wagenfenster herab.

97.

Friedrich konnte in seinem höhern Alter mehrere in Berlin aufkommende neue Moden nicht leiden, die unter den Mannspersonen gewöhnlich geworden waren. Dahin gehörten die großen Schuhschnallen, die kleinen runden Hüte, die weißen Mäntel und besonders die großen weißen Muffen, welche besonders unter der französischen Kolonie viel getragen wurden. Einst, da er mit einem vertrauten General am Fenster stand, und einen braun gekleideten Franzosen mit einem außerordentlich großen weißen Muff über die lange Brücke gehen sah, sagte er: „Sehe Er einmal den Narren, der trägt einen ganzen Hammel!"

98.

„Er scheint noch etwas auf dem Herzen zu haben," sagte Friedrich zu einem seiner Kammerherren, mit dem er gesprochen hatte. — „Ja, Ew. Majestät. Es ist die für mich sehr wichtige Frage, welchen Rang ich als Kammerherr in Ansehung des Militärs habe. Es kommen der Fälle zu viele vor, die es nöthig machen, hierüber etwas Bestimmtes zu haben." — Der Monarch, dem nichts so zuwider war, als Rangstreitigkeiten, sagte ganz ernsthaft, indem der Kammerherr in gespanntester Erwartung da stand: „Ist Er einen Tag länger im Dienst, als der Freikorporal, so hat Er den Vorrang; ist aber der Freikorporal einen Tag länger im Dienst, so ist er natürlich mehr als ein Kammerherr."

99.

In den ersten Regierungsjahren Friedrichs wohnte in Potsdam eine fast wahnsinnige alte Frau, die täglich um Mittagszeit sich vor dem Schlosse einfand. Oft sprach Friedrich mit ihr. Jetzt ging der zweite schlesische Krieg an; der Monarch verließ Potsdam,

und blieb ein Jahr bis zum Frieden aus. Jene Wahnsinnige kam täglich, von dem Kriege war sie nicht im Mindesten unterrichtet. Sie erblickte kaum den König, als sie ihn fragte, wo er so lange gewesen sei? Sie habe ihn so lange nicht gesehen. — „Es ist Krieg gewesen," sagte Friedrich, „und da habe ich auch mit gemußt." — „So? Also Krieg ist gewesen? Na, Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!" gab sie zur Antwort. — „Wahrhaftig, die Alte hat nicht Unrecht!" sagte Friedrich zu seinen Begleitern, die, wie Er, die derbe Aeußerung herzlich belachten.

100.

Friedrich durchritt vor der Schlacht von Liegnitz jeden Abend das Lager, um seine Truppen aufzuheitern und muthig zu machen, wenn der sie einschließende Feind sich zu furchtbar zeigte. Bei einer solchen Gelegenheit erblickte er einen Unterofficier von der Garde du Corps, der neben einem Feuer saß, auf welchem in dem gewöhnlichen Feldkessel der in Stücke geschlagene Zwieback in rothem Weine kochte. — „Ei, mein Freund, das scheint ja eine kostbare rothe Suppe zu sein," sagte der Monarch freundlich. — „Ja; sie kostet aber auch sieben Thaler." — „Ho ho! Was ist denn darin?" — „Pontak und Zwieback. Ich weiß nicht, wie lange man es noch macht; ich wollte mich gern noch einmal stärken, und da hat der letzte Dukaten daran gemußt." (Der holländische Dukaten galt damals sieben Thaler.) — „Laß er mich doch einmal kosten; ich möchte wohl wissen, wie Seine Siebenthalersuppe schmeckt." — „Sehr gern, Ihro Majestät; aber ich habe nur einen blechernen Löffel." — „Das macht nichts!" — Der König nahm wirklich einige Löffel, und sagte: „Die Suppe schmeckt in der That gut; aber ich finde sie etwas theuer. Nun, ich bedanke mich fürs Erste; Er soll mal wieder mit mir essen." — Der Monarch befahl, daß dieser Unterofficier nach dem Hauptquartier kommen mußte; hier erhielt er von des Königs Tafel von dem, das der König selbst speisete, und überdies noch ein Geschenk an Gelde.

101.

In dem baierschen Erbfolgekriege 1778 rückte Friedrich aus Schlesien durch die Grafschaft Glatz in Böhmen ein. Er nahm sein Hauptquartier in Nachod, einem der Familie des Fürsten Piccolomini gehörigen Städtchen, und zwar in dem Hause eines Schusters, das eine schöne Aussicht gewährte.

Die Unruhe, die dieser hohe Gast seinem Wirthe machte, die vielen Meldungen, Patrouillen und Ordonnanzen, die alle Augenblicke kamen und gingen, waren besonders der Frau des Schusters sehr unangenehm. Sie war zu wenig Herr über sich selbst, als daß sie ihren Verdruß hätte verbergen können. Einst, als sie gerade im ärgsten Toben war, und ihrem Manne die härtesten Vorwürfe machte, daß er nicht mit dem Könige von Preußen spräche und diesen zu bestimmen suchte, eine andere Wohnung zu nehmen, begegnete ihr Friedrich. — „Was gibt's denn, gute Frau? Sie tobt ja wie eine Besessene!" fragte er. — „Ja, frage noch!" fiel ihm das Weib in die Rede. „Das Haus ist mein, und ich habe jetzt nicht so viel Platz darin, wie in einer Laterne! Es giebt hier größere Häuser, dahin kann der Herr mit Seinen Leuten ziehen!" — Diese Antwort gab die Frau im Vorbeigehen, ohne sich weiter zu erklären.

Dem Monarchen war die Sache lächerlich. Kaum merkte er, daß sich der Sturm gelegt habe, als er die Frau in seine Stube kommen ließ. — „Liebe Frau," sagte er, „ich mache Ihr viel Unruhe, aber ich kann nicht anders. Ich will Ihr einen Vorschlag thun. Verkaufe Sie mir das Haus. Ich gebe Ihr, was Sie fordert." — „Da muß ich erst meinen Mann fragen." — Bei diesen Worten entfernte sie sich, kam aber bald mit ihrem Manne wieder. — „Nun? Wie ist's?" fragte Friedrich. — Die Frau nahm das Wort: „Wir verkaufen das Haus; denn die Wirthschaft ist nicht mehr auszuhalten." — „Gut! Wie viel fordert Sie?" — „Unter zwei hundert Thalern wird das Haus nicht weggegeben." — Der König holte aus der Chatoulle Geld, der Schuster mußte sich an den Tisch setzen, den Kauf durch Unter-

schrift bekräftigen und den Empfang des Kaufgeldes bescheinigen. Jetzt mußte der Mann die Schlüssel bringen, und Friedrich schenkte ihm noch zweihundert Thaler Schlüsselgeld. — Der Monarch scherzte in der Folge oft über die Ansprüche, die der Besitz dieses Hauses ihm auf Böhmen gewähre.

102.

An keinem Hofe wußte man so wenig von den Kabalen der Gesandten fremder Mächte, als an Friedrichs Hofe. Der Monarch selbst gab nie eine Blöße, die diese Gesandten zu irgend einer Absicht hätten benutzen können. Er verstand die große Kunst, die unbescheidene Neugier fremder Gesandten in gehörigen Schranken zu halten. Alle ihre Kunstgriffe scheiterten an der Menschenkenntniß des Einzigen, der immer da schon gewesen war, wohin sie erst wollten. Bemerkte Friedrich, daß ein Gesandter sich viel Mühe gab, irgend ein Geheimniß zu erforschen, sah er vollends, daß ein solcher sich niederer Wege, z. B. Bestechung der Bedienten oder dergleichen, erlaubte, dann wußte er ihn gewiß auf eine Art in Verlegenheit zu setzen, die ihm die Lust zu ähnlichen Versuchen benahm.

Kurz vor dem Ausbruche eines Krieges genoß der Monarch einer Gesundheit, wie er dieser lange nicht genossen hatte. Jetzt, bei seinen vielen Geschäften, mußte er mehr auf seinem Zimmer bleiben, als gewöhnlich; und nun befahl er seinen Bedienten, auf jede Frage nach seinem Befinden mit einem bloßen Achselzucken und mit einem traurigen Gesicht zu antworten. Der auffallende Befehl wurde mit größter Genauigkeit befolgt.

Der Erste, dem das Zuhausebleiben des Monarchen auffiel, war der ****sche Gesandte. Er erkundigte sich nach der Ursache; die Antwort war jenes vorgeschriebene Achselzucken, und der Befragte wußte seine Rolle so meisterhaft zu spielen, daß der Gesandte sogleich an seinen Monarchen schrieb: „Aus dem ganzen Kriege wird nichts! Der König von Preußen ist so krank und elend, daß die Nachricht von seinem Tode vielleicht gar mit dieser Depesche schon eintrifft.“

Diese Nachricht verbreitete an dem ****schen Hofe die größte Freude; man fürchtete dort den Monarchen mehr, als ein ganzes Heer. Die Freude theilte sich bald der ganzen Hauptstadt und dem Lande mit. Jener Gesandte erhielt Befehl, den Tod des Königs sogleich zu melden. Um nichts zu versäumen, schrieb er die Depesche im voraus, ließ blos die Stelle für den Tag und die Stunde des nahen Todes offen, und zwei Kourierpferde standen gesattelt da.

Mit einem Male ritt Friedrich nach Berlin, zeigte sich in seiner ganzen Kraft öffentlich, ließ in seiner Gegenwart ganze Stunden exerciren, und that so jugendlich und war so heiter in den Gesellschaften, daß der arme getäuschte Gesandte ganz versteinert wurde. Die Folge war, daß man seine Untauglichkeit zu dem Posten einsah und ihn von Berlin abrief.

103.

Auf einer Revue in Schlesien fragte der König einen Husarenofficier nach seinem Namen. Der Gefragte nannte ihn. — „Wie ist mir denn? — Ist Er nicht ein Bürgerlicher?" fuhr Friedrich fort. — „Was? Ich bürgerlich?" sagte der Officier in Zorn. „Wissen Ew. Majestät wohl, daß schon Kaiser Rudolph der Zweite eine Strafe von zehn Mark löthigen Goldes darauf gesetzt hat, wenn einer an meinem alten Adel zweifelte?"

„Ei, gehorsamer Diener!" sagte Friedrich. „Ich habe kein Geld!" und ritt weiter.

104.

Der General Forçade äußerte einst über Tafel, daß er einen Stabskapitän in seinem Regimente habe, der durchaus nicht in Verlegenheit zu bringen sei, und der nie, selbst nicht auf die verfänglichste Frage, eine treffende Antwort schuldig bleibe. — „Das wäre doch viel!" sagte Friedrich, und ließ sich den Namen des Hauptmanns nennen. Mehrere Tage vergingen. — Friedrich schien dies vergessen zu haben — als das Regiment exercirte. Während des Parademarsches ritt der König an den gedachten Kapitän.

„Wie viel Katholiken hat Er bei Seiner Kompagnie?“ fragte Friedrich. — „Sechzehn!“ — „Wie viel Lutheraner?“ — „Ein und siebzig!“ — „Wie viel Reformirte?“ — „Zwölf!“ — „Das sind ja noch nicht alle! Was sind denn die übrigen?“ — „Die wissen selbst nicht, was sie sind!“ —

Friedrich lächelte über die prompten Antworten, von denen man leicht voraussetzen kann, daß keine gegründet war.

105.

In jenem festen Lager bei Bunzelwitz, in welchem Friedrich gegen die vereinigte russische und österreichische Armee ganz sicher stand, theilte er alle Mühseligkeiten mit dem gemeinen Soldaten. Manche Nacht schlief er in einer der Batterien auf einem Bund Stroh mitten unter den Soldaten. Einst an einem späten Abend ging er gedankenvoll mit Ziethen zwischen den Wachtfeuern spazieren. Ein Reiter war beschäftigt, einen Kuchen von Mehl und Speck zu backen. Der Geruch fiel dem Könige auf; freundlich sagte er zu dem mit seinem Backwerk beschäftigten Reiter: „Der Kuchen riecht ja herrlich!“ — „Das glaub' ich,“ gab der Reiter, der sich nicht umsah, zur Antwort; „aber Euch soll er nicht in den Zähnen stecken bleiben!“ — Jetzt riefen einige andere Reiter ihrem Kameraden zu: „Ins Teufels Namen! Was machst du? Es ist ja der König!“ — Ganz unbefangen antwortete der Reiter, ohne von seiner Arbeit aufzusehen: „Nun, und wenn's auch der König ist!“ — „Hier werden wir schwerlich zu Tische gebeten!“ sagte der Monarch zu Ziethen, indem beide weiter gingen.

106.

Besonders nahmen sich die Soldaten der Leibgarde viele Freiheiten gegen den König heraus, und selbst in den ernstesten Lagen konnten sie ihre muthwilligen Aeußerungen nicht unterdrücken. Am Tage der Schlacht bei Lissa ritt der Monarch neben dem ersten Bataillon Garde einher, begleitet von den Generalen Ziethen und Wedel, mit denen er die Anstalten zur Schlacht überlegte. Ein

gewisser feierlicher Ernst, eine des großen Vorhabens würdige Stille herrschte überall.

Da rief ein Gardist aus dem letzten Zuge seinem in einem der erstern Züge marschirenden Bruder zu. — „Was ist los?“ fragte der letztere. — „Sammle doch eine Kollekte in deiner Kompagnie!“ — „Für wen denn?“ — „Frag noch! Sieh nur Fritzen sein Rockfutter an, es muß geflickt werden!“ — Alles sah lachend nach dem dicht am Zuge reitenden Monarchen, und jeder äußerte laut, was er an des Königs Kleidung der Reparatur nöthig hielt. — „Wenn unser einer einmal so auf die Parade käme, der Alte würde uns auslachen!“ fing ein anderer an. Und so ging's den ganzen Marsch; da sprengte Friedrich nach dem linken Flügel, und das ernste Wort: „Gewehr an! Rechts schwenkt Euch!“ stellte mit einem Male die feierliche Ordnung wieder her.

Friedrich Wilhelm der Erste,
König von Preußen.

1.

Friedrich Wilhelm, in allen Stücken der beste Oekonom und sparsam bis zum Geiz, verwendete außerordentlich große Summen, um Leute von riesenmäßiger Größe unter seine Leibgarde zu bekommen. Seine Leidenschaft in diesem Stücke kannte weder Maaß noch Ziel, und die Verschwendung, welche er in dieser Hinsicht zeigte, war um so auffallender, da niemand den Werth des Geldes besser kannte als er. Die Summen, welche ihm während seiner Regierungszeit die Befriedigung dieser Leidenschaft gekostet hat, sind freilich nicht genau anzugeben; sie erscheinen aber, schon nach einem allgemeinen Ueberschlage, als ungeheuer groß. Man sagt, der König habe kurz vor seinem Tode die Rechnungen, woraus sie nachgewiesen werden konnten, eigenhändig ins Feuer geworfen. Ist dieß gegründet, so dürfte man vielleicht daraus schließen, daß er sich seiner seltsamen Leidenschaft selbst geschämt habe.

Keine Nation in Europa, fast kein Volk in der Welt war vorhanden, aus welchem sich nicht Menschen von riesenmäßiger Größe unter dem Leibregimente des Königs befunden hätten. In allen Gegenden Europas hielt er Auflaurer und Menschenfischer, welche die schönsten und längsten Leute, gutwillig oder gezwungen, durch List oder Gewalt zu seinen Soldaten anwarben. Hierbei fielen zuweilen die größten Ungerechtigkeiten, ja wahre Barbareien und Unmenschlichkeiten vor. Ruhige Bürger, verheirathete Männer, wohlhabende Einwohner

wurden aus dem Schooße ihrer Familie, aus dem Kreise ihrer Bekannten aus fernen Landen weggerissen und nach Potsdam geschleppt, um die sonderbare Laune eines Königs zu stillen, welcher im Ernst behauptete, Gott habe ihm alle Menschen von ungewöhnlicher Höhe vermacht, er habe sie blos darum erschaffen, damit sie sein Leibregiment verschönern möchten; sie gehörten ihm mit Recht an, weil andere Fürsten sie nicht zu schätzen wüßten. Der König mußte sich manche Verunglimpfung und Spötterei gefallen lassen, die ihm seine seltsame Liebhaberei zuzog. So meldete z. B. ein holländischer Zeitungsschreiber: es sei in Potsdam der Flügelmann der Garde, ein Riese von Gestalt, gestorben; man habe die Leiche secirt, aber gefunden, daß diesem riesenmäßigen Soldaten das Herz gänzlich gefehlt habe. Dem Könige wurde dieß hinterbracht, und zugleich vorgestellt, daß er deshalb auf eine nachdrückliche Bestrafung des Zeitungsschreibers, wegen einer solchen unziemlichen Erdichtung, antragen müßte. Friedrich Wilhelm lehnte dieß indessen ab, und befahl nur, in den Zeitungen öffentlich bekannt zu machen: Die Sache habe ihre Richtigkeit, und es sei der gestorbene und secirte Flügelmann ein Holländer gewesen.

2.

Einer der berühmtesten Riesen unter der Garde Friedrich Wilhelms war der Irländer James Kirkland. Diesen verschaffte ihm sein Gesandter am englischen Hofe, der geheime Rath von Borke. Er schrieb dem Monarchen aus Gravesand: „Er habe einen Irländer, Namens Kirkland, als seinen Bedienten für sechzig Pfund Sterling auf drei Jahre gemiethet, sich selbst aber einen andern Namen gegeben, damit Jener nicht wissen möge, in wessen Dienst er gekommen sei; hierauf habe er ihn mit guter Manier auf ein hamburgisches Schiff bringen und eine Kommission erdichten lassen, die er dort ausrichten solle. Man habe keine Mühe, keine Kosten, keine Gefahr geachtet, man habe viel gewagt, den Menschen fortzuschaffen. Ein gewisser Mann habe Leib und Leben daran gesetzt, und verlange dafür tausend Pfund Sterling zur Belohnung. Die übrigen Kosten be-

trugen zweihundert und sechs und sechzig Pfund; es wären Bekannte dieses Menschen, die ihn auslieferten, bestochen, ein Friedensrichter gewonnen, englische Gardesoldaten und noch andere Leute dazu gebraucht worden. Der Wagehals, welcher sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt habe, erbiete sich zu mehr solchen Diensten, bäte aber aufs Aeußerste, nicht genannt zu werden. Wenn der König des geheimen Raths Lage verbessern wollte, daß er mehr auf's Ungefähr daran wenden könnte, so habe er Hoffnung, noch mehr Leute zu bekommen." Der König zahlte nicht nur ohne Bedenken die tausend Pfund für den Unbekannten, der Leib und Leben an den Rekruten gewagt haben sollte, sondern auch die specificirte Rechnung von zweihundert und sechs und sechzig Pfund, und überdies noch an den Bassisten Kotrowsky für Auslagen von Hamburg bis Potsdam dreihundert und vierzig Thaler.

3.

Ein anderer großer Rekrut, Joseph Große, welcher freiwillig in preußische Dienste trat, erhielt fünftausend Gulden Handgeld. Das Kloster, dessen Unterthan er war, empfing fünfzehnhundert Thaler Abkaufungsgeld; nimmt man noch Transport und Unterhaltungskosten hinzu, so kam dieser einzige Soldat über fünftausend Thaler zu stehen. Nur selten wurden Ausländer nach Potsdam geliefert, die nicht einzeln mehrere tausend Thaler gekostet hätten, ehe sie an Ort und Stelle kamen. Dabei scheute man sich nicht, dem Könige Auslagen für Spione, für solche, die den Rekruten verführt und durch allerlei Künste ins Netz gelockt hätten, in Rechnung zu bringen. Vielmehr war dies eine Gelegenheit, die von denen, welche diese Industrie trieben, sich beträchtliche Summen zu erwerben, benutzt wurde. Sah der König eine riesenmäßigen Rekruten, so schien ihn seine, selbst ins Kleinliche gehende Genauigkeit im Durchsehen von Rechnungen gänzlich verlassen zu haben. Man konnte ihm sogar Tausende als Prämien, für Personen, die mit geholfen hatten, abfodern, und er bezahlte ohne Schwierigkeit, Prüfung und Vorwurf.

4.

Von der Größe der Leute, die Friedrich Wilhelm in sein Leibregiment aufnahm, kann man sich aus folgendem Vorfalle einen Begriff machen. Der König August von Polen, der wegen seiner Leibesstärke so berühmt war, besah im Jahre 1728, während eines Besuchs bei seinem königlichen Nachbar, das riesenmäßige Leibregiment. Ob er nun gleich selbst einen hohen Wuchs hatte, so konnte er doch mit seiner ausgestreckten Hand dem Flügelmann Hohmann nicht bis an den Kopf reichen. Dieses Leibregiment bestand im Jahr 1739 aus sechzig Oberofficiers, hundert und fünf und sechzig Unterofficiers, fünfzehn Chirurgen, fünfzehn Pfeifern, hundert und fünf und neunzig Grenadieren, eintausend neunhundert und fünf und sechzig Musketieren und drei und fünfzig Tambours. Dazu kamen noch vier Kompagnien sogenannter Unrangirter, deren jede aus vier Officiers, sechs und zwanzig Unterofficiers, fünfhundert und neun Gemeinen, acht Pfeifern und zwölf Tambours bestand. Die gewöhnliche Rekrutirung dieses Regiments geschah bei den Musterungen. Hier hob der König aus jedem Regiment die größten und schönsten Leute aus, und bezahlte den Kompagniechefs nicht blos die von ihnen angegebenen Werbungskosten, sondern gab ihnen oft auch einen ansehnlichen Ueberschuß, und feuerte sie dadurch, so wie durch die Versicherung seiner vorzüglichen Gnade, zu immer größerem Wettkampf im Streben nach großen Rekruten an. So ließ er einst dem Regimente von Dohna für achtzehn bei der Revue ausgehobene Rekruten die Summe von zwölftausend sechshundert und vier und sechzig Thaler auszahlen. Bei der Musterung im Jahre 1731 hob er aus vier Regimentern ein und sechzig Mann aus. Diese hatten bei ihrer Anwerbung elftausend einhundert und fünfzig Thaler Handgeld bekommen, und der König vergütete dafür vierzehntausend dreihundert und zwei Thaler. Niemand konnte seine Gunst sicherer erlangen, als wer ihm große Rekruten verschaffte. Aemter, Würden, Ehrenbezeugungen wurden dadurch erkauft. Dabei wurde denn freilich wenig oder gar nicht darauf

gesehen, ob Jemand die erforderlichen Fähigkeiten zu einem Amte, oder ob ein Anderer nähere und gerechtere Ansprüche darauf habe. Besonders bemühten sich die Regiments- und Kompagniechefs, sich die Gunst des Königs durch Lieferung großer Rekruten zu erwerben. Keine List, keinen Kunstgriff hielt man unter seiner Würde, keine Gewaltthätigkeit außer den Schranken des Rechts und der Befugniß, wenn es darauf ankam, der Liebhaberei des Königs zu fröhnen. Die preußischen Werber waren in ganz Europa ein Gegenstand der Furcht, des Schreckens und Abscheues; ihr Name schreckte ungerathene Söhne, wie der Name des Kobolds unartige Kinder; er schreckte Eltern großer Söhne, wie der Gedanke an Türken und Panduren. Einen preußischen Werber und einen Menschen ohne alles menschliche Gefühl hielten Viele für ganz gleichbedeutende Begriffe. Kein reisender Kaufmann, kein Handwerksbursche, kein Bürger eines noch so mächtigen Landes war, wenn er sich durch Größe auszeichnete, vor der List und Gewaltthätigkeit der preußischen Werber sicher.

5.

Es geschah nicht selten, daß die lautesten Klagen über solche Ungebühr erhoben wurden, und daß sich die Unterthanen an ihre Fürsten mit der Bitte wandten, dem gewaltthätigen Menschenraub zu steuern. Mehrere Fürsten fanden sich beleidigt über die Eingriffe, die sich der König in ihre Hoheitsrechte erlaubte, und machten Vorstellungen dagegen. Allein seine Leidenschaft für große Soldaten war zu heftig, als daß er auf solche Vorstellungen hätte achten sollen. Keine Betrachtung der Billigkeit, keine Wiedervergeltung der Regierungen, kein Gefühl eigener Kränkung, die er oft genug erlitt, nichts vermochte seine Gesinnung zu ändern, vielmehr schien seine Soldatenlust mit den Jahren zu wachsen.

Der König von Polen und Kurfürst von Sachsen, August der Zweite, wurde über die ungebührlichen Werbungen so in Zorn gesetzt, daß er den preußischen Hauptmann Natzmer dem Kriminalgerichte in Dresden übergeben ließ, welches ihn zum Tode verurtheilte.

Nur die Abwesenheit des Königs, der nach Warschau gereist war, verzögerte die Vollziehung des Urtheils, und rettete dem Werboffizier das Leben. Friedrich Wilhelm aber, von diesem Vorfalle benachrichtigt, gerieth in den heftigsten Zorn, und schwur sich furchtbar zu rächen. Er ließ dem sächsischen Gesandten an seinem Hofe, Freiherrn von Suhm, sagen, daß man an ihm das Wiedervergeltungsrecht ausüben, und mit ihm eben so verfahren würde, als man mit Natzmer in Dresden umgehen werde. Suhm, der den Ausbrüchen der Erbitterung des Königs alles für möglich hielt, entfernte sich augenblicklich von Berlin, und zwar so geheim, daß man seine Reise kaum noch ahnete, als er bereits in Dresden war. August mißbilligte seine schnelle Entfernung von seinem Gesandtschaftsposten, die einer Flucht so ähnlich sah, noch mehr aber das Betragen des Berliner Hofes; er forderte insbesondere wegen der Drohung, an einem Gesandten, dessen Person unter allen gesitteten Völkern unverletzlich ist, Wiedervergeltung zu nehmen, eine hinlängliche Genugthuung. Friedrich Wilhelm, der bei ruhigem Nachdenken wohl einsah, wie viel eine solche Drohung zu bedeuten habe, versicherte hierauf, daß es ihm nie eingefallen wäre, den Herrn von Suhm, einen verdienstvollen und ehrenwerthen Mann, den er als Freund liebe und als Gesandten achte, gewaltthätig zu behandeln; es sei nicht von Wiedervergeltung, sondern von Verantwortlichkeit die Rede gewesen, und die Sache beruhe auf einem Mißverständnisse. Der sächsische Hof ließ sich endlich beruhigen, Natzmer wurde frei, und Suhm kehrte auf seinen Gesandtschaftsposten zurück.

6.

Um dieselbe Zeit wurde ein preußischer Major zu Kassel, aus derselben Ursache, verhaftet; man hatte ihn bei wirklichen unerlaubten gewaltthätigen Werbgeschäften angetroffen. Seine Gefangenschaft war gelinde, denn er behielt seinen Degen und durfte in der Stadt herumgehen. Aus Rache überfielen die Preußen im Halberstädtischen zwei hessische Offiziere, die auf einer Reise begriffen waren,

auf der offenen Heerstraße, nahmen ihnen die Degen ab, schleppten sie nach Magdeburg, und steckten sie an solche Orte, von denen die Gefangenen sagten, daß sie sich schämten, sie zu beschreiben. Der hessische Prinz Wilhelm, damaliger Landesverweser, wurde hierüber so erbittert, daß er an den Höfen zu Bonn, Hannover und Dresden alles in Bewegung setzte, um thätliche Maßregeln gegen Preußen zu ergreifen. Friedrich Wilhelm besänftigte ihn aber durch die baldige Loslassung der Offiziere. Ueberhaupt wurde die Wirkung der allgemeinen Verbindung gegen den König nur deswegen gehemmt und aufgehalten, weil er sich mit Eifer bei jeder Gelegenheit der protestantischen Kirche annahm. Seine Glaubensgenossen wollten daher aus Liebe, und die Katholiken aus Furcht nicht gern gemeinschaftlich das Aeußerste wider ihn wagen, weil sonst die ersten seinen Schutz in Religionssachen verlieren, die andern seinen Zorn auf sich laden möchten. Um den immerwährenden Klagen der Stände zu begegnen, machte er im September 1732 ein scharfes Edict gegen die gesetzwidrigen Handlungen seiner Werber bekannt, aber die auswärtigen Höfe hatten den Argwohn, daß er dies nur zum Schein thäte, und man konnte ihnen ihren Verdacht nicht übel nehmen, denn man hörte nicht ein einziges Mal, daß er einen Werber bestraft hatte, desto öfter hingegen, daß er sie belohnte, wenn sie Rekruten schafften, mochten sie dabei verfahren, wie sie wollten.

7.

Vielleicht hatte keine Regierung mehr Ursache zu Beschwerden über die preußischen Werber, als die holländische. In den vereinigten Niederlanden ging ihre Unverschämtheit und Frechheit so weit, daß sie durch ihre Ueberredungskünste gegen dreitausend Mann von der Besatzung zu Mastricht verleiteten, ihre Fahnen zu verlassen, und in preußische Dienste zu treten. Da alle Beschwerden unbeachtet blieben, so wurde beschlossen, an einem dieser Menschenfischer Rache zu nehmen. Ein großer Grenadier, den der preußische Lieutenant Wollschläger zum Ueberlaufen bereden wollte, und der zum preußischen

Dienste keine Lust hatte, führte diese Gelegenheit herbei. Er entdeckte seinem Hauptmanne das ihm geschehene Anerbieten, und dieser wußte den Lieutenant nebst einem Unteroffizier auf ein Dorf zu locken, das theils Holland, theils Jülich gehörte. Hier wurden die Verführer von acht feindlichen Unteroffizieren überfallen, nach Mastricht geführt, in Ketten gelegt und zum Tode verurtheilt. Wollschläger wurde auch wirklich erschossen, und der Unteroffizier erst, nachdem er der Hinrichtung beigewohnt hatte, begnadigt und entlassen.

Friedrich Wilhelm wurde über diese Selbstrache so wüthend, daß er kaum wußte, was er that. Er gab sogleich Befehl, jeden holländischen Soldaten, dessen man habhaft werden könnte, gefänglich einzuziehen. Vier holländische Offiziere und zwanzig Gemeine hatten dieses Loos, und sahen zitternd ihrem Schicksal entgegen. Die Generalstaaten, welche auf Englands und Frankreichs Unterstützung sicher rechnen, und des Kaisers Beistand hoffen konnten, vertheidigten mit der Kraft, welche das Gefühl des Rechts giebt, ihre Maßregeln gegen einen Unfug, um dessen Aufhebung sie schon oft, und auf eine Art gebeten hatten, die eigentlich unter ihrer Würde war. Sie forderten, und zwar in einem sehr ernsten Tone, die Loslassung der Gefangenen. Der Kaiser, der eben so wenig Preußens als Hollands Freundschaft aufopfern wollte, machte jetzt ernstlich den Vermittler. Friedrich Wilhelm entließ die gefangenen Holländer in aller Stille, und die Generalstaaten erklärten schriftlich, daß sie an dem Vorfalle zu Mastricht keinen Theil hätten, und diejenigen bestrafen wollten, welche dabei eine Schuld auf sich geladen hätten. Aber des Königs Unwille kehrte bald wieder zurück, und kochte so lange in seiner Brust, bis er sich gerächt hatte. Er ließ im folgenden Jahre, zwei ganz unschuldige holländische Unteroffiziere, die ohne Argwohn und böse Absichten in sein Gebiet kamen, aufhängen. Die Holländer, welche die Repressalien nicht verewigen wollten, ließen es bei Klagen bewenden; besonders da der inzwischen ausgebrochene Krieg zwischen Frankreich und Deutschland, wegen der polnischen Königswahl, die Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zog. Eben diesen Reichskrieg benutzte der König, um

mehreren Ständen des fränkischen Kreises sein Mißvergnügen auf eine schmerzhafte Art empfinden zu lassen, weil sie sich die Ausschweifungen seiner Werber nicht hatten gefallen lassen wollen.

8.

So lange Friedrich Wilhelm lebte, nahmen die gewaltsamen Werbungen im Auslande kein Ende. Im Jahr 1739 bemächtigten sich die Preußen auf polnischem Gebiet eines holländischen Schiffes, führten die schönsten Leute, auch sogar den Kapitän mit weg, und alle wurden zu Königsberg zum Dienste gezwungen. Auf dem Wege begegneten eben diesen Werbern, die ihre holländischen Leute fortschleppten, zwei polnische Priester von hohem Wuchse; auch diese wurden nach mancherlei unwürdigen Behandlungen mitgenommen, und sie mußten ihr geistliches Gewand mit dem Grenadierrocke vertauschen. Dies gewaltthätige Verfahren empörte die Gemüther der Polen so sehr, daß sie mit einem Einfalle in Preußen, und mit einer allgemeinen Verheerung durch Feuer und Schwert drohten. Da dies aber leichter gesagt als gethan war, und da die Werber nicht warteten, bis man sie bestrafte, so blieb den Polen nichts weiter übrig, als ähnliche Gewaltthätigkeiten für die Zukunft zu verhüten. Sie beschlossen daher, keine preußischen Deserteure mehr, wie sie bisher gethan hatten, auszuliefern, und alle Werber, die sich in ihrem Reiche zeigen würden, aufzuheben und aufzuknüpfen. Der holländische Gesandte Gickel seiner Seits verlangte die Zurückgabe der entführten Schiffsmannschaft und die Bestrafung der Missethäter. Allein man setzte ihm die gewöhnliche Ausrede entgegen, daß sich die reklamirten Leute gutwillig hätten anwerben lassen, und daß sie mit ihrer Lage zufrieden wären, und die Rückkehr in ihr Vaterland nicht wünschten. Man stritt sich einige Zeit hin und her, bis ein neuer Zwist hinzukam. Ein preußischer Unterthan aus Geldern, dessen zwei Söhne Soldaten werden sollten, flüchtete mit ihnen nach Holland, und fand hier Schutz. Nun kam die Reihe des Zurückforderns an den König. Auf die Verweigerung der Generalstaaten nahm man einen großgewachsenen Landmann bei

Niemwegen weg und führte ihn ins Preußische. Der holländische Gesandte beschwerte sich hierüber in einer Audienz bei dem Könige aufs Bitterste, und bediente sich unter andern des Ausdrucks, er möchte seine Truppen besser in Ordnung halten. Dieß entrüstete den König so sehr, daß er den Stock aufhob, doch sich augenblicklich wieder besann, sonst hätten traurige Folgen entstehen können. Gickel ging in voller Bewegung weg, und wollte in derselben Stunde Berlin verlassen. Doch der König rief ihn zurück und behielt ihn zum Mittagessen; nach einigen Tagen aber reiste letzterer ab. Die Holländer verhafteten darauf zwei Offiziere aus Cleve, die ihr Gebiet betreten hatten, welches so viel bewirkte, daß sie den geldrischen Bauer, aber nicht die Seeleute frei erhielten.

9.

Da der deutsche Kaiserhof dem Könige viele Verbindlichkeiten hatte, so gestattete er, unter gewissen Einschränkungen, die preußischen Werbungen. Es gab in den weitläufigen österreichischen Staaten über dreihundert preußische Werber welche Leute von ungewöhnlicher Größe für ein gutes Handgeld freiwillig ausheben durften. Da diese aber die ihnen gegebene Erlaubniß gröblich mißbrauchten, so befahl Kaiser Karl der Sechste im Dezember 1735 allen preußischen Werbern, seine Länder sogleich zu räumen. Eine verlorne Schlacht hätte den König nicht in größere Bestürzung versetzen können, als ein solcher Befehl, wodurch ihm eine so ergiebige Quelle für die Erhaltung und Verschönerung seines Leibregiments und seines Heeres überhaupt versiegen sollte. Er setzte daher alles in Bewegung, um einen Widerruf bei dem Kaiser zu bewirken. Auf sein dringendes Bitten und die wiederholten Vorstellungen seines Gesandten wurde ihm endlich bewilligt, daß zwanzig Mann in Böhmen und Mähren, und eine kleine Anzahl in Ungarn und an den Meergränzen für das königliche Leibregiment, doch nur freiwillig geworben werden dürfte. Friedrich Wilhelm konnte es nicht über sich gewinnen, in den ihm ge-

steckten Grenzen zu bleiben, und seine Werber fuhren fort, durch List und Gewalt große Leute wegzukapern.

10.

Ein preußischer Lieutenant, Namens Laurenz, entführte gewaltsam einen, auf den Gütern des schlesischen Grafen Hochberg ansäßigen Unterthan, dessen Familie dadurch ins tiefste Elend gerieth. Da weder Bitten noch Vorstellungen die Befreiung des unglücklichen Mannes bewirken konnte, so lauerte man dem Lieutenant Laurenz auf, erwischte ihn, und führte ihn nach Jauer, wo er anderthalb Jahre im Gefängniß zubringen mußte. Friedrich Wilhelm, um ihn los zu bekommen, gebrauchte eine ganz eigene Art von Repressalien. Schlesien litt wegen Mißwachs einen großen Getreidemangel, und hatte daher viele Lasten Korn in Mecklenburg, Danzig und Kurland aufgekauft, welche auf der Elbe und Oder durch die preußischen Länder geschifft werden sollten. Der König ließ alle Fahrzeuge der Schlesier anhalten, und das Getreide in Verwahrung nehmen. Der Kaiser hatte aber Mittel genug in Händen, den Kornschiffen eine freie Fahrt zu verschaffen. Es reiste eben ein preußischer Major mit einem Dutzend Riesen, die er in Neapel geworben hatte, durch's Oesterreichische; er wurde mit seinem Zuge angehalten, und die ganze Werbung in Böhmen verboten. Dieß wirkte. Friedrich Wilhelm sandte den Schlesiern das Korn, und der Kaiser ließ die Rekruten ziehen.

11.

Einst traf der König bei einem Spazierritt um Potsdam ein junges, sehr großes Bauermädchen. Er ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein und vernahm, daß sie erst neunzehn Jahre alt und noch unverehlicht sei. Sogleich schrieb er mit Bleistift an den Gardeobersten, er solle die Ueberbringerin dieses Billets an den größten Gardegrenadier auf der Stelle vermählen lassen. Der König gab dieß Billet dem Mädchen, und trug ihr auf, es gegen eine Belohnung dem Garde-

obersten zu überbringen. Das Mädchen mochte Argwohn schöpfen. Sie gab also das Billet einer alten siebenzigjährigen Nachbarin zum Ueberbringen. Kaum hatte diese das Billet dem Gardeobersten zugestellt, als der größte Gardist gerufen und auf der Stelle mit der siebenzigjährigen Frau zusammen gegeben wurde. Man kann sich vorstellen, wie ungehalten der König war, als er den Zusammenhang dieser Geschichte erfuhr. Den Gardisten beschenkte der König wohl, allein dieser hatte eine siebenzigjährige Frau am Hals!

12.

Da Friedrich der Erste auf Pracht und Luxus, auf Etikette und Hofceremoniel einen sehr großen Werth setzte, so suchte man auch dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm auf mancherlei Art Geschmack daran beizubringen; allein nur mit größem sichtbaren Widerwillen trug er ein, damals zu Hoffesten gehörendes, brokatenes Kleid und warf einen goldstoffenen Schlafrock, den man ihm gesendet, voller Unwillen in's Feuer. Noch mehr Widerwillen äußerte er gegen die damals gebräuchliche, und zu einem vollständigen Anzuge unumgänglich nöthige Allongeperücke. Wenn er von der Cour kam, so warf er oft die Perücke zur Erde, und trat sie mit Füßen. Man verschrieb diese Kopf- und Rückenbedeckungen, die den Tragenden in ein Nest von fremden Haaren einwickelten, mit großen Kosten aus Paris, und ohne sie durfte des Anstandes halber bei keiner feierlichen Gelegenheit ein Mann erscheinen. Der Kronprinz liebte mehr ein kleines rundes Perückchen, die man Muffer nannte. Er würde am liebsten im eigenen Haare sich dargestellt haben, wenn dieß damals nicht ganz außer Gewohnheit gewesen wäre, denn alles bis zum kleinsten Handwerker, trug Perücken.

Am Hofe lebte damals der Obermundschenk von Grumbkow, der vom Könige, aber auch vom Kronprinzen, wegen seiner großen Redlichkeit, hochgeschätzt wurde. Der Kronprinz schätzte seine vortrefflichen Eigenschaften als Mensch und Staatsmann, aber seine Prachtliebe, vorzüglich seine Allongeperücke, war ihm sehr anstößig.

Er wünschte ihn davon zu heilen, und entdeckte sein Vorhaben dem ihm gleichgesinnten Fürsten Leopold von Dessau. Eines Abends fuhr er mit ihm zu Grumbkow. Beide waren schlecht gekleidet und trugen Mufferperücken. Die Ankunft so vornehmer Gäste setzte natürlich das ganze Haus in Bewegung, und beide mußten eine geraume Zeit im Prachtzimmer warten, ehe Grumbkow seine goldgestickten und mit Gold durchwirkten Kleider, und vor allen die ehrfurchtgebietende Allongeperücke angelegt hatte.

Als er endlich erschien, sagte ihm der Kronprinz: er habe gehört, daß er einen trefflichen Rheinwein im Keller habe, ihm und Leopold sei die Neigung angewandelt, guten Rheinwein zu trinken, und in seiner Gesellschaft einige Flaschen zu leeren. Auf einen Wink erschienen Gläser und Bouteillen. Man setzte sich zum Kamin und es wurde, wie damals so Sitte war, wacker gezecht, denn Trinken gehörte zu den wesentlichsten Unterhaltungen. Nachdem die drei Herren munter geworden und der Scherz zugenommen hatte, stand der Kronprinz auf, riß seinen Muffer vom Kopf, warf ihn in's Feuer, und rief: „ein Hundsfott, der es nicht nachmacht!" Der Fürst von Dessau that dasselbe auf der Stelle, und Grumbkow, so sehr ihm seine treffliche Allongeperücke am Herzen lag, mußte sie nun nothgedrungen ebenfalls dem Feuer opfern. Man trank wieder einige Flaschen, da zog der Kronprinz seinen einfachen Rock aus, und schleuderte ihn in die Flammen des Kamins. Der Fürst von Dessau folgte, und Grumbkow, obwohl er seinen Schmerz kaum verbeißen konnte, mußte ebenfalls folgen. Bald kam auch die Reihe an die prachtvolle Goldstoffweste desselben, denn Friedrich Wilhelm warf sie auch ins Feuer. Die Gesellschaft saß nun in den Kamisölern, war munter und fröhlich, trank bis Mitternacht und ging dann auseinander. Der Kronprinz und Fürst Leopold fuhren noch obendrein in Grumbkows Wagen nach Hause. — Von diesem Tage an kleidete sich Grumbkow sehr einfach, und vermied sorgfältig alle Prachtliebe.

13.

Einst hatte der König fast allen Bedienten seines Hofstaats, hauptsächlich den untersten, einen Theil ihrer Besoldung geschmälert und befohlen, daß bei vielen die ihnen zeither bewilligten Accidenzien, an freiem Holz, Licht u. dgl. wegfallen sollten. Eine solche Maßregel verursachte natürlich eine große Bestürzung und Betrübniß unter diesen Hofbedienten.

Einige Tage nach der Bekanntmachung dieser Anordnung trat der geheime Rath von Gundling, der Lustigmacher des Königs, in das Zimmer des Letztern, als dieser noch im Bette lag. Gundlings Eintritt geschah mit vielem Ungestüm, und er schob dabei, wie im Aerger, die Stühle bei Seite, gleichsam als ständen sie ihm im Wege. Der König, aufgeweckt über dieses Geräusch, öffnete die Vorhänge seines Bettes, und als er Gundling entrüstet gewahr wurde, fragte er ihn: „Was zum Henker macht Ihr denn für einen Lärm?"

Gundling. Ach, man hat doch auch nichts als Verdruß und Aerger.

König. Was ist Euch denn widerfahren? — Ihr seht ja so böse aus, als wenn Ihr alles in Stücke reißen wolltet.

Gundling. Wie kann man fröhlich aussehen, wenn man nichts als betrübte Gesichter um sich sieht, und Klagen und Seufzer hört?

König. Wer klagt denn?

Gundling. Alle Ihre Leute, Ew. Majestät. Sie haben fast allen zu viel in ihrer Einnahme gestrichen.

König. Das ist schon recht. Das Volk bekommt mehr, als es verdient, und es belügt mich überdieß und thut seine Schuldigkeit nur halb oder gar nicht.

Gundling. Darin pflichte ich Ew. Majestät bei. Ich hab' auch heute einen solchen Aerger mit meiner Magd gehabt. Ich befahl ihr, sie sollte die Treppe scheuern. Was thut sie? Sie scheuert die unterste Stufe zuerst, und dann die zweite, dritte, vierte bis oben hinauf, und so wie sie immer höher steigt, macht sie mit ihren Füßen alles wieder

schmutzig. Das kann zu nichts helfen. Von oben muß man anfangen, Ew. Majestät, von oben.

Der König, den versteckten Sinn merkend, sagte lächelnd: „Ja, darin hat Er recht. Ich werde mit dem Hofmarschall sprechen."

14.

In den ersten Jahren seiner Regierung schrieb der König seine Kabinetsbefehle oft eigenhändig. Bei dem damaligen Baue der St. Peterskirche in Berlin hatte er, zur Beschleunigung der Arbeit, befohlen, die daran arbeitenden Handwerksgesellen sollten keinen sogenannten blauen Montag machen, sondern auch an diesem Tage arbeiten. Dieß veranlaßte einen Aufstand von Seiten der Gesellen, der nur dadurch gedämpft wurde, daß der Kommandant von Berlin, General von Glasenapp, sie durch Militair aus einander treiben und mehrere der Unruhestifter in Verhaft nehmen ließ. Er meldete sogleich diesen Vorfall dem König nach Potsdam, und erhielt darauf von demselben eine eigenhändig geschriebene Antwort. Der General entfaltete solche, sie war aber so unleserlich geschrieben, daß er, trotz aller Anstrengung, nur die Worte darin entziffern konnte: „Rädel — aufhängen — eh' ich komme."

Der Kommandant suchte bei jedem, der um ihn war, Aufschluß über diese lakonischen Worte; aber vergebens. Endlich besann er sich, daß unter den Offizieren der berlinischen Garnison einer den Namen Rädel führte. Er war zwar notorisch ein braver und unbescholtener Mann, aber da der König den Tag darauf Vormittags in Berlin eintreffen sollte, so war keine Zeit zu verlieren, seinem Befehl Folge zu leisten. Der General von Glasenapp ließ den Offizier verhaften, und befahl, ihn zum Tode vorzubereiten, indem er den folgenden Morgen um neun Uhr aufgeknüpft werden sollte. Alle Vorkehrungen zu dieser Hinrichtung waren gemacht, der Kommandant wartete nur, bis die anberaumte neunte Stunde schlagen sollte. Da kam glücklicher Weise der einzige Kabinets-Secretair des Königs, von Marschall,

in Berlin an und der General ward ihn gewahr. Er fragte ihn ganz unbefangen: „Wann wird denn der König kommen?"

Marschall. Um zehn Uhr.

Glasenapp. So kann ich dem armen Teufel, dem Rädel, noch eine halbe Stunde gönnen, um sich besser zum Tode vorzubereiten.

Marsch. Was wollen Sie damit sagen?

Glas. Ich muß den Lieutenant Rädel hängen lassen, ehe der König kommt.

Marsch. Weßhalb denn?

Glas. Das weiß ich nicht. Er mag wohl unschuldig sein, aber der König will's haben.

Marsch. Davon weiß ich doch kein Wort.

Glas. Ja ich habe eine Kabinetsordre darüber.

Marsch. Lassen Sie mich die doch sehen.

Der General zeigte nun dem Kabinets-Secretair das Kabinetsschreiben, und nachdem dieser es durchlesen hatte, rief er aus: „Hier steht ja kein Wort darin, daß ein Offizier mit Namen Rädel aufgehängt werden soll."

Glas. Was steht denn darin?

Marsch. Es ist die Resolution auf Ihren Bericht über den Aufstand der Handwerksbursche, und der König befiehlt: Du mußt dem Rädelsführer kurzen Prozeß machen, und ihn aufhängen lassen, ehe ich Morgen ankomme.

Glas. Ja, so, das ist was anders.

Da der General nunmehr die wahre Meinung des Königs wußte, so wurde der in Todesangst schwebende Offizier sogleich in Freiheit gesetzt. Inzwischen mußte der Befehl des Königs vollzogen werden, und es war keine Zeit zu verlieren. Der Diensteifrige entschloß sich kurz; mehrere Handwerksgesellen waren noch verhaftet, und der General von Glasenapp wählte darunter Einen, ohne weitere Untersuchung seiner Strafbarkeit, weil er rothe Haare hatte. Dieser wurde zum Galgen geführt und aufgeknüpft.

15.

Der König nannte den General Peter von Blankensee immer nur nach seinem Vornamen. Einst sagte er zu einem Pagen: „Peter soll kommen.“ Dieser ging zu dem General und brachte die Antwort zurück: er sei es nicht im Stande, weil er die Gicht in den Füßen habe. „Augenblicklich geht wieder zu ihm,“ rief der König, „und sagt ihm, wenn er nicht gleich kommen würde, so müßte er auf dem Esel reiten.“ Der Page bestellte wörtlich, was ihm aufgetragen war. Auf diese drohende Aeußerung kleidete sich der General augenblicklich an, und kam mit sehr finsterer Miene in das Zimmer des Königs gehinkt. „Warum siehst du so sauer aus?“ war die erste Anrede des Königs. — „Ich weiß nicht, Ew. Majestät,“ versetzte der General, „wie ich dazu komme, daß Sie mir mit dem Esel drohen lassen, wenn ich nicht sogleich vor Ihnen erscheine. Ist das eine Behandlung für einen alten treuen Diener und General, der krank im Bette liegt?“ — „Daran hab' ich gar nicht gedacht,“ versetzte der König. „Sei nur nicht böse; es ist ein bloßes Mißverständniß. Ich wollte blos meinen Büchsenmacher Wannery sprechen.“ Dieser hieß ebenfalls Peter mit Vornamen, und wurde auch gewöhnlich bei solchem genannt.

16.

Der König besuchte nicht blos in seinen Residenzen, sondern auch auf Reisen die Häuser der Bürger, erkundigte sich nach ihren Gewerben und dem Fortgange derselben, untersuchte ihre Wirthschaften, examinirte die Hauswirthinnen über Wirthschaftsangelegenheiten, tadelte, schalt und bestrafte träge, unordentliche und liederliche Hausväter und Hausmütter, ermunterte, unterstützte und beschenkte fleißige und ordentliche Bürger, deren Nahrungszustand durch Unglücksfälle gesunken war. Wehe dem, den er als Müßiggänger kannte, oder für einen Müßiggänger hielt. So mußte ein Tanzmeister das Vergnügen eines Spazierrittes, das ihm der König als Müßiggang auslegte, theuer bezahlen. Der König ließ ihn vom Pferde steigen, und befahl

ihm, einige Wochen lang den Schutt vom eingestürzten Thurme der Peterskirche fortkarren zu helfen.

17.

Der König war ein sehr strenger Hausvater, der Gemahlin und Kinder oft mit Härte behandelte. Am meisten erfuhr dieß sein Sohn und Nachfolger auf dem Throne, Friedrich der Zweite. Die geistreiche Schwester desselben, Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, hat Denkwürdigkeiten in französischer Sprache hinterlassen, welche Hofbegebenheiten aus den Jahren 1706 bis 1742 enthalten. Sie erzählt unter andern folgendes:

„Im Anfange des Jahres 1726 kam die Königin mit einem Prinzen nieder, der den Namen Heinrich erhielt. Sobald sie wieder hergestellt war, begaben wir uns wieder nach Potsdam. Ich kann nicht umhin, hier einer sehr lächerlichen Sache, die mir begegnete, zu erwähnen. Wir führten das traurigste Leben von der Welt. Früh, so wie es sieben schlug, weckte uns die Uebung von dem Regimente des Königs auf; sie fand vor unsern Fenstern, die zu ebener Erde waren, statt. Das ging unaufhörlich: Piff, Puff, und den ganzen Morgen hörte das Schießen nicht auf. Um zehn Uhr gingen wir zu meiner Mutter, und begaben uns mit ihr in die Zimmer neben denen des Königs, wo wir den ganzen Morgen verseufzen mußten. Endlich kam die Tafelstunde. Das Essen bestand aus sechs kleinen übel zubereiteten Schüsseln, die für vier und zwanzig Personen hinreichen sollten, so daß die Meisten vom Geruche satt werden mußten. Den ganzen Tisch hindurch sprach man von nichts, als von der Sparsamkeit und den Soldaten. Die Königin und wir, unwürdig den Mund aufzuthun, hörten den Orakelsprüchen mit demüthigem Stillschweigen zu. Nach aufgehobener Tafel setzte sich der König in einen hölzernen Lehnstuhl, der so hart wie ein Esel war, und schlief zwei Stunden; doch vorher gab es immer für die Königin und uns unangenehme Reden. So lange der König schlief, arbeitete ich; sobald er aufwachte, ging er fort. Die

Königin begab sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ich ihr, bis zu des Königs Rückkehr, vorlesen mußte. Er blieb nur einige Augenblicke, und ging dann in das Tabakskollegium. Diese Zeit war zu meiner Erholung bestimmt; ich liebte die Musik sehr, übte mich, und machte hierin Fortschritte."

„Um acht Uhr speiste man zu Abend; der König wohnte der Tafel bei, von der man meistens wieder hungrig aufstand. Bis vier Uhr Morgens kam der König selten aus dem Tabakskollegium zurück, und so lange mußten wir ihn erwarten. Die Königin spielte mit ihrer und meiner Hofmeisterin, welches die einzigen Damen waren, die uns umgaben, in der Karte, und ich blieb mit meiner Schwester allein. Da ihr Alter mit dem meinigen in gar keinem passendem Verhältniß stand, so blieb mir kein anderer Zeitvertreib übrig, als meine Bücher. Ich hatte eine kleine Bibliothek, die in allen Betten, unter allen Tischen versteckt war, denn der König, der alle Wissenschaften verabscheute, wollte durchaus nicht, daß ich mich mit etwas anderm, als weiblichen Arbeiten und Haushalt beschäftigen sollte. Würde er mich je lesend oder schreibend gefunden haben, so hätte er mich vielleicht durchgepeitscht, und so hätte ich meiner Mutter, die mich je mehr und mehr aufforderte, meinen Geist zu bilden, großen Kummer verursacht."

„Mein Bruder, der bei meinem Vater in Ungnade war, blieb im Jahr 1725 in Berlin; der König war ungemein gegen ihn aufgebracht, und drückte sich eines Tages auf eine so heftige Art gegen ihn aus, daß wir für das arme Kind zitterten. Er sagte, er wollte ihn in einen Kerker sperren, und ihn enterben, den Grafen Finkenstein, seinen Hofmeister fortjagen, und ihn so behandeln, daß er wahrnehmen sollte, was ein ungehorsamer Sohn verdiene. Aus einem andern als des Königs Munde hätten diese Reden wenig Eindruck auf uns gemacht; aber seine Heftigkeit war uns zu wohl bekannt, als daß wir ihre traurigen Folgen nicht hätten fürchten sollen. Der hauptsächlichste Gegenstand seines Zorns war die Beharrlichkeit, mit welcher mein Bruder sich zu unterwerfen verweigerte, und das war nicht des armen Prinzen Schuld; die Königin hatte es ihm verboten. So schimpfte der König

fort bis zum Abend, wo er endlich in seine Rauchgesellschaft ging, und dabei sagte, daß er nicht zu Abend essen wollte."

„Sobald wir in der Königin Zimmer zurückgekehrt waren, befahl sie mir, ihm alles Vorgefallene zu schreiben, und den Entwurf eines Briefes beizulegen, in welchem er den König um Verzeihung bäte. Ich war ruhig mit Schreiben beschäftigt, und fast fertig, als ich den König kommen hörte; denn er hatte einen so schweren Schritt, daß es immer klang, als sei er gestiefelt. Mein Schrecken war unbeschreiblich. Doch verlor ich den Kopf nicht, sondern steckte meinen Brief hinter ein chinesisches Kästchen, das mir zur Seite stand, und meine Hofmeisterin brachte die Federn und das Sandfaß in Sicherheit. Da der König schon im Zimmer war, hatte ich nur noch Zeit, das Tintenfaß in meine Tasche zu stecken, wo ich es mit der Hand hielt. Das Alles war die Sache eines Augenblicks. Der König sagte der Königin einige Worte, und nahte sich dem chinesischen Kästchen. Das Ding ist sehr schön, sagte er zur Königin, ich schenke es Ihnen; zugleich zog er am Schloß, und ich sah den Augenblick, wo mein Brief herunter fallen und entdeckt werden würde. Halb todt vor Schrecken zog ihn die Königin auf die andere Seite, und zeigte ihm ihren kleinen Hund und den meinigen. Sehen Sie, sagte sie, meine Tochter behauptet, ihr Hund sei hübscher als der meinige, sein Sie doch Schiedsrichter. Er lachte und fragte: ob ich meinen Hund sehr lieb hätte? Wohl, antwortete ich, denn er hat viel Geist und Verdienste. Meine Antwort machte dem König so viel Freude, daß er mich mehreremale in die Arme schloß, und ich — o unseliges Schicksal! mußte das Tintenfaß fahren lassen, das sich sogleich über meine Kleider und den Fußboden ergoß. Ich rührte und regte mich nicht. Glücklicher Weise befreite uns der König aus der peinlichen Verlegenheit, indem er fortging. Die Tinte war mir bis aufs Hemd durchgedrungen, ich mußte gelaugt werden, und wie die Gefahr vorüber war, machte uns der Vorfall herzlich lachen."

„Indeß versöhnte sich der König mit meinem Bruder, der wenige Tage darauf nach Potsdam abging. Er war der liebenswürdigste Prinz, den man nur sehen konnte, schön, hübsch gewachsen, voll Geistes=

überlegenheit, und mit allen Eigenschaften, die einen vollkommenen Fürsten zieren, versehen.“

18.

Der König war von Natur zum Mißtrauen geneigt, fühlte auch leicht Anwandlungen von Eifersucht, und überließ sich dann der ungestümen Leidenschaftlichkeit seines Charakters ohne Rückhalt. Bei keiner Gelegenheit war dieß auffallender, als bei der unerwarteten Niederkunft seiner Gemahlin mit der Prinzessin Amalie.

Der König von England, Georg der Erste, Vater der Gemahlin Friedrich Wilhelms, war zu einem Besuche in Charlottenburg gewesen. Hier hatte man einen Gegenbesuch zu Göhre, einem Jagdhause im Herzogthum Celle, verabredet. Der König wollte am 9. November 1723 abreisen, und die Königin am 10. Der König hatte bereits am Abend vor seiner Abreise von seiner Gemahlin Abschied genommen und sich, da er früh aufstehen wollte, auch früh zur Ruhe gelegt. Kaum war er indessen eingeschlafen, als man ihn weckte, um ihm anzuzeigen, daß die Königin von einer heftigen Kolik befallen sei, so daß man ihr Leben in Gefahr glaube. Der König eilte sogleich in das Zimmer seiner Gemahlin, und fand sie, an den heftigsten Schmerzen leidend, unter den Händen ihrer Frauenzimmer, die beschäftigt waren, durch das Umschlagen erwärmter Tücher ihr Linderung zu verschaffen. Der König bezeugte sich sehr theilnehmend, er war selbst geschäftig, die Umschläge erwärmen zu helfen, und schalt auf die Aerzte, daß sie keine kräftigen Hülfsmittel gegen solche Uebel hätten.

So vergingen mehrere Stunden, bis die Königin zum Erstaunen Aller, hauptsächlich des Königs und ihrer selbst — durch die Geburt einer Prinzessin von den Schmerzen befreit wurde, die man für Kolikschmerzen gehalten hatte. Die Königin hatte gar nicht gewußt, daß sie schwanger sei, und war daher durch dieses Ereigniß eben so überrascht, wie alle Uebrigen. Sie hatte wohl seit einigen Monaten einige Erweiterung ihrer Korpulenz wahrgenommen; da sie aber übrigens keine der gewöhnlichen Anzeigen der Schwangerschaft bei sich bemerkt hatte,

so war auch jene Erscheinung von ihr andern Ursachen zugeschrieben worden. Unordnung und Verwirrung waren daher bei dieser unerwarteten Niederkunft allgemein, und verursachte manche Scenen, die den König sehr belustigten. Er reiste am andern Tage sehr vergnügt nach Göhre ab — kam aber in einer völlig veränderten Stimmung wieder zurück.

Die unerwartete Nachricht von der Niederkunft der Königin, die Friedrich Wilhelm selbst an den Hof seines Schwiegervaters brachte, erregte hier viel Aufsehen und Gerede. Man verwunderte sich, man wollte es nicht glauben. Die Damen machten allerlei Mienen und Bemerkungen, die dem Könige nicht entgingen. Plötzlich erwachten Argwohn und Eifersucht in ihm, und veranlaßten die Verstimmung, die durch das Nachdenken unterwegs auf der Rückreise sehr vermehrt wurde. Wenn er sonst von einer Reise kam, pflegte er die Königin jedes Mal gleich zu besuchen. Dieses Mal besuchte er sie nicht, ließ sich nicht nach ihrem Befinden erkundigen, fragte nicht einmal nach ihr. Seine Kinder ließ er zu sich kommen, aber redete kein Wort mit ihnen von ihrer Mutter. Zur Zeit der Abendtafel ging er durch das Zimmer der Königin; sie hatte das Bett noch nicht verlassen, die Vorhänge waren zugezogen. Der König ging vorüber, ohne nur einen Blick nach dem Bette zu werfen. Als er zurückkam, redete die Königin ihn an, und machte ihm, mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth, zärtliche Vorwürfe über sein seltsames Betragen. Nunmehr trat er an das Bett, aber nur um mit ihr zu zanken. Er stieß die heftigsten Drohungen aus, sprach von Verstoßen und Einsperren, und da sie sich mit Würde und Nachdruck vertheidigte, gerieth er so in Wuth, daß er die Hand aufhob, sie zu schlagen. Die Oberhofmeisterin der Königin, Frau von Kamecke, fing den Schlag auf, und der König, hierüber betroffen und durch die kräftigen Vorwürfe dieser Frau völlig aus der Fassung gebracht, entfernte sich, mit der Drohung, daß man bald mehr von ihm hören solle.

Am andern Morgen ließ der König die Frau von Kamecke zu sich rufen. Sie fand in seinem Zimmer den Leibarzt Stahl und den

Regimentschirurgus Holzendorf. Der König nahm allen Dreien einen feierlichen Eid ab, daß sie die Wahrheit sagen wollten. Sodann fragte er die Aerzte, ob eine Frau bis zur Stunde der Geburt schwanger sein könne, ohne es zu wissen?

Beide Aerzte erklärten: es sei dies nicht ohne Beispiel. Selbst die Königin habe es so eben durch ihr Beispiel bestätigt; da es unzweifelhaft sei, daß weder sie selbst, noch ihre täglichen Gesellschafterinnen und Aufwartungs-Frauenzimmer das Geringste von ihrem Zustande geahnt hätten. Der König schien durch diese Antwort zwar etwas, aber doch bei weitem nicht völlig beruhigt. Er wandte sich nun an die Frau von Kamecke, und fragte sie, ob sie dasselbe glaube? Diese, noch von gestern her gegen ihn aufgebracht, und durch diesen Auftritt auf's neue erbittert, antwortete: allerdings sei sie auf's Vollkommenste davon überzeugt, und alle ehrlichen Leute, welche die Königin kennen, würden und müßten dasselbe glauben.

Der König sagte nun, etwas erhitzt, sie möge wohl mit der Königin unter einer Decke gespielt haben. Durch diesen, die Weiblichkeit so empfindlich reizenden und noch dazu ungerechten Vorwurf wurde die Oberhofmeisterin so aufgebracht, daß sie alle Verhältnisse und alle Furcht vor dem Zorn des Königs vergaß und ihm geradezu sagte: es sei sein Glück, daß er König sei, sonst würde sie ihn auf der Stelle erwürgen. Der König vergaß über diese Aeußerung der empörten Weiblichkeit einen Augenblick seinen Zorn, lachte sie aus, und behandelte sie als eine verrückte Person. Die Frau von Kamecke ließ sich dadurch nicht irre machen. Er möge sie behandeln, wie er wolle, sagte sie, und von ihr denken was er wolle; aber er solle auch gestehen, daß er der Königin Unrecht thue, und daß er eine solche Gemahlin gar nicht verdiene. Diese dreiste Aeußerung verfehlte ihre Wirkung nicht. Er schien einzusehen, daß er sich übereilt habe, und erklärte auch, daß er seiner Gemahlin Genugthuung geben werde. In der That ging er auf der Stelle zu ihr und bat sie, das Vorgefallene zu vergessen, da sein Argwohn, wie er versicherte, aus seiner Liebe zu ihr entsprungen sei. Die Königin, schon an seine leiden=

schaftlichen Aeußerungen gewöhnt, nahm diese Entschuldigung gern an und die Aussöhnung war schnell und leicht vollzogen. Allein so leicht eine solche Wiedervereinigung bewirkt wurde, eben so schnell pflegte sie auch wieder gestört zu werden. Die Charaktere der Eheleute waren zu sehr verschieden, und die despotische Verfahrungsart des Königs und seine ungestüme Hitze gaben ohne Unterlaß neue Veranlassungen zum Streite.

19.

Einst traf der König im Garten von Charlottenburg des Sonnabends zwei bürgerliche Mädchen an. Nach seiner Meinung waren sie, für ihren Stand, zu niedlich gekleidet. Dies, und weil es Sonnabend war, bringt ihn auf die Vermuthung, daß es nichts weiter als zwei feile Geschöpfe sind. Im rauhen Tone fragt er sie: was sie hier machen? Eine von ihnen erwiederte, sie hätten von ihren Eltern die Erlaubniß erhalten, den charmanten Garten zu besehen, und der Garten wäre so charmant, daß sie gar nicht wieder fort könnten. Das Wörtchen charmant vermehrte den Unwillen und die Hitze des Königs; er ließ die armen Geschöpfe im Augenblick durch die nahe Wache in Empfang nehmen und nach Spandau schicken. Auf den Abend erzählte er den Vorfall im Tabakscollegium. Der Kammerherr von Pöllnitz nahm sich die Freiheit zu bemerken, die Mädchen könnten doch wohl unschuldig sein. Der König widerstritt lebhaft, und ging dann auf einige Minuten hinaus. Am folgenden Morgen mußte Pöllnitz die zwei Mädchen in das Zimmer des Königs rufen, die schüchtern und in eine Ecke gedrückt in der Antichamber standen. Zitternd traten sie herein; es waren die beiden Bürgerstöchter, die Pöllnitz frei gemacht hatte. „Hört, redete sie der König an, „ich hab' euch gestern Unrecht gethan, denn ich sah euch für etwas an, was ihr nicht seid. Ihr seid brave Mädchen, das weiß ich nun; aber wißt, man geht des Sonntags spatzieren, und an den übrigen Tagen arbeitet man. Alsdann müßt ihr auch nicht charmant sagen, denn das versteht ihr nicht, und wißt nicht, daß es garstig ist. Da sind für

jede von euch fünfhundert Reichsthaler; wenn eure Hochzeit ist, bekommt jede von euch noch einmal so viel."

Man kann sich vorstellen, wie groß die Freude der armen Mädchen war, die so unvermuthet nach Spandau geführt, in der Nacht wieder frei gemacht, und jetzt so beschenkt worden waren. Der König hatte noch denselben Abend durch einen Gardeofficier die nöthigen Erkundigungen einziehen lassen. Es waren Nichte und Tochter eines braven Unterofficiers. Die Nichte sollte zu ihrem Vater zurückkehren, und deswegen war ihr erlaubt worden, vorher noch den Garten zu besehen.

20.

Der König fand ein Vergnügen daran, seine Umgebungen in Verlegenheit zu setzen, und die Art, wie sie sich daraus zogen, diente ihm zum Beweis ihrer Geistesgegenwart. Einst, als einer seiner Minister ihm bei der Tafel zur linken Hand saß, brachte er eine Gesundheit aus, und gab nach solcher seinem Nachbar zur Rechten eine Ohrfeige mit den Worten: „gib's weiter!" Dieser gehorchte der Aufforderung, und so erhielt Jeder an der Tafel von seinem Nachbar eine Ohrfeige mit dem Losungsworte: „gib's weiter." Endlich traf die Reihe auch den Minister, der zunächst am Könige saß. In diesem kritischen Augenblicke ließ der Minister das Messer fallen, welches er in der Hand hielt. Ein Lakai sprang sogleich hinzu, um es aufzuheben. Als er es dem Minister darreichte, empfing er von diesem die Ohrfeige mit den Worten: „gib's weiter."

21.

Zu den Abendgesellschaften des Königs, die unter dem Namen des Tabakskollegiums bekannt sind, hatte auch der Major von Jurgas Zutritt. Bei sehr beschränkten Kenntnissen hatte er doch die Manier, den wissenschaftlich Gebildeten zu spielen. Da der König gegen alles, was den Anstrich der Gelehrsamkeit trug, weil er sie nur in dem steifen und unbeholfenen Gewande der Schulfüchserei hatte kennen lernen, einen großen Widerwillen hegte, so brachte ihn diese

Affektion doppelt auf. Er sagte daher einst zu dem Major: „Du bist auch ein Blansch —"

Der Major, schon ziemlich benebelt, erwiederte darauf: „Das sagt ein Hundsfott!" und verließ sogleich das Zimmer.

Alle Anwesenden waren höchst bestürzt; am ruhigsten blieb der König, und nach einigem Nachsinnen erklärte er: „Ich hab' ihn gereizt, und es ist ihm nicht zu verdenken, wenn er darüber in Zorn gerathen ist. Aber ich bin so gut Offizier, wie er, und als ein braver Offizier darf ich nichts auf mir sitzen lassen. Ich bin jeden Augenblick bereit, die Sache mit dem Degen oder mit Pistolen auszumachen." Alle Anwesenden bestritten diesen Vorsatz. Allerdings, äußerten mehrere, sind Ew. Majestät so gut ein Ritter ohne Furcht und Tadel, wie der Ritter Bayard, aber es ist kein Verhältniß zwischen einem Monarchen und Staatsoberhaupte, und einem andern Offizier, wenn es darauf ankommt, Privatzwistigkeiten zu schlichten. „Wie soll ich denn aber Genugthuung für meine beleidigte Ehre erhalten?" fragte der König verdrießlich. Ein anderer Offizier kann ja, meinten Einige, den Major von Jurgas herausfordern, daß er seinen Chef beleidigt hat. Man schlug einen Zweikampf mit dem Degen auf den Hieb, und dazu den Nächsten nach dem Könige bei dem Gardebataillon vor. Dieß war der Obristlieutenant von Einsiedel, welcher auch den Major von Jurgas forderte. Beide schlugen sich, und Einsiedel erhielt eine leichte Wunde am Arme.

Gleich nach dem Zweikampfe ging der Verwundete zum König, und stattete ihm Bericht ab. Es lag zufällig ein Probetornister in dem Zimmer des Königs; Einsiedel hob ihn auf, besah ihn genau, und hing ihn sich dann über die Schulter. „Würdet Ihr wohl so über die Straße nach eurem Quartier gehen," fragte ihn der König, „wenn der Tornister voll Geld wäre?"

„Warum nicht?" war die Antwort.

Der König versetzte mit Lachen: „Ich halt' Euch beim Wort, das muß ich doch sehen." Er ließ sich darauf von dem Obristlieutenant den Tornister geben, ging damit in ein Nebenzimmer und füllte ihn

mit harten Thalern; darauf rief er Einsiedeln zu sich und fragte ihn; „Wollt Ihr ihn nun noch tragen?“ Der Befragte bejahte dies, der König half ihm bei dem Umhängen des beschwerten Tornisters, und kommandirte dann: „Marsch!“ Der Obristlieutenant machte links um, und Friedrich Wilhelm sah ihm aus dem Fenster mit sichtbarer Freude nach, wie er, unter der Last gebückt, langsam in seine Wohnung ging.

22.

Da Friedrich Wilhelm gern reiste, und viel Neugierde besaß, fremde Fürsten kennen zu lernen, so war ihm die Veranlassung willkommen, dem Kaiser Karl dem Sechsten einen Besuch zu machen. Allein ehe diese Zusammenkunft stattfinden konnte, entstanden hinsichtlich des Ceremoniels, das dabei beobachtet werden sollte, allerlei Bedenklichkeiten. Zwar in den Augen des Königs waren Hofceremoniel und Etikette nichts weiter als leere Seifenblasen, die kaum einige Beachtung verdienten. Allein der Kaiserhof hing steif und fest an dem leeren Gepränge aller der Gebräuche, die der Hochmuth ersonnen, und das Bewußtsein, auf eine andere Art sein Ansehen nicht heben zu können, beibehalten hatte. Die Minister und Hofherren betrachteten diesen eitlen Dunst für wichtiger, als wesentliche Staatsvortheile; sie berathschlagten sich mit ernster Miene über die — große Frage: ob wohl der Kaiser dem Könige von Preußen die rechte Hand geben dürfe? Ihr tiefsinniges und langweiliges Forschen brachte endlich das Resultat heraus: daß dies durchaus nicht angehe, weil es eine Sache von den wichtigsten Folgen (res summae consequentiae) sei. Man müsse dem Könige in einer ausführlichen Note alle die triftigen Gründe, und alle die bedenklichen Folgen, die das Gegentheil abriethen, auseinandersetzen, und dann seinem Ermessen anheim stellen, ob er sothane Visite nach Ausmessung seiner zu erwarten habenden Aufnahme zu thun oder zu unterlassen geneigt sei.

Friedrich Wilhelm, über alle diese Kleinlichkeiten sich hinwegsetzend, reiste am 27. Julius 1732, in Gesellschaft einiger Minister

und Generale, von Berlin ab, und kam am 31. Julius nach Kladruz, einem kaiserlichen Lustschlosse in Böhmen mit einem schönen Marstalle. Bald nach ihm traf der Kaiser mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Eugen ein. Hier dauerte die Zusammenkunft nur einen Tag; der Kaiser, ein guter Mann, aber kein besonderer Fürst; von gemeinem Verstande, aber keinem besondern Verdienste, beobachtete genau das steife Etikettenwesen, das ihm sein Geheimerrath vorgeschrieben hatte. Man begab sich zuerst auf ein hohes Gerüste neben dem Schlosse, wo man zwei Stunden lang stehen blieb, um die Pferde der Stuterei vorüber ziehen zu sehen. Nachdem setzte man sich an die Tafel, wo man ebenfalls zwei Stunden zubrachte, und gegenseitig viel Gesundheiten trank. Der König saß der Kaiserin zur Linken. Zuletzt ging Jeder in sein Zimmer, wo dann der Kaiser dem Könige die hohe Ehre anthat, in das seinige zu kommen, und eine Stunde bei ihm zu bleiben. Nachdem alle diese Dinge und Thaten geschehen waren, verabschiedete sich Friedrich Wilhelm von beiden kaiserlichen Majestäten, und reiste nach Prag, wo er einige Tage blieb, und von dem Prinzen Eugen, den er schon als Kronprinz in den Niederlanden kennen gelernt hatte, auf's Angenehmste unterhalten wurde. Der Kaiser kam ebenfalls nach Prag, und sprach den König noch einige Mal. Am 4. August fuhr letzterer über Baireuth nach Potsdam zurück, und hinterließ bei allen, die in Kladruz und Prag die Häupter der Zusammenkunft beobachtet hatten, einen bessern Eindruck, als der Kaiser. Er hatte nie eine solche Feinheit in seinem Betragen, eine solche Artigkeit im Umgange, eine solche Gewandtheit des Geistes, und eine ähnliche Freigebigkeit bewiesen, als hier. Er war französisch gekleidet, und theilte reiche Geschenke aus. Jedermann fand an ihm eine Würde und Politesse, die man ihm nicht zugetraut hätte. Desto weniger gefiel ihm der Ton und das ganze Wesen des kaiserlichen Hauses; die hohen Begriffe, die er vom Kaiser gehabt hatte, stimmte er ziemlich herunter, da er das Oberhaupt Deutschlands gesehen und gesprochen hatte.

23.

Der König war gegen die Genüsse der Tafel gar nicht gleichgültig, besonders liebte er gewisse Arten von Leckereien, die aber freilich nicht zum Hautgout gezählt wurden. Er sah es in dieser Hinsicht gern, wenn ihm Privatpersonen Geschenke mit ausgesuchten, und von ihm unter seine Lieblingsspeisen gerechneten Victualien machten. Aus allen Provinzen liefen daher dergleichen Geschenke von den eigenthümlichen Produkten derselben ein. Die Art, mit welcher diese Geschenke gemacht und aufgenommen wurden, können folgende Briefe, nebst den eigenhändigen, auf den Rand beigesetzten, Antworten des Königs am besten veranschaulichen.

„Allerdurchlauchtigster u. s. w. Weilen mir nicht unbekannt ist, daß Ew. königl. Majestät zuweilen Taschenkrebse zu essen allergnädigst Belieben tragen, und die Saison von selbige vor jetzo einen Anfang genommen hat; als habe ich sogleich hierbei sechs Stück davon, nebst einem Cabeliau, so frisch und erst gestern ist gefangen worden, allerunterthänigst übersenden wollen; der ich in allertiefster Devotion ersterbe u. s. w."

Eigenhändig hatte der König an Rand geschrieben: „Gut, soll auch ein grossen Kalbes Braten senden, der recht weis Fleis hat und wohll ein Backen das der Geschmack von der Matte sich nit in Fleis ziehe."

„Allerdurchlauchtigster u. s. w. Ich habe vorgestern des Abends bei dem schwedischen Gesandten in großer Gesellschaft gegessen, und unter andern mit geräucherten Heringen, welcher erstbemeldter Gesandte aus Schweden hat geschickt bekommen, tractirt worden. Es hat auch dieser schwedische Gesandte, weil ich sie sehr deliciös gefunden, mir etliche davon überschicket, weilen ich nun weiß, daß Euer königl. Majestät gerne dergleichen Art Fische essen, als nehme ich mir die Freiheit, solche Euer königlichen Majestät allerunterthänigst zu überschicken, wobei aber noch allerunterthänigst erinnern muß, daß sie nicht müssen allzusehr gebraten, sondern oft mit Butter bestrichen

werden, sonsten sie sehr trocken werden, ich verharre übrigens in tiefster Submission Euer königl. Majestät allerunterthänigster Knecht A. G. v. Dönhoff."

Unter diesen Brief hatte der König eigenhändig geschrieben: „Ein Compliment"; die gewöhnliche Formel, womit er andeutete, daß dem Uebersender ein, in für solche Fälle observanzmäßigen Ausdrücken abgefaßtes Danksagungsschreiben ausgefertigt werden sollte."

24.

Oefters lud sich König selbst bei seinen Generalen, Ministern und vornehmen Privatpersonen zu Tische, und war dabei sehr heiter und aufgeräumt. Ein angesehener Privatmann in Berlin, bei dem der König im Junius 1734 zu Tische gewesen war, erzählt davon einem Freunde in einem Briefe Folgendes.

Lassen sie mich von meinem neulichen Mittagsmahl Ihnen erzählen. Drei Tage vorher speiste ich mit dem Könige bei einem meiner Freunde. Seine Majestät kündigte sich bei mir zum Mittagessen an. Ich erlangte, daß außer dem Könige nur zehn Gäste kommen, und nicht mehr als vier Schüsseln aufgetragen werden dürften. Der König kam zu mir um halb zwölf; ich war zuvor unterrichtet, daß er sehr übler Laune sei, und schon um vier Uhr sich von mir wegbegeben wolle, um das Begräbniß des Feldmarschalls Arnim mit anzusehn. Er ward indeß bald heiterer, nachdem ich ihm allerlei kleine Raritäten gewiesen hatte, z. B. eine tragbare Kamera obscura, den Bratenwender von Doctor Muder, ein dreieckiges Fernglas u. dgl. m. Was aber seine Laune völlig umstimmte, das war folgende Unterredung, welche zwischen ihm und mir vorfiel. Ich sagte ihm, daß ich gesonnen wäre, noch drei andere Gäste, welche mich heute früh besucht hätten, einzuladen; allein ohne seinen Befehl hätte ich es nicht gewagt.

König. Wer war das?

Ich. Es war der Graf von Blumenthal, der von Wien kam.

König. Ich kenne ihn; es ist eine gute Haut. Warum ist er nicht geblieben?

Ich. Vermuthlich weil zwei Andere bei ihm waren, die Ew. Majestät nicht bekannt sind.

König. Das ist etwas anders! Wer waren die?

Ich. Zwei große Herren aus Ungarn.

König. Zwei große Herren? Wie heißen sie?

Ich. Das weiß ich nicht. Sie sind aber beide fast einen Kopf größer als ich, und die hat Blumenthal mitgebracht, um Ew. Majestät damit zu beschenken.

König (indem er mich umarmte). Und du Teufel kannst so lange damit hinter dem Berge halten? — Laß Er ihn gleich holen, wir wollen ihm schon Platz machen.

Ich hatte mit Blumenthal die Abrede genommen, daß er, sobald ich ihn rufen ließe, zurückkommen solle; auch kam er bald mit seinen zwei bildschönen Rekruten. Der König ward nun außerordentlich aufgeräumt; und, da meine vier Schüsseln sechsmal gewechselt wurden, so verzog sich die Mahlzeit bis 5 Uhr. Um 4 Uhr sagte Jemand aus der Gesellschaft: daß es Zeit sei zum Begräbniß zu gehen. „Ei sch... dir auf die Leiche!" versetzte der König; „wir sind hier bei einem ehrlichen Pommer, und der Wein ist gut. Wir wollen lieber hier bleiben, sie werden ihn wohl ohne uns begraben." Hierauf gingen Pokale herum.

Beim Nachtisch paradirte auf dem Plateau ein geharnischter Mann von Zucker, einen Degen in der Hand; der linke Fuß stand auf einem Hahne, und der rechte auf einem entwaffneten mit Lilien bedeckten Kriegsmanne. Der König sagte, daß dieß vermuthlich den Prinzen Eugen vorstellen solle; Einer aus der Gesellschaft aber machte ihm den Schild mit Sr. Majestät Namenszuge, worauf der bewaffnete Ritter sich lehnte, bemerklich. Nun brachte der König den Toast aus: Vivat Germania! und sagte, daß der Pokal undisputirlich herumgehen solle. Nach der Mahlzeit bezeugte er Lust, im Garten bei einer Pfeife Tabak spazieren zu gehen. Ich sagte ihm, daß ich unter einem Zelt im Boskett alle Anstalt zur Tabagie getroffen hätte; er ging sogleich dahin, und als er sich näherte, empfing ihn eine Musik, welche von

dem Orchester der hiesigen Schauspielergesellschaft executirt wurde. Er fragte mich, ob ich Wakkerbarts Kapelle auf Fausts Mantel hätte kommen lassen; und da ihm Jemand sagte, daß eine Komödie gespielt werden würde, so lief er ins Zelt und betrachtete das Theater. Hierauf setzte er sich auf einen hölzernen Stuhl, und die Komödie fing sogleich an. Der Held des Stücks war ein Renommist, der jeden, welcher in seinen Weg kam, prügeln und umbringen wollte, zuletzt aber immer allein Schläge bekam. Uebrigens waren Liebeshändel, närrische Tänze und lustige Lieder in das Stück verwebt. Es gefiel dem Monarchen überaus, besonders weil der Renommist ein Markis, und der, welcher ihm die meisten Hiebe gab, ein Deutscher war.

Um neun Uhr begab sich der König von mir weg und umarmte mich fünf bis sechsmal beim Abschiede.

25.

Der König pflegte sich, wenn er Abends ausgezogen war, um sich niederzulegen, von seinem Kammerdiener ein Abendgebet vorlesen zu lassen, wobei er mit großer Andacht zuhorchte. Einst, als ein neu angekommener Kammerdiener das Gebet zum erstenmale vorlas, glaubte er es der Ehrfurcht gegen seinen Herrn schuldig zu sein, die Worte: „der Herr segne dich," sowie solche in dem Gebete standen, abändern zu müssen; und sagte: „der Herr segne Ew. königl. Majestät." — „Was liest Er da?" rief der König. Der arme Mensch ward bestürzt, und in der Meinung, dem Monarchen durch den Zusatz noch nicht Ehre genug gegeben zu haben, sagte er nun: „der Herr segne allerhöchst Ihre königliche Majestät." Hierüber gerieth der Monarch in höchsten Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott, wie du. Dich, heißt es, er segne dich, dich! Gegen Gott bin ich nur ein armer Wurm!"

26.

Der König war nicht ganz ohne musikalische Kenntnisse, auch hatte er Sinn für musikalische Unterhaltungen, jedoch nach seiner Art

und Weise, und nach seiner vorherrschenden Neigung zur Sparsamkeit. Gleich nach dem Antritte seiner Regierung dankte er die ganze, wohleingerichtete Musikkapelle seines Vaters ab. Die Künstler zerstreuten sich, suchten ihr Brod an fremden Höfen, viele ergriffen eine andere Lebensart. Dagegen hielt Friedrich Wilhelm eine Truppe italienischer Komödianten und Sänger, die aus einem Personale von — neun Menschen bestand. Trotz der Geschmacklosigkeit, die sich die Mitglieder dieser Truppe zu Schulden kommen ließen, nannten sie sich doch königliche Hofschauspieler, weil sie vom Könige monatlich 148 Thlr. 8 Groschen 8 Pfennige Gehalt bezogen. Auf diesem königlichen Theater trieb der pöbelhafte Hanswurst seine Späße; ferner erfuhr man hier die Schandthaten der abscheulichsten Verbrecher, sah sie rädern, sah den Teufel den Doctor Faust wirklich durch die Luft führen, den alten Hamann unter allgemeinem Beifallklatschen noch einmal hängen u. s. w.

Von den Tonkünstlern seines Vaters behielt der König blos den Kapellmeister Gottfried Pepusch bei, und übertrug ihm die Direction der Hautboisten seines Leibregimentes. Die Feld- und Jagdmusik war dem König die liebste, und bei Hoffeierlichkeiten mußten die Hautboisten der Regimenter die Stelle der fehlenden Kapelle vertreten. Jede Woche einigemal ließ der König in seinem Zimmer musiciren, aber jedesmal nur mit blasenden Instrumenten. Am meisten liebte er die Händelsche Musik, besonders die Opern; die Arien und Chöre der Opern Alessandro und Siroe wurden mehr als hundertmal durchgespielt, gesungen aber wurde nicht. Am Ende eines langen Saales standen die Hautboisten vor ihren Pulten und Lichtern; am andern Ende saß der König ganz allein. Zuweilen, wenn er Mittags stark gegessen und viel getrunken hatte, schlief er unter der Musik ein. Wenn die Musiker dies merkten, so ließen sie wohl einige Arien aus, um bälder fertig zu werden. Aber ehe sie es vermutheten, erwachte der König wieder und rief: „Ihr laßt ja was aus; diese und jene Arie, deren Thema er dann vorsang, fehlt noch; frisch, gleich gespielt." Wurde er erst nach dem Ende der Musik munter, und schien es ihm,

es habe zu kurz gedauert, so mußte das Ganze von vorn nochmals angefangen, und von Neuem durchgespielt werden.

In den letzten Jahren seiner Regierung rief der König den berühmten Komponisten Sydow aus London nach Potsdam, und ließ durch ihn eine Musikschule anlegen. In derselben wurden die fähigsten Knaben aus dem potsdamischen Waisenhause zu geschickten Hautboisten und Trompetern gebildet, und unter die Regimenter vertheilt. Diese eben so zahlreiche als wenig kostbare Kapelle war doch so gut, daß daraus, durch Verstärkung der kronprinzlichen Kapelle, das ganze nachherige Orchester errichtet werden konnte.

Einst, da der König August der Zweite von Polen den berühmten Violinspieler Lokatelli mit nach Berlin brachte, und in seinen königlichen Freund drang, den Virtuosen in einem öffentlichen Concert bei Hofe zu hören, gerieth Friedrich Wilhelm in große Bestürzung, weil er glaubte, nun würde die Musik wieder wie bei seinem Vater am Hofe in Gang kommen, welches seine Gemahlin angelegentlich wünschte. Aber er blieb standhaft; Lokatelli, der keine anderen Begleiter als Hautboisten haben konnte, spielte zu allgemeiner Bewunderung; nur auf den König machte es weiter keinen Eindruck, als daß er höchst verdrüßlich wurde, da er dem Virtuosen — ehrenhalber ein Geschenk machen mußte.

Charakterzüge aus dem Leben des Kaisers Maximilian I.

Geboren den 22. März 1459, gestorben den 12. Januar 1519.

1.

Maximilian war mittelmäßiger Größe von einer schönen Gesichtsbildung, Würde und Anmuth hatten sich in seiner königlichen Miene gepaart und ihn solcher Gestalt ausgezeichnet, daß ihn jeder Fremdling ganz leicht als den Monarchen erkannte, wenn er auch im Kreise mehrerer Fürsten stand. Sanft lächelte sein blaues Auge unter einer edel gewölbten Stirne hervor; erhaben und adlermäßig gebogen war seine Nase, schön gerundet sein Mund, voll seine Wangen, männlich die Farbe seines Gesichtes, etwas hervorragend sein Kinn, lichtbraun sein Haar und majestätisch sein Gang, abgehärtet zu allem Ungemache jeder Art sein ganzer Körper; sanft und gefühlvoll sein Herz, ächt seine Frömmigkeit, und Gerechtigkeit sein Stolz; ungetrübt der Grund seiner Selee. Er war ein strenger Richter seiner eignen Thaten; das Lob der Nachwelt schätzte er. Groß war er an Weisheit, mächtig an Verstand, vieler Sprachen kundig, und Beredtsamkeit träufelte wie Honig von seinen Lippen. Im Schlachtengemenge stand er als Held, und unerschrocken in Gefahren; an Kriegskunde übertraf er alle seine Zeitgenossen. Im Frieden waren Ritterspiele, Roß und Jagd seine Vergnügungen. So zeichnet ihn Lemnius Emporikus. Paul Jovius nennt ihn einen wegen sehr vorzüglichen Leibes- und

Seelengaben, berühmten Fürsten. Und Guicciardin schreibt: er sei ein Regent gewesen, der in der Kriegskunst höchst erfahren, emsig, verschwiegen, arbeitsam, mild, gütig und voll ausnehmender Gaben und Zierden war. So wie ihn diese schildern, eben so beschreiben ihn alle gleichzeitigen Geschichtschreiber.

2.

Zu dem bereits entworfenen Gemälde gehören noch einige Züge, es ganz zu vollenden. Vor allen andern muß seiner Mäßigkeit im Essen und Trinken Erwähnung gemacht werden, weil sie eine Tugend an ihm war, die in seinem Zeitalter nur selten bei den Großen gefunden wurde. Den Säufern war er höchst Feind, er erließ deswegen strenge Gesetze, und wer sie aus den Seinigen übertrat, wurde entweder vom Hofe geschafft, oder mit einer gewissen Strafe belegt. Ungemein herablassend war er gegen den geringsten seines Volkes und seine Leutseligkeit war allgemein bekannt. Wenn bei Audienzen jemand vor dem Glanze seiner Majestät blöde wurde und nicht reden konnte, half er ihm freundlich zum Worte; denn einer seiner Grundsätze war: „daß nie ein treuer Unterthan von seines Fürsten Mund und Augen betrübt hinweggehen sollte.“ Im vertrauten Umgange handelte er offen und freundschaftlich, ohne besondere Ansprüche zu machen, und man fand keinen Unterschied zwischen ihm und einem Privatmann. Höchst schonend und mild erwies er sich allen seinen Unterthanen, und vergab sogar denen, welche als Aufrührer in den Niederlanden sich an seiner Person vergriffen hatten, mit wahrer Seelengröße ihren Frevel; bat für sie bei seinem Vater und gab jenen, die ihm den Rath ertheilten, sie hinrichten zu lassen, zur Antwort: „Ich muß ihrer schonen, damit ich sie überwinden, und ihnen öfter verzeihen kann.“

3.

Oeffentliche Schmähschriften und Satyren wider seine Person übersah er mit Stillschweigen und rieth auch seinen Beamten ein gleiches zu thun. Es bat ihn einst einer seiner Sekretaire, eine Schmäh-

schrift, worin er an seiner Ehre angetastet sei, durch ein Verbot zu unterdrücken; allein er erwiderte ihm, dieß können wir mit gutem Rathe nicht thun, mein Lieber; denn alsdann könnten die Pasquillanten auch an uns gerathen. Das Beste ist, wir nehmen uns dessen nicht an, weil wir oft wohl größere Beleidigungen verschmerzen müssen. Dergleichen Schmähschriften verschwinden dann eben so schnell, als sie entstanden sind, und sie dauern gewöhnlich nicht länger, als man in der Kirche singt: Christus ist erstanden. Ein Spötter hatte zu Innsbruck, um ihm seine übertriebene Neigung zur Genealogie vorzurücken, an die Burg angeschrieben:

Da Adam hackte und Eva spann,
Wo war damals der Edelmann?

Maximilian kümmerte sich nicht um den Schreiber, sondern schrieb darunter:

Ich bin ein Mann wie ein andrer Mann,
Nur daß mir Gott die Ehre gann.

4.

In der That hatte Maximilian zu viele Vorliebe für diese trügerische und nichts bedeutende Wissenschaft. Er saß oft Tage und Nächte hindurch über Geschlechtstafeln und Stammregistern, und Niemand konnte ihn davon abwendig machen, bis endlich sein Koch, der zuweilen auch den Schalksnarren spielte, wenn er eine Wahrheit anbringen wollte, eine Gelegenheit ersah, ihn auf die Nichtigkeit der Genealogie aufmerksam zu machen. Es hatte sich am Hofe ein Fremdling gemeldet, welcher sich erbot, die Abstammung des Kaisers bis auf den Noah zurückzuführen. Der Koch, dieses hörend, ging sogleich zum Kaiser und sprach: „Dieser Handel kann Eurer Majestät nicht zur Ehre gereichen; denn da ich Sie jetzt wie einen irdischen Gott verehre, so würden wir dann gar zu nahe verwandt werden, weil wir doch alle aus der Arche Noahs herkommen.“ Maximilian nahm diese fein gesagte Wahrheit gütig auf, und ließ von dieser Zeit an von seinem Eifer nach, die Geschlechtsregister mühsam auszuforschen.

5.

Seine Religionspflichten erfüllte er pünktlich, und ließ sichs angelegen sein, die Religion aufrecht zu erhalten. Er ehrte die wahren Gottesverehrer und die Diener des Altars; war aber dessen ungeachtet nicht ihr Diener. Die Gleißner aus ihnen, welche nur vor der Welt scheinen wollten, nicht aber aus Ueberzeugung handelten, verachtete er, und nannte sie niemals anders, als in Schaafspelze verkleidete Wölfe. Er hatte die Beobachtung gemacht, daß die vierzigtägige Fasten dem gemeinen Volke sehr zur Last fiel, theils wegen Mangel der Lebensmittel überhaupt, theils wegen Abgang der zur Fastenzeit erforderlichen Speisen; daher ersuchte er den Papst Leo X., sich des Volkes zu erbarmen und diese Fasten auf verschiedene Zeiten im Jahre einzutheilen, und dabei auf die Speisen Rücksicht zu nehmen, damit das Fastengebot Niemandem eine Gelegenheit zur Sünde sein möge. Allein Leo verweigerte ihm auf das Anstiften einiger die Gewährung seines sehr vernünftigen Ansuchens, und Maximilian konnte sich nicht enthalten, dergleichen Rathgeber Gleißner zu nennen, welche mehr für ihren Ruhm, als strenge Zeloten angesehen zu werden, als für das Heil der Seelen besorgt zu sein.

6.

Maximilians ausnehmende Tapferkeit sowohl im Kriege als bei Ritterkämpfen, war entschieden, und man konnte mit allem Rechte von ihm sagen, er sei der edelste und erste Ritter seiner Zeit gewesen. Mit mächtigen Fittigen schwebte der Rittergeist über ihn, modelte alle seine Empfindungen und entflammte seine Einbildungskraft so sehr, daß er Abentheuer aufsuchte und sie bestand, blos um sich als Ritter zeigen zu können. Der Theuerdank bestätigt dies alles zur Genüge. Gleichwie die Ritter des Mittelalters Religionseifer mit Galanterie verbanden, eben so strebte auch er nach dem Ruhme eines Beschützers der Religion und verehrte das schöne Geschlecht ganz besonders. Er hatte so viele Hochachtung für dieses, daß er sich niemals ein ungeziemendes oder freches Wort in Gegenwart irgend eines Frauen-

zimmers hohen oder niedern Standes erlaubte; ihre Tugend und Sittsamkeit war ihm heilig, obschon er der Liebe huldigte und als Wittwer einige natürliche Kinder erzeugte. Eben sein Rittergeist war es, welcher ihn zu großen und kühnen Thaten anspornte, ihn zum Manne der Zeit schuf, der Gutes in Deutschland wirken konnte und wollte. Seine hervorstechenden Talente, sein feuriger Geist, seine raschen Thaten rissen auch andere mit sich fort, und sie trachteten, indem sie ihn bewunderten, ihm durch ähnliche Thaten gleich zu kommen.

7.

Er war es, dem Deutschland durch die Einführung der Kultur und die Verbesserung des Geschmackes, die Verfeinerung der Sitten, die Liebe zu Künsten und Wissenschaften, und die Veredlung der Menschheit besonders zu verdanken hat. Auf sein Betreiben wurden die in den Klöstern modernden klassischen Schriftsteller, die Urkunden in den Archiven und alle Quellen und Hilfsmittel der Geschichte hervorgesucht, gelehrte Männer nach Italien, Frankreich und andern Ländern ausgeschickt, dieselben aufzusuchen und ans Tageslicht zu bringen. Das Studium der Geschichte gewann dadurch ungemein, und sehr vorzügliche Historiker entstanden. Er war es, welcher jene Männer ganz vorzüglich belohnte, die sich durch gründliche Gelehrsamkeit, oder nützliche Kenntnisse und Erfindungen hervorthaten. Er bediente sich dergleichen gelehrter Männer bei den wichtigsten Staatsgeschäften, und zwar mit großem Nutzen, und war der Meinung, sie seien zu Regierungs- und Staatsgeschäften die brauchbarsten, weil sie Gott und die Natur durch besondere Geistesgaben vor den übrigen Menschen ausgezeichnet habe. Er machte sie zu seinen Räthen, schickte sie als Gesandte und ließ sich durch das Murren einiger nicht abhalten, welche glaubten, ihnen allein käme vermöge ihrer adelichen Herkunft das ausschließliche Recht zu dergleichen Aemtern zu. Einst wurden einige deswegen zu laut, er aber sprach zu ihnen: „Ich muß wohl dergleichen Männer brauchen, weil andere zu träg und nachlässig sind, etwas zu erlernen, und somit zu solchen Geschäften nichts taugen.“ Faber führt eine Menge

Gelehrte an, die er zu Ehrenstellen erhob und denen er seine Hochschätzung schenkte. Er glaubte seiner Majestät nichts zu vergeben, wenn er mit Gelehrten sich in vertrauliche Unterredungen einließ, über Religion, Philosophie und Arzneikunde mit ihnen schwatzte, ihre Meinungen hierüber vernahm, und auch die seinige an den Tag legte. Grünbeck berichtet: er habe selbst einige kleine Werke über die Gärtnerei, über die Falknerei und Jägerkunst, und die Natur der Thiere, nebst diesen eine Sammlung von Kernsprüchen und die Geschichte seiner Aeltern geschrieben. Der Dicht- und Redekunst war er sehr hold und günstig, und er errichtete für sie einige Lehrstühle zu Wien. Das Studium der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprachen wurde durch ihn in Deutschland emporgehoben; er ermunterte die Kurfürsten zur Errichtung hoher Schulen, und auf sein Zureden entstanden die Universitäten zu Wittenberg in Sachsen und zu Frankfurt an der Oder.

8.

Die bildenden und schönen Künste hatten an ihm ihren Mäcen. Er ließ keinen Küustler unbelohnt, von dem er irgend ein Kunststück verehrt erhielt; er selbst sammelte gerne Kunstsachen ein. Diese Liebhaberei war aller Orten kund; daher benützten sie auch einst die Bürger einer Reichsstadt und brachten ihm während seines Aufenthaltes bei ihnen sein Portrait in Holz geschnitten, gemalt, emaillirt, oder auch in Metall und Gips gegossen. Er nahm alle mit Wohlgefallen an und beschenkte die Verfertiger derselben. Als aber des Bringens kein Ende war, und jeder Schmierer und Pfuscher ihm sein Machwerk darbot, sprach er lachend: „Sehet, bei Gott, wohl fromme und gute Spiegelmacher giebt es in dieser Stadt! Ein jeder, der eine große Nase nachmachen kann, kömmt und will damit uns bedienen."

9.

So wie er Künste und Wissenschaften emporhob, und jene Männer, die sich damit beschäftigten, hochachtete und ihnen ihr Loos angenehm zu machen suchte, weil sie eigentlich die Bildner der Nationen

sind, eben so vergaß er auch nicht, verdiente und geschickte Kriegsmänner zu belohnen. Denn indem er selbst von Jugend auf im Schlachtfelde gestanden, bei dreißig Kriege geführt, dabei alle Mühe, Arbeit, Beschwerden und Mühseligkeiten des Kriegers kennen gelernt, und selbst ertragen hatte, so wußte er ihn auch nach Verdienste zu schätzen. Er schenkte daher vielen derselben, die sich um den Staat und das Vaterland wesentliche Verdienste erworben hatten, Grundstücke, Burgen und Flecken, erhob sie in den Adelstand und beehrte sie mit der Ritterwürde. Er selbst erfüllte die Pflichten des obersten Feldherrn nach ihrem ganzen Umfange, sammelte sich die vollkommensten Kenntnisse aus allen Theilen der Kriegskunst, studirte sie und brachte in Anwendung, was nützlich und brauchbar war. Durch ihn wurde das ganze Kriegswesen in Deutschland verbessert. Er theilte die Truppen in Regimenter und Kompagnien ein, gab ihnen Oberste und Hauptleute; ordnete die Stabsparteien an, machte die Waffen bequemer und brauchbarer, vervollkommnete das kleine Feuergewehr, so wie das grobe Geschütz, war selbst ein vortrefflicher Feuerwerker und fand ein ganz besonderes Vernügen daran, wenn er mit Kanonen nach einem ausgesteckten Ziele schießen konnte, welches er gemeiniglich weit richtiger traf, als der geschickteste Kanonier. Bei Belagerungen richtete er nicht selten die Kanonen selbst und brannte sie los, gerieth aber darüber auch einigemale in Lebensgefahr. Er erfand die Mörser und Pöller zum Feuereinwerfen, die Piken der Fußknechte, und verbesserte die Reiterlanzen; endlich errichtete er auch die Lands- oder wie andere wollen, die Lanzenknechte, ein Fußvolk nach Art der Schweizer. Er veranstaltete ein eigenes Kriegsrechtsgesetzbuch, und führte eine bessere Zucht unter den Truppen ein. Dabei sah er aber nicht auf die Strenge einer philosophischen Moral, sondern nur auf bürgerliche Sittlichkeit und Muth. Er wußte wohl, daß man den Soldaten nicht zu strenge, aber auch nicht zu nachsichtig behandeln müsse. Darum gönnte er den Seinigen zur Zeit, wenn der Feind entfernt war, auch gerne verschiedene Erholungen und Ergötzlichkeiten, um sie dadurch zum fernern Kampfe muthiger zu machen. Nur gegen

Ungehorsam, Meuterei und Abfall war er ein strenger Richter. Immer hielt er über sein Kriegsvolk selbst die Musterung, übte es selbst in den Waffen, führte es persönlich wider die Feinde an, reihte es in Schlachtordnung, focht an seiner Spitze und verließ, immer der letzte, den Kampfplatz. So also bildete er seine Deutschen zu taktischen Kriegern, und aus seiner Schule gingen Helden und Feldherren hervor, welche die Bewunderung ihrer Zeitgenossen und auch der Nachwelt geworden sind.

10.

Weil aber Maximilian seine Kriegsleute sehr nachsichtig behandelte, so nahmen sich auch viele derselben die Freiheit heraus, sich nach ihrer Phantasie zu kleiden. Sie gingen in Goldstoff, Sammet oder Seide einher und maßten sich also eines Vorzuges an, der sonst nur dem Adel oder den Doctoren gebührte. Darüber beschwerten sich einige Hofleute und baten den Kaiser, diesen Uebermuth der Lanzknechte durch ein Gesetz einzustellen. Allein er antwortete ihnen: „Was habt Ihr für unnöthige Sorgen? Gönnet doch diesen armen Leuten für ihr unseliges und kümmerliches Leben, dessen Ende sie stündlich zu erwarten haben, diese geringe Freude und Ergötzlichkeit. Sie müssen oft, wenn ihr dahinten steht, voran die Köpfe zerstossen. Es ist Speck auf der Falle, womit man die Mäuse fängt. Seid zufrieden und laßt sie machen. Diese Hoffart ist all ihre Habe und währt nicht länger als von der Vesperzeit bis die Hühner aufsitzen."

11.

Hätte nun Maximilian auch kein anderes Verdienst um Deutschland, als daß er die Kultur, die Künste und Wissenschaften emporhob, dem Kriegswesen eine bessere Gestalt gab, den Landfrieden, das Kammergericht und die Eintheilung des Reichs in Kreise zur Handhabung der öffentlichen Ruhe bewirkte, so müßte sein Name unsterblich sein; allein er ließ es bei diesen nicht bewenden, er gab auch sehr nützliche Polizeigesetze, wodurch er die Laster der Trunkenheit, des Fluchens und Schwörens, der Schwelgerei und des schädlichen Müßig-

ganges auszurotten bemüht war; er beschränkte den Wucher, die Monopolien, und verminderte die übertriebenen Preise der Waaren; er suchte zum Besten des Handels und Wandels das zerrüttete Münzwesen auf einen guten Fuß zu gründen, that den Betrügereien der Gastwirthe Einhalt, entfernte unwissende Notarien von öffentlichen Geschäften, und reinigte nach Möglichkeit das Land von allem herumstreifenden losen Gesindel.

12.

Aber ungeachtet er dem Reiche des Guten so vieles erwies, so konnte er es doch nicht allen Ständen und Fürsten recht machen, und es gab sogar einige, welche damit umgingen, ihn entweder des Reichs zu entsetzen, oder wenigstens sehr zu beschränken. Es kamen deswegen auch wirklich einige Fürsten und Herren nach dem Reichstage zu Worms bei einem rheinischen Kurfürsten zusammen, und berathschlagten unter sich, wie sie das erstere bewerkstelligen könnten. Allein Maximilian wurde kaum hievon benachrichtigt, als er gleichfalls an den Versammlungsort eilte, ohne viele Umstände und unvermuthet in die Versammlung trat, und sie also anredete: „Liebe Herren! weil Ihr von wegen des Reichs Nutzen allhier im Rath sitzt, welchen allein mir zu halten gebührt, so habe auch ich mich hiezu einfinden und Eurer Handlung zutreten wollen.“ Ohne weiter etwas zu sagen, verließ er sie wieder, schwang sich auf sein Pferd, ritt geraden Weges in das Residenzschloß des bemeldten Churfürsten, lud sich bei der Churfürstin zu Gast und nahm bei ihr das Morgenmahl ein. Die schnelle Ueberraschung hatte die Folge, daß sie sogleich auseinander gingen und ihr Vorhaben bei Seite setzten.

13.

Ein andermal wollte man ihm einen Reichsregierungsrath an die Seite geben; die Räthe desselben sollten neun gottesfürchtige, gerechtigkeitsliebende, uneigennützige und leidenschaftlose Männer sein, die alle Geschäfte auf das schleunigste zu Ende brächten. Als ihm dieser

Vorschlag gemacht wurde, lachte er und sagte: „Er sei wohl zufrieden, wenn sie neun dergleichen Männer finden würden, solche von ihnen anzunehmen; sie möchten demnach fleißig in allen Ländern nach ihnen suchen.“ Man unterließ hierauf das Suchen, weil das Finden zu schwer fiel, und sohin blieb er auch in Zukunft darüber unangefochten.

14.

Besonders schädlich war dem Staate und ihm selbst die Nachsicht gegen seine ungetreuen Staatsbeamten; denn da sie seine Güte kannten, so sündigte mancher Schurke im Vertrauen auf seine Nachsicht, erhob die Staatseinkünfte und behielt sie öfters zum Theil für sich. Daher geschah es, daß selten Geld in der Kasse war, die Staatsgläubiger oft lange nicht befriedigt wurden, die Truppen manchmal ohne Sold blieben, der Hof verschuldet wurde, sein eigener Kredit sank, er selbst sich Unannehmlichkeiten aussetzte, wie dieses zu Innsbruck geschah, und endlich oft die wichtigsten Unternehmungen den Krebsgang nehmen mußten. Es ist beinahe nicht zu begreifen, wie ein Fürst, der so wie er, auf strenge Gerechtigkeit hielt und die Verbrecher jeder Art nach den bestehenden Gesetzen bestrafte, so schonend und beinahe ohne alle Ahndung die Diebstähle einiger Kassenbeamten konnte hingehen lassen, da doch diese es waren, die durch diese untreue Verwaltung ihn und den Staat um die wichtigsten Vortheile brachten. Der einzige Grund woraus sich diese Schonung erklären läßt, ist, daß er selbst den Werth des Geldes nicht genug gekannt haben mag. Wie höchst nachsichtig er dergleichen Beamte zu behandeln pflegte, mögen folgende zwei Beispiele zeigen: Es hatte der Staatskasse einst ein solcher Beamter dreitausend Gulden entwendet, er erfuhr es und fragte den Dieb, was er glaube, daß einer verdiene, der ihm so viel gestohlen habe, und als dieser ihm zur Antwort gab: „das Henken,“ schlug er ihm mit der Hand auf die Achsel, sprechend: „Nicht so, wir bedürfen Deiner Dienste noch länger.“ Ein Anderer hatte die Einkünfte, die er zu verrechnen hatte, verpraßt, und als er deswegen vor dem Monarchen sich verantworten sollte, vermochte er es

nicht. Da er noch beim Monarchen war, langten so eben Briefe an, in welchen berichtet wurde, daß so eben ein Abt eines gewissen sehr reichen Klosters gestorben sei. Maximilian befahl, unverzüglich einen Barbier zu holen, und als dieser angekommen war, mußte er dem diebischen Schlemmer eine Krone scheeren, mit den Worten: „Diese Abtei sollst Du haben, und wann Du also fortfahrest, wirst Du in Kurzem das Kloster miteinander verschwelgt haben."

15.

So gelinde er sich gegen untreue Staatsdiener betrug, eben so benahm er sich gegen seine diebischen Hofbedienten. Er hatte die Gewohnheit, beim Waschen seine Ringe abzuziehen und sie einem der umstehenden Bedienten zu halten zu geben. Nun befand sich einer darunter, der, so oft ihm dieses Geschäft übertragen wurde, sich unter verschiedenen Vorwänden entfernte, und Maximilian vergaß manchmal während dieser Zeit seine Ringe wieder zu begehren, und so behielt der Bediente ein und den andern zurück. Indessen konnte dieses doch nicht geschehen, ohne daß Maximilian es merkte, aber hiezu stillschwieg. Da aber bei einer Gelegenheit der Dieb wieder nach den Ringen, sie zu halten, langte, zog Maximilian die Hand zurück, indem er sagte: „Ich habe Dir neulich auch einige zu halten gegeben, die Du mir aber nicht wieder gebracht, also darf ich es mit Dir nicht mehr wagen." Der Dieb stand nun beschämt und betroffen da, die Anwesenden lachten und er fuhr fort: „Sei gutes Muths! Jetzt kommt viel Gold und Edelgestein aus Neuindien, da wollen wir andere Ringe machen lassen, damit Du wieder etwas zu nehmen habest." Bei diesem ironischen Verweise ließ er es bewenden.

16.

Seine Herzhaftigkeit grenzte oft mehr an Kühnheit als Tapferkeit, indem er nicht selten ohne alle Noth sich in die augenscheinlichsten Todesgefahren begab, aus welchen ihn manchmal mehr ein glücklicher

Zufall und ein guter Genius, als sein eigener Muth gerettet zu haben schien. Eben darum, daß er so vielen Gefahren glücklich entkam, (welche alle zu erzählen zu weitläufig sein würde), entstand wahrscheinlich der Wahn, daß er auf der sogenannten Martinswand bei Zierl in Tyrol durch einen Engel vom Tode sei gerettet worden. Allein die Sache ging natürlich zu, wie es deutlich aus dem Theuerdank erhellet. Maximilian wollte den Hofdamen zu Insbruck ein Vergnügen schaffen und hielt eine Gemsenjagd in den Gebirgen um Zierl. Die Damen kamen dahin und hielten an der Straße, um dem Jagen zuzusehen. Maximilian als ein kühner und hitziger Jäger, verfolgte zu hastig eine Gemse und wagte, sie zu erreichen, einen höchst gefährlichen Sprung am Felsen, die Martinswand genannt. Während des Springens brach sein Springstock entzwei und er erhielt sich nur mittelst des Steigeisens mit einem Fuße auf der steinernen Platte noch zurück, sonst wäre er die höchst steile Klippe hinabgestürzt. Er schwebte also gleichsam in Lüften in äußerster Gefahr, konnte weder vor- noch rückwärts, und durfte sich nicht einmal recht bewegen, um nicht abzugleiten. In dieser schrecklichen Lage mußte er eine geraume Zeit verbleiben, bis ein Jäger kam, ihm einen Springstock darreichte, mit welchem er sich wieder aus seiner beklemmten und fürchterlichen Lage riß. Zum ewigen Gedächtnisse dieses Zufalles ließ er am nämlichen Orte ein Kreuz errichten, wohin noch heutiges Tages die frommen Tyroler wallfahrten gehen.

17.

Doch diese war nicht die einzige Gefahr, die ihm seine Jagdbegierde zuzog. Manchmal wurde er von seinen Leithunden über Abgründe dahingerissen, von herabrollenden Felsenstücken, von wilden Ebern, oder ihn verfolgenden Hirschen und andern wilden Thieren gequetscht, oder verwundet, und entkam nur mit genauer Noth dem Tode. Sein Vorwitz, alles zu sehen und zu versuchen, führte ihn auch manchmal dem Tode entgegen. Er besuchte einst als ein junger Prinz zu Freyburg im Breisgau eine Granatenschleifmühle, stieß mit

seinem Schnabelschuhe an das Polierrad, welches im Augenblicke ihm den Schnabel wegriß, und ihm auch den Fuß und das Leben würde genommen haben, hätte er nicht Kräfte genug gehabt, eben so schnell den Fuß wieder zurückzuziehen. Ueberhaupt war er gewohnt, jedes Wagestück zu unternehmen, und gar oft begab er sich auf die höchsten Thürme, stand mit einem Fuße auf einem hinausragenden Balken und maß mit den andern anderthalb Schuhe in die freie Luft hinaus. Indem er so mancherlei Gefahren glücklich entronnen war, so erwählte er sich in seinen spätern Jahren ein hierzu passendes Sinnbild, nämlich ein Rad, das außenher mit Schwertern und Streitkolben besetzt war, über welchem ein Reichsapfel, unten aber ein Granatapfel schwebte mit der Ueberschrift: per tot discrimina, durch so viele Gefahren.

18.

Da sich Maximilian von Jugend auf durch Jagdbeschwerden, durch alles Ungemach der Jahreszeiten und des Krieges, wie auch durch beständige Leibesübungen abgehärtet hatte, so erwarb er sich auch eine ungemeine körperliche Stärke, wovon er eine Probe zu Ensisheim ablegte. Er wollte da aus einer mit einem großen und starken Marktschlosse verwahrten Kiste einige Schriften heraus haben; als man aber nicht sogleich den Schlüssel zum Schlosse fand, wollte er dieses aufreißen. Und da ihn hierüber seine Räthe ermahnten, daß er sich deswegen keine Mühe geben möge, weil es doch wohl nicht möglich sei, dies zu bewerkstelligen, so faßte er das Schloß in beide Hände fest und drehete es im Grimme ab, worauf er zu ihnen sprach: „So meint Ihr, daß Gott und die Natur nicht auch den Kaisern und Königen starke Fäuste gegeben habe?“ Diese seine Stärke erwies er auch bei den Tournieren, und sie verschaffte ihm manchen Rittersieg.

19.

Zum Beschlusse seiner Geschichte sind nur noch einige seiner weisen Sprüche anzuführen; dergleichen waren: „Es sei leichter,

Land und Leute zu gewinnen, als dieselben nachmals in Zaum zu halten. — Der Müßiggang verzehre die Körper, wie der Rost das Eisen. — Wann es einem am meisten nach seinem Wunsche ergehe, so habe er sich am meisten vor Unglück zu fürchten. — Den heidnischen Schriftstellern müsse man zuhören, wie den Fröschen; den christlichen wie den Nachtigallen. — Die christliche Liebe komme der Bitte zuvor und helfe den Dürftigen, ehe sie ansuchen. — Geld und Gut mache seine Liebhaber aus Herren zu Sklaven."

Ferdinand I. Maximilians erhabener Enkel verewigte seinen Ruhm durch eines der herrlichsten Denkmäler, welches er ihm zu Ehren zu Innsbruk in der Kirche zum heiligen Kreuze setzen ließ, auf welchem in vier und zwanzig Alabasterplatten die vorzüglichsten Thaten und Begebenheiten desselben in halb erhabener Arbeit durch einen Meistergriffel dargestellt und mit den schönsten Inschriften geziert sind. Noch heutiges Tages ist dieses Denkmal ein Gegenstand der Bewunderung für jeden reisenden Kenner der Kunst.

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

Historische Anekdoten

von

Regenten und Feldherren.

Neue Ausgabe.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1855.
Verlag von Heinrich Köhler.

Peter der Große.

(Nachfolgende Anekdoten wurden von Herrn Jakob von Stählin, der 1735 aus Dresden nach Petersburg zur Akademie der Wissenschaften berufen wurde, dort aus dem Munde von Zeitgenossen Peters gesammelt, daher findet man jede Anekdote durch Nennung des Erzählers verbürgt. — Sie erscheinen hier in einer Auswahl der interessantesten neu bearbeitet.)

1. Peter, der alle Fabriken und Werkstätten fleißig besuchte, kam öfters auch auf die Müller'schen Eisenwerke zu Istia, am Kalugischen Wege, 90 Werste von Moskau. Daselbst hatte er neben seinen täglichen Staatsgeschäften es sich zum Nebengeschäfte gemacht, auch bei dem Schmelzen und Schmieden selbst Hand an das Werk zu legen, und das Stangenschmieden zu erlernen. Nachdem er es nun begriffen und an einem der letzten Tage seines dasigen Aufenthaltes allein 18 Pud (das Pud à 40 Pfund) verfertigt, und jede Stange mit seinem Stempel bezeichnet hatte, wobei sein Gefolge von Hofjunkern und Bojaren Kohlen auftragen, das Feuer anschüren, die Blasebälge ziehen und andere Arbeiten neben Sr. Majestät verrichten mußten, kam er etliche Tage darauf zum Besitzer der Werke, Werner Müller, nach Moskau, lobte seine Anstalten auf den Werken, und fragte, wie viel ein Meister daselbst im Stückwerk für das Pud geschmiedeten Stangeneisens bekäme? Drei Copeken oder ein Altin, antwortete Müller. Nun gut, versetzte der Zar, so hab' ich auch 18 Altine verdient und zu fordern. Werner Müller ging sogleich nach seinem Geldkasten, holte 18 Ducaten, zählte sie dem Zar dar, und sagte: Einem solchen Arbeiter wie Ew. Majestät kann man für das Pud weniger nicht bezahlen. Zar Peter

aber schob sie zurück und sprach: Nimm Deine Ducaten; ich habe nicht besser gearbeitet als Andere, bezahle mir das Gewöhnliche, dafür will ich mir ein Paar neue Schuhe kaufen, die ich jetzt eben nöthig habe. Zugleich wies er seine schon einmal besohlten und nun wieder schadhaften Schuhe, nahm die 18 Altin an, fuhr nach den Buden und kaufte sich wirklich ein Paar neue Schuhe dafür, die er auch an seinen Füßen öfters in Gesellschaften zu zeigen und zu sagen pflegte: die hab' ich mir selbst mit harter Händearbeit verdient.

(Von solchem von Peter eigenhändig geschmiedeten Eisen befindet sich noch eine Stange mit des Zars Stempel, die der Zar nachmals zu Olonez am Ladoga-See geschmiedet hat, in der Kunstkammer der Akad. d. Wissensch. zu Petersburg.)

Peter Müller, Werners Sohn.

2. Peter, der die Nothwendigkeit guter Chirurgen bei seiner Armee und Flotte vollkommen eingesehen, und selbst vielerlei Operationen erlernt hatte, trug gewöhnlich ein Paar Bestecke bei sich, das eine mit mathematischen, das andere mit chirurgischen Instrumenten. Letztere wandte er besonders bei Ausreißen von Zähnen an, und einmal zapfte er selbst eine wassersüchtige Frau ab. Ein alter aufgeräumter und sehr geschickter Chirurgus, Tirmond, der überall um den Zar war, und öfters mit Sr. Majestät bis in die späteste Nacht sitzen mußte, besaß die Gunst des Herrn so völlig, daß, als er einst in voller Trunkenheit seinen alten treuen Bedienten erstochen hatte, er von dem Zar leicht Verzeihung, und nur die Bedingung auferlegt erhielt, die Hinterbliebenen zu versorgen, was auch redlich geschah.

Tirmond hinterließ im 70sten Jahre eine noch ziemlich hübsche junge Wittwe nebst einem ansehnlichen Vermögen. Diese Frau, schon bei Lebzeiten ihres Mannes ziemlich galant, warf ihre Augen auf einen jungen Barbiergesellen aus Danzig, der in der Chirurgie wenig, desto mehr aber in der Galanterie erfahren war. Bald darauf heirathete sie ihn, fing mit ihm ein verschwenderisches Leben an, fuhr mit vier Pferden in prächtigem Aufzuge mit ihm einher, und machte durch diesen neuen Staat viel Aufsehens in Moskau. Der Zar erfuhr Alles; als er nun einst bei einem Bojaren zu Gaste war, schickte er nach dem

Nachfolger seines geliebten Tirmonds. Dieser glaubte, er würde wohl gar an die Stelle seines Vorgängers ernannt werden, und kam schön geputzt in seinem besten Wagen angefahren. Alles lief an die Fenster, um diesen Einzug zu sehen. Als der Badergesell vor dem Zar erschien, mußte er in Gegenwart der ganzen Gesellschaft ein hartes Examen ausstehen. Bald erkannte ihn der Zar für einen unwissenden und und unwürdigen Nachfolger des erfahrnen Tirmonds, und ließ deswegen alsbald eine Menge Knechte und Bauern des Bojaren vom Hof herauf in eine besondere Kammer kommen, denen der aufgeputzte Herr Bader sogleich die großen Bärte abscheeren mußte, worauf er in seinem Staatswagen wieder nach Hause fahren durfte.

Stabschirurgus Schultz,
bei dem Ismailoffschen Garderegiment.

3. Zur Zeit der rebellischen Strelitzen verschworen sich zwei ihrer Officiere, Sikel und Sukawnin, den Zar Peter zu ermorden. Zu diesem Zweck sollte in zwei benachbarten Häusern mitten in Moskau Feuer angelegt werden. Weil nun der Zar stets einer von den ersten zu sein pflegte, die sich zur Löschung einfanden, so wollten die Verschwornen bei dem Brand erscheinen, sich scheinbar mit Löschen beschäftigen, und den Zar nach und nach im Gedränge umringen und ihm unvermerkt den tödtlichen Stich beibringen.

Der Tag zur Ausführung des verruchten Beginnens war festgesetzt. Die Verschwornen waren des Mittags bei Sukawnin beisammen, und nach der Tafel ward mit Trinken bis in die Nacht fortgefahren. Es fehlte keinem an einer ziemlichen Ladung von Bier, Meth und Branntewein. Unterdessen ging einer von den Strelitzen ungefähr um 8 Uhr hinaus auf den Hof. Ein anderer folgte ihm auf dem Fuße nach. Als sich beide allein auf dem Hofe sahen, sagte der eine zu dem andern: Bruder, ich glaube, daß dies Vorhaben uns schlecht bekommen wird. Ja Bruder, antwortete der andere, ich bin auch dieser Meinung. Es ist wohl kein anderes Mittel übrig, als Alles dem Zar zu entdecken. Sie gaben einander darauf die Hand, und gingen wieder hinein zur Verräthergesellschaft, bei welcher sie vorschützten,

auf einige Stunden nach Hause gehen zu müssen. Man wurde einig, wer auf etliche Stunden nach Hause gehen wollte, könnte gehen, müsse aber mit dem Handschlage versprechen, sich vor Mitternacht unfehlbar wieder einzustellen; die übrigen sollten bei Sukawnin beisammen bleiben, bis die Häuser in Brand stünden, und die Feuerglocke erschallte.

Hierauf eilten die beiden geradeswegs nach Preobraschensky (einem Lustschlosse vor Moskau), wo der Zar residirte, und verlangten ihn eiligst in einer höchst wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Peter begab sich also in den Vorsaal und ließ die beiden Strelitzen vor sich kommen. Diese warfen sich auf ihr Angesicht nieder, und sagten, sie brächten dem Zar hiermit ihre Köpfe, die sie verwirkt hätten, indem sie sich in eine Verrätherei gegen ihn mit einer Rotte ihrer Brüder eingelassen, die in Sukawnins Hause beisammen säßen, auf die abgeredeten Feuerglockenzeichen gegen Mitternacht warteten, und sodann den Zar ermorden wollten. Der Zar hörte dies Geständniß mit Gelassenheit an, und fragte weiter nichts, als ob sich genau Alles so verhielt? Ja, versetzten die beiden Strelitzen, schicke nur hin, dort wirst Du sie um Mitternacht alle beisammen finden.

Man behielt die beiden Strelitzen also zu Preobraschensky in gefänglicher Haft; der Zar schrieb um 8 Uhr des Abends ein Billet an den Capitain seiner Preobraschensky'schen Leibgarde, Lapuchin, in dem er ihm befahl, mit seiner ganzen Compagnie in der Stille gegen 11 Uhr vor Mitternacht nach dem Sukawninschen Hause anzurücken, so daß es mit dem Schlag 11 Uhr rings umher besetzt und alles, was sich darinnen befinde, gefangen sei. Der Capitain führte den Auftrag genau aus. Der Zar stand jedoch in der Meinung, er habe in seinem Billet die zehnte Stunde bestimmt und glaubte, daß er um halb 11 Uhr alles in dem Sukawninschen Hause ausgeführt finden würde. Nach 10 Uhr setzte er sich demnach in seine Cariole und fuhr mit einem einzigen Denschtschick gerade nach Sukawnins Hause. Er wunderte sich nicht wenig, daß er weder vor der Pforte noch um das Haus einen einzigen Mann von der beorderten Gardecompagnie antraf. Nichts desto weniger bildete er sich ein, die Wachen würden vielleicht im

Hause und im Hofe herum vertheilt stehen. Ohne weiteres Bedenken fuhr er also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthüre ab, und begab sich mit einem einzigen Denschtschick in das Haus. Alles rührte sich sogleich im Hause, als es hieß, der Zar sei da. Peter trat mit unerschrocknem Muthe in das Zimmer, und fand Sukawnin, Sikel und die ganze Rotte der Verschwornen beisammen, die sogleich aufstanden, und ihrem Herrn die schuldige Ehrerbietung bezeugten. Er grüßte freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren so helles Licht bei ihnen wahrgenommen, daß er hier Gesellschaft vermuthet habe und weil es ihm noch zu früh geschienen zu Bette zu gehen, so sei er hier angefahren, um noch ein Gläschen mit zu trinken. So bestürzt und zornig übrigens der Zar über den beorderten Capitain war, der seiner Meinung nach den Befehl zur bestimmten Zeit nicht ausgeführt hatte: so wenig ließ er davon merken. Er saß eine gute Weile da, indem seine Verräther stunden, und auf des Zars Gesundheit herum tranken, worauf er tapfer Bescheid that. Mittlerweile winkte einer von den Strelitzen dem Sukawnin und sagte leise zu ihm: es ist Zeit, Bruder! Sukawnin winkte ihm wieder zu und sagte dagegen: noch nicht. Indem er dieses sprach, sprang Peter mit größter Beherztheit auf, schlug den Bukawnin mit geballter Faust ins Angesicht, daß er darnieder stürzte, und sprach mit heftiger Stimme: „Wenn es bei Dir noch nicht Zeit ist, Du Hundsfott, so ist es bei mir Zeit.“ Fort, bindet die Hunde. In dem Augenblicke trat mit dem Schlag 11 Uhr der Gardekapitain ins Zimmer, und hinter ihm die Preobaschenskyschen Soldaten seiner Compagnie, die mit Gewehr und Stricken versehen waren. Sogleich fielen die Verschworenen nieder und bekannten sich schuldig. Der Zar befahl, daß die Verräther selbst einander binden sollten; was auch geschah. Hierauf kehrte sich der Zar zum Gardekapitain und versetzte ihm im ersten Eifer eine Ohrfeige, mit dem Vorwurf, daß er nicht zu befohlner Stunde sich eingestellt hätte. Dieser entschuldigte sich mit der Vorzeigung des schriftlichen Befehls, den er aus der Tasche zog, und dem Zar wies, der daraus seinen Irrthum erkannte, den Kapitain auf die Stirn küßte, ihn für einen recht-

schaffenen Officier erklärte, und ihm die gebundenen Verräther der gefänglichen Haft übergab. Letztere wurden sämmtlich hingerichtet.

Iwan Jurewitsch Trubetzkoi, Generalfeldmarschall, damals Kapitain der Preobraschenskygarde bei dem Zar, und bei der Execution der Verräther commandirt.

4. Da es bekannt war, daß sich Peter angelegen sein ließ, geschickte Künstler, Fabrikanten, Handwerker und Handelsleute, durch Ertheilung verschiedener Privilegien und anderer Vortheile nach Rußland zu ziehen: so dachte die Judenschaft zu Amsterdam sich diesen Umstand zu Nutzen zu machen. Sie wußte zwar, daß von dem Zar Iwan Wassiliowitsch die Juden aus dem russischen Reiche vertrieben, und auch von allen auf ihm folgenden Zaren der Aufenhalt in russischen Landen nicht verstattet worden: sie hofften aber doch, Peter der Große würde bei seiner gänzlichen Umschaffung des russischen Reichs und Aufhebung so manchen alten Herkommens wohl auch die Verordnung des alten Zars Iwan Wassiliowitsch, in Ansehung der Kinder Israels, aufheben. Sie wendeten sich also an den ansehnlichsten Vertrauten des russischen Monarchen, an den berühmten Amsterdamer Bürgermeister von Witsen und baten denselben um seine Vorsprache bei Sr. Zarischen Majestät, daß er den Juden wie andern Ausländern den Zutritt im russischen Reiche zugestehen möchte.. Ueberdieß verpflichteten sie sich, für die Gewährung ihrer Bitte dem Zar ihre erste Erkenntlichkeit mit einem Geschenk von hunderttausend Gulden baar zu bezeugen.

Der Bürgermeister Witsen trug auch dem Zar bei erster Gelegenheit die Vorschläge und Bitten der Juden umständlich vor. Ganz ernsthaft hörte der Zar anfänglich den Vortrag an; endlich aber ertheilte er ihm lächelnd die Antwort in folgenden Worten: „Myn Heer Witsen, Sie kennen die Juden und die Denkungsart meiner Nation: ich kenne beides auch. Noch ist es in Betracht der letztern nicht Zeit, den Juden Sitz und Wohnung in meinem Reiche zu gestatten. Sagen Sie ihnen in meinem Namen, daß ich ihnen für ihr Anerbieten danke, zugleich aber Mitleiden mit ihnen hege, wenn sie

sich in Rußland niederlassen sollten; denn ob sie gleich dafür bekannt sind, daß sie im Handel und Wandel die ganze Welt betrügen: so möchte ich doch fürchten, sie würden bei meinen Russen zu kurz kommen.'

Hofy, ein Holländer und Favorit-Chirurgus Peter des Großen.

5. Auf der zweiten Reise nach Holland 1716 kam der Zar Peter an einem Sonntag Vormittags zu Danzig an, da eben die Thore wegen des Gottesdienstes geschlossen werden sollten. Diese Gelegenheit, den sonntäglichen Gottesdienst in dieser Stadt zu sehen, wollte der Zar nicht versäumen, und bat den Wirth, ihn nach der Kirche zu begleiten. Daselbst befand sich auch der regierende Bürgermeister, der bereits von der Thorwache Bericht erhalten haben mußte, daß Se. Zarische Majestät angekommen sei. Der Zar trat in die Kirche, als die Predigt bereits angefangen war; sogleich stand der Bürgermeister von seinem Stuhle auf, ging dem Zar entgegen und führte ihn in die etwas erhabneren Bürgermeisterstühle. Peter setzte sich daselbst ohne alles Geräusch nieder, nöthigte den Bürgermeister sich neben ihn zu setzen, und hörte mit größter Aufmerksamkeit die Predigt an. Die gedrängt volle Versammlung in der Kirche wandte, aus Neugier den russischen Zar zu sehen, die Augen mehr auf den Zar, als auf den geistlichen Redner. Dadurch ließ sich aber der Monarch in seiner Aufmerksamkeit nicht im geringsten stören, und verwandte vielmehr kein Auge von dem Prediger.

Da er aber einige Kälte an seinem entblößten Haupte verspürte, griff er, ohne ein Wort zu sagen, nach der großen Alonge-Perüque des neben ihm sitzenden Bürgermeisters und setzte sich dieselbe auf. Der Bürgermeister saß also mit kahlem Kopfe, und Peter in der großen Staats-Perüque da, bis an das Ende der Predigt, wo er die haarene Kopfdecke wieder abnahm und mit einer kleinen Verneigung dem Bürgermeister wieder zurück gab.

Als nach dem Gottesdienste der Stadtmagistrat seine Deputirten an den Zar geschickt hatte, um Sr. Majestät die Ehrfurcht der Stadt zu bezeugen, und fernere glückliche Reise zu wünschen: erzählte ihnen

ein russischer Herr von der Begleitung des Zars, daß Sr. Majestät der Danziger Gottesdienst sehr wohl gefallen habe; was aber in der Kirche mit der Perüque des Herrn Bürgermeisters vorgegangen, dürfe ihnen nicht auffallen, da der Zar über solche Kleinigkeiten hinweg und gewohnt sei, bei dem Gottesdienste, sobald es ihm etwas zu kalt an seinem dünnhaarigen Kopfe vorkomme, dem Fürsten Menschikof oder einem andern ihm nahestehenden Herrn die Perüque abzunehmen und sich aufzusetzen. Stadtsyndicus Wahl und Bürgermeister Oehlers in Danzig.

6. Auf der zweiten Reise nach Holland 1716 kam Peter, der überall incognito reisete, mit seinem kleinen Gefolge bei angebrochener Nacht zu Nimwegen an, stieg in einem gemeinen Gasthof ab, um daselbst zu übernachten, und mit anbrechendem Tage weiter zu reisen. In dieser Absicht wollte er sich auch bald zur Ruhe begeben, und verlangte auf Befragen, was er zu Abend speisen wollte, weiter nichts als etliche weiche Eier, und ein Stück Brod mit holländischer Butter und Käse. Seine Reisegefährten leisteten ihm Gesellschaft bei dieser mäßigen Abendmahlzeit, und alle zusammen tranken dabei ein paar Bouteillen rothen Wein und legten sich schlafen. Am anbrechenden Tage stand die Post schon auf dem Hof angespannt. Ehe der Zar erschien, fragte der Reisemarschall Dmitry Andreitsch Schapeloff den Wirth, was sie für das Nachtquartier und die genossene Abendkost zu bezahlen hätten? Der Wirth forderte 100 Ducaten. Darüber erstaunte der Reisemarschall, und sagte dem Wirth, ob er sich nicht schämte, für ein Dutzend Eier und ein Stück Brod mit Käse und Butter, eine so übertriebene Zeche zu machen? „Niet met all," versetzte der Wirth, „u moet min hondert Ducaten betaalen, als u beleft;" das wiederholte er etlichemal und ließ sich nichts davon abdingen. Schapeloff, der eine so wunderliche Forderung zu bezahlen und in seine Reiserechnung zu bringen sich nicht getraute, ging zum Zar und fragte ihn, wie er sich gegen den unverschämten Wirth verhalten sollte: Peter, in der Meinung, daß ihn Niemand kenne, kam selbst wie von ungefähr auf den Hof, den der Wirth verschlossen hielt, und fragte denselben auf hollän-

disch, wofür er eine so große Summe von 100 Ducaten verlangen oder fordern könne? „Wat groote Somme van 100 Ducaten," versetzte der Wirth, „ick salt wel 1000 Ducaten betaalen, als ick de Zar van Rußland was." Der Zar kehrte sich um, ohne ein Wort zu sprechen und winkte dem Reisemarschall, die verlangten 100 Ducaten zu bezahlen. Als sie der unverschämte Wirth empfangen hatte, schloß er die Hofpforte auf und ließ sie reisen.

Hofmarschall Dmitry Andreitsch Schapeloff.

7. Als Peter sich mit seiner Armee im Lager am Pruth 1711 von 100,000 Türken eingeschlossen, von aller Proviantzufuhre abgeschnitten befand, und sich mit seiner ganzen Armee für verloren hielt: setzt' er sich gelassen in seinem Zelt nieder, um zu schreiben, ließ einen seiner getreuesten Officiers kommen und fragte ihn: ob er sich getraue durch die türkische Armee durchzukommen, um eine Depesche nach Petersburg zu bringen? Der Officier, dem alle Wege und Schliche in den dasigen Gegenden bekannt waren, versicherte den Zar, daß er sich getraue durchzukommen und Se. Majestät sich darauf verlassen könnten, daß er glücklich nach Petersburg gelangen werde. Auf diese Versicherung händigte ihm der Zar seinen eigenhändigen Brief, mit der Ueberschrift an den dirigirenden Senat zu St. Petersburg ein, küßte ihn auf die Stirne, und sagte ihm weiter nichts, als: Nun, so gehe mit Gott!

Der Officier kam am neunten Tage seiner Reise glücklich in Petersburg an und überreichte den Brief in vollem Senat. Wie erstaunten aber die versammelten Senatoren, als bei verschlossenen Thüren der eigenhändige Brief des Zars verlesen und folgenden Inhalts befunden wurde: „Ich berichte Euch hiermit, daß ich mich mit meiner ganzen Armee, ohne unsre Schuld oder Versehen, lediglich durch erhaltene falsche Nachrichten, von einer viermal so starken türkischen Macht dergestalt eingeschlossen und von allem Proviant abgeschnitten befinde, daß ich ohne besondere göttliche Hülfe nichts als unsere gänzliche Niederlage, oder Gefangenschaft, voraussehen kann. Sollte der letztere Fall eintreten, so sollt Ihr mich nicht für den Zar,

euern Herrn, halten, und nichts erfüllen, was etwa von mir, und wenn es auch mein eigenhändiger Befehl wäre, an euch gelangen möchte, bis ich selbst in Person wieder bei euch sein werde. Sollt' ich aber umkommen und ihr die gewisse Nachricht von meinem Tode bestätigt erhalten haben: so sollt ihr unter euch den Würdigsten zu meinem Nachfolger erwählen."

Seinen Sohn Alexei Petrowitsch, der sich allen seinen Bemühungen und Verbesserungen widersetzte, hatte er bereits deßhalb von der Thronfolge ausgeschlossen.

Fürst Michaila Michailowitsch Schtscherbatoff.

8. Auf der zweiten Reise des Zars, in den Jahren 1716 und 1717 besuchte er zu Amsterdam die damals berühmtesten Maler und sah ihnen mit besonderem Vergnügen, öfters Stunden lang, bei ihrer Arbeit zu, unterhielt sich mit ihnen über die Werke ihrer Kunst und erlangte einen ziemlich feinen Geschmack, so wie Kenntniß der Gemälde. An den Stücken der flammännischen und brabantischen Schule, fand er sein größtes Wohlgefallen und kaufte eine große Anzahl von Stücken der vornehmsten Meister derselben an. Rubens, van Dyck, Rembrand, Jan Stein, van der Werf, Lingelbach, Bergheim, Mieris, Wouwermann, Breugel, Ostade, van Huysum rc. waren seine Lieblinge; vor allem aber die holländischen Seestücke. Besonders schätzte er die Bilder des berühmten Adam Silo, der selbst ein Schiffskapitain gewesen, und sich nachmals sehr glücklich auf das Malen vortrefflicher See- und Schiffsstücke gelegt hatte und vor allen andern Seestückmalern, die Tackelage aufs Genaueste und Richtigste abgebildet hat. Daher hielt auch Peter der Große seine Stücke für unterrichtend im Segel- und Tauwerk und hatte das Vorzimmer seines Schlafgemachs im Sommerhofe zu Petersburg vorzüglich mit Gemälden von diesem Meister ausgeziert. Auch in seinem Lustschlosse zu Peterhof, wo der Zar in dem Palais seiner Gemahlin, Monplaisir, die erste Gemälde-Gallerie von lauter niederländischen Stücken angelegt hatte, befanden sich Silo'sche Schiffsgemälde und Seestücke, an den vorzüglichsten Stellen.

Zu Amsterdam saß Peter in der öffentlichen Gemälde=Auction, unter der Menge der Liebhaber und Käufer, neben dem Mäkler Xsel, Historien= und Stilllebenmaler aus der Schweiz, einem sehr erfahrnen Kenner der Gemälde, besonders der niederländischen und ihrer Meister. Daselbst erstand der Monarch eine Menge Gemälde von seinen Lieblingsmalern, wovon er theils die so eben erwähnte Gemälde=Gallerie zu Peterhof anlegte, theils solche in seinen Vorzimmern aufhängen ließ. Um diese Gemälde in gutem Zustande zu erhalten und zu vermehren, nahm er den erwähnten Maler Xsel in seine Dienste, der dem Zar auch nach Petersburg folgte, dort manch schönes Stück sogenannter Stillleben verfertigte und nachmals als Maler der Academie der Wissenschaften, im hohen Alter 1743 starb.

Maler Xsel.

9. Wie Peter in Austheilung großer Besoldungen und hohen Ranges eben nicht allzufreigebig war, so hatten auch die Schiffsbaumeister, deren zu seiner Zeit eine ziemliche Anzahl von Holländern und Engländern, sich in Petersburg befanden, bei einer ansehnlichen Besoldung nur Capitainsrang. Der Ehrgeiz, höher zu steigen, gab ihnen einen lustigen Anschlag an die Hand. Der Kaiser mochte sie gern um sich sehen. Wenn er sich des Abends wo zu Gaste befand, mußte der Wirth die meisten von ihnen auch einladen, um dem Kaiser zur angenehmen Unterhaltung zu dienen, weil er der größte Liebhaber vom Seewesen war. Sie mußten sich vor andern nahe zu ihm setzen, und er ging sehr vertraulich mit ihnen um. Einst befanden sie sich mit dem Kaiser in einer großen Abendgesellschaft. Nach Verabredung blieben sie sämmtlich stehen, und wollten sich nicht niedersetzen. Der Kaiser sagte zu verschiedenen Malen: setzt euch; alle machten aber eine tiefe Verbeugung, und blieben stehen. Da Peter nicht merkte, was die Ursache von dieser ungewöhnlichen Höflichkeit war, fragte er nach dem Grunde, weßhalb sich keiner setzen wollte; ob sie nicht gehört hätten, daß er es ihnen schon mehrmals erlaubt habe. Darauf nahm einer das Wort und sprach: Ew. Majestät, wir erkühnen uns nicht in Gegenwart unsers Herrn und Kaisers niederzulassen,

da wir im Range kaum einem Capitain vom Feldregimente gleichen, und doch sehen, daß selbst die Staabsofficiere hinter Ew. Majestät stehen, und nur die Generals nebst Brigadieren sich mit Ew. Majestät zu setzen Erlaubniß haben.

Der Kaiser merkte, was sie damit sagen wollten, lächelte und sprach: Nun gut! setzt euch für diesmal nur zu mir, nächstens will ich im Senate wegen eures Ranges sprechen. Darauf zog er seine Schreibtafel heraus, schrieb etliche Worte auf, und nach einigen Tagen kam eine kaiserliche Verordnung bei dem Senate heraus, kraft welcher den Schiffsbaumeistern, nach Unterschied und Verdiensten, Brigadiers-, Obristen- und Majors-Rang beigelegt wurde.

Generalequipagemeister Bruyns.

10. Wie richtig Peter die Nationalität der vielen Ausländer erkannte, die in seinem Reiche angestellt waren, erhellt aus folgendem Gespräch im Admiralitätskollegium bei Gelegenheit verschiedener anzunehmender Werkmeister und Künstler: „Einem Franzosen, sagte der Zar, kann man immer etwas mehr Gehalt geben; denn er ist ein bon vivant, und verzehrt wieder im Reich was er einnimmt. Einem Deutschen auch nicht weniger; denn er mag gern schmausen, und behält wenig oder nichts von dem, was er verdient. Einem Engländer etwas mehr; denn der will gut leben, wenn er über seinen Verdienst auch noch von seinem Eigenen zusetzen müßte. Aber einem Holländer schon weniger; denn er ißt sich kaum satt, um Geld sammeln zu können; und einem Italiener noch weniger: denn er ist von Natur so mäßig, daß ihm immer Geld übrig bleibt, und dann macht er auch kein Geheimniß daraus, daß er außer seinem Lande lediglich in der Absicht diene und mäßig lebe, um das erworbene Geld in seinem Paradies, Italien, wo es am Gelde fehlt, gemächlich verzehren zu können."

Graf Iwan Grig. Tschernischeff.
Vicepräsident des Admiralitätscollegiums.

11. Schon mehrmals hatte der Senat den Fürsten Menschikoff auf beträchtlichen Unterschleifen bei ansehnlichen Proviants- und

Montirungslieferungen betroffen. Wenn auch manchmal eine Anfrage deßhalb aus dem Senat an den Fürsten erging, so antwortete er doch niemals darauf; oder wenn er auch zuweilen eine Antwort durch einen seiner Subalternen sagen ließ, so nahm er sich doch immer in Acht, schriftlich, und noch weniger mit eigenhändiger Unterschrift zu antworten. Unter diesen Umständen setzte der Senat eine Klagschrift auf, worin die gröbsten Beschuldigungen gegen den Fürsten enthalten waren. Diese legte man im Senat auf die Sessionstafel an die Stelle, wo der Zar zu sitzen pflegte, ohne einen Vortrag deßhalb zu thun. Dem scharfen Blicke des Monarchen entging diese Schrift nicht. Er nahm sie bei seiner ersten Anwesenheit zur Hand, sah sie schnell durch, legte sie wieder hin, ohne ein Wort darüber zu sagen, und that als wenn er sie nicht gelesen hätte. Sie blieb also eine geraume Zeit immer auf der alten Stelle vor dem Zar liegen. Endlich entschlossen sich die Herren Senatoren, Se. Majestät deßhalb anzureden. Der zunächst an dem Zar sitzende geheime Rath Tolstoi führte das Wort dabei, ergriff die Schrift, und fragte Se. Majestät, was sie zu dieser Klage zu sagen beliebten. „Nichts, antwortete der Zar, als daß Menschikoff wohl immer Menschikoff bleiben wird." Das mochten die Senatoren nun auslegen wie sie wollten. Die Schrift blieb liegen, und Niemand erkühnte sich jemals mehr Erwähnung davon zu thun. Graf Ostermann.

12. Der Monarch ließ sich gefallen, daß er öfters von den ärmsten Leuten, als Handwerkern, geringen Hofbedienten und dergleichen, zu Gevatter gebeten wurde. Er stellte sich auch bei ihnen, eben so wohl als bei den vornehmsten und reichsten ein, und nahm mit ihrer armen Bewirthung vorlieb, als wenn sie sich viel Kosten machten; wogegen er ohnedies bei aller Gelegenheit zu eifern pflegte. Eben so hielt er es auch mit den Officieren und Soldaten seiner Garderegimenter, von deren tausenden fast keiner war, der ihn nicht wenigstens bei seinem ersten Kinde zu Gevattern gebeten hatte. Große Pathengeschenke aber mußte keiner von ihm erwarten, sondern sich mit seiner Gnade begnügen: sein gewöhnliches Geschenk bestand in einem Kuß

an die Wöchnerin und einem Rubel, den er nach altrussischen Gebrauche unter das Kopfkissen der Wöchnerin zu stecken pflegte. So viel gab er den Gemeinen, den Officiers aber einen Ducaten.

Brigadier Groot zu Moskau.

13. Nichts war Peter so zuwider, als eine gewisse Art schwarzer Hauskäfer, die in unreinlichen Häusern, zumal in Mehl- und andern Proviantkammern und daher auch auf den Dörfern in den Bauerstuben so häufig gefunden werden, daß der Obertheil der Wände, und die Stubendecken öfters ganz schwarz von ihnen besetzt sind. In Rußland, wo sie häufiger als in irgend einem andern Lande vorhanden, werden sie Tarakanen (Mehlkäfer) genannt.

Ein einziger dieser Käfer vermochte den sonst eben nicht ekeln Helden aus einem Zimmer in das andere, ja wohl gar aus dem Hause zu treiben; daher trat der Zar auf Reisen in seinem Lande bei Umwechselung der Pferde oder andern Gelegenheiten nicht eher in ein Haus ein, bis einer von seinen Bedienten, die Stube durchaus besichtiget, und ihm die Versicherung gebracht hatte, daß keine Tarakanen zu sehen wären. Einst wurde er unfern Moskau von einem Officier, den er sonst wohl leiden konnte, in seinem hölzernen Landhause bewirthet. Der Kaiser bezeugte ein gnädiges Wohlgefallen über seine Wirthschaft und übrige Einrichtung seines Hauses. Als man sich nun zur Tafel gesetzt hatte, fragte der Zar den Wirth, ob er in seinem Hause frei von Tarakanen sei? So ziemlich, antwortete der unbedachtsame Wirth, und damit ich noch freier von ihnen bleibe, habe ich einen davon lebendig hier an die Wand genagelt; dabei zeigte er auf die Stelle, zur Seite des Zars, wo ein solches kleines Ungeheuer mit einem Nagel fest an die Wand geschlagen war, und noch zappelte. Der Zar entsetzte sich über den unvermutheten Anblick dieses ihm so verhaßten Insects, dermaßen, daß er vom Tisch aufsprang, dem Wirth eine derbe Maulschelle gab, und sich sogleich mit seinem Gefolge davon machte.

Jahn Hofy,
Zarischer Leib- und Hofchirurgus.

14. Bei dem ersten Aufruhr der Strelitzen zu Moskau, ward Peter der I. als ein noch sehr junger Herr, durch seine Mutter und ein kleines Gefolge treuer Diener auf der Flucht, nach dem 60 Werste von der Stadt gelegenen Troitzischen Kloster in vermeinte Sicherheit gebracht. Allein auch diesen Aufenthalt späheten die Strelitzen aus, und kamen in wüthenden Haufen dahin, den jungen Zar zu ermorden. Sie durchsuchten alles in diesem heiligen Orte, und da sie den nicht fanden, den sie suchten, drang ein Haufen dieser Bösewichter sogar in die Kirche. Hier entdeckte einer den jungen Prinzen in den Armen seiner Mutter am Altare, auf der allerheiligsten Stelle, und scheuete sich nicht, mit dem bloßen Messer auf den unschuldigen Prinz loszugehen; er hielt es ihm auf die Brust, und war schon im Begriff, ihm den Todesstoß zu versetzen. Indem jedoch der Strelitz dem Zar den Hals abzuschneiden im Begriff war, schrie ihm einer von den andern Rebellen in der Kirche mit starker Stimme zu: Halt Bruder! nicht bei dem Altar, warte bis er aus der Kirche heraus ist; er wird uns nicht entwischen. Fast in demselben Augenblicke sahen die übrigen Strelitzen auf dem Kirchplatze eine in vollem Galopp heran eilende starke Reiterschaar Zarischer Getreuer; sie schrieen also den andern in der Kirche zu, sich eilig zu retten. In dieser Verwirrung lief alles, was laufen konnte, und der junge Zar kam unverletzt und wunderbar erhalten, wieder zu den Seinigen.

Wohl mehr als 20 Jahre nach dieser Begebenheit, als nicht nur diese, sondern alle spätern Aufstände längst gedämpft, die Strelitzen ausgerottet, alles im Lande beruhigt und der Zar mit Verbesserung seiner Armee und Einrichtung seiner Flotte beschäftigt war, musterte er eines Tages in Petersburg auf der Admiralitätswiese etliche hundert neu angekommene Matrosen. Indem er nun die Mannschaft genau durchsah, die in Reihe und Glied stand, erschrak er plötzlich über den Anblick eines dieser Matrosen, so daß er etliche Schritte zurück sprang, und augenblicklich demselben zu greifen befahl. Der Matrose, dem sein Gewissen gar bald sagte, daß der Zar ihn erkannt habe, fiel nideer und schrie: ich bin des Todes schuldig, Herr, Gnade,

Gnade! Niemand von allen Umstehenden, weder seine Officiere noch seine Kameraden wußten, was dies zu bedeuten hatte, weil der Matrose so viele Jahre schon als Bootsknecht bei ihnen bekannt war, der seine Arbeit bisher treulich und fleißig verrichtet, und nichts sträfliches begangen hatte. Mit Entsetzen aber hörten sie, daß der Zar den Matrosen fragte: bist du nicht ein Strelitz, und zwar eben derjenige gewesen, der mir in meiner Jugend im Troitzischen Kloster vor dem Altare das Messer an die Kehle gesetzt hat? Ja, Herr! antwortete der Matrose, ich bin es. Auf weiteres Befragen des Zars erzählte er, wie er ehemals als ein junger Strelitz in den Aufruhr mit verwickelt worden; wie ihn seine Schandthat gar bald gereuet habe; daß er sich durch die Flucht gerettet, während seine ehemaligen Mitbrüder ergriffen und hingerichtet worden; wie er sich einige Jahre kümmerlich in entfernten Wüsteneien durchgebracht und endlich als ein aus Sibirien gekommener Bauer bei der Admiralität in Archangel sich zum Matrosen gemeldet, und bisher treu und ehrlich gedient habe. Der Zar wurde durch diese aufrichtige Erzählung zur Barmherzigkeit gerührt, vergab ihm sein abscheuliches Verbrechen, und schenkte ihm das Leben; doch mit Ankündigung der härtesten Todesstrafe, wenn er dem Zar in seinem Leben noch einmal unter die Augen kommen würde. Der Matrose dankte Gott und dem Zar für diese unverhoffte Gnade und wurde nach einer entfernten Provinz geschickt, daß der Zar versichert sein konnte, ihn Zeitlebens nicht wieder zu erblicken.

Feldmarschall Trubetzkoi.

15. Als Peter der Große sich 1698 das erste Mal in Holland aufhielt, beschäftigte er sich mit dem nöthigsten Unterricht im Schiffbau, Schifffahrt, Handel, Künsten, Fabriken und Gewerben. Bei seinem zweiten Aufenthalte aber, in den Jahren 1717 und 18, sowie in Frankreich, bekümmerte er sich schon sorgfältiger um die eigentlichen Wissenschaften und schönsten Künste. Er besah überall die öffentlichen und auch die vornehmsten Privatcabinette von Gemälden, Kunstwerken und Naturalien. Vorzüglich reizten seine Neugierde zwei ungemein seltenene und kostbare Cabinette zu Amsterdam, die

er öfters besuchte, mit größter Aufmerksamkeit durchsah, endlich für ansehnliche Summen an sich kaufte, und mit vieler Vorsicht nach Petersburg bringen ließ. Das eine bestand aus dem vollständigsten anatomischen Schatze, woran der berühmte Professor Ruysch etliche vierzig Jahre gesammelt und gearbeitet hatte. Das andere enthielt des damaligen Apothekers Seba große Sammlung aller bekannten Land- und Seethiere, Geflügel, Schlangen und Insecten aus Ost- und Westindien. Peter ließ auch die Portraits dieser beiden berühmten Männer von dem Maler Xsel zu Amsterdam copiren, und sie in seiner Naturalienkammer, bei diesen von ihnen gesammelten Gegenständen aufstellen. Diese zwei damals weltberühmten Sammlungen machten die erste Anlage der gegenwärtigen Natualiencabinette bei der Academie der Wissenschaften aus. Peter räumte ihr ein eignes, von andern Gebäuden freistehendes geräumiges steinernes Haus an der Newa auf dem sogenannten Stückhof, oder eigentlich Smolnoi-Dwor ein. Dort brachte er alle Wochen zwei oder drei Morgen in aller Frühe, ehe er nach der Admiralität fuhr, mit systematischer Betrachtung aller Stücke zu: ja er war von diesem Sammelplatze so vieler seltenen und kostbaren Geschöpfe aus den entferntesten Welttheilen so sehr eingenommen, daß er einst einen neuangekommenen römisch-kaiserlichen Gesandten dahin zur ersten Audienz früh Morgens um fünf Uhr bestellen ließ. Bei dieser Gelegenheit gab er seinem Kanzler, der ihm vorstellte, ob Se. Majestät dem Gesandten nicht lieber in Dero Sommerhof die erste Audienz zu ertheilen geruhen wollten? zur Antwort: „Laßt ihn immer hierher kommen; es kann dem Gesandten gleichviel sein, wo ich ihn das erste Mal vor mich lassen will: er ist ja an mich gesandt und nicht an dieses oder jenes Haus; und was er mir zu sagen hat, das kann er mir da sagen, wo ich bin." — Und so geschah auch früh um fünf Uhr die Audienz in der erwähnten Naturalienkammer.

Dem unter der Oberdirektion seines Leibmedicus Areskyn zum Aufseher angestellten Bibliothekar Schuhmacher befahl er: da nun alles in gehöriger Ordnung aufgestellt sei, sollte Jedermann, der sich darin-

nen umzusehen Lust bezeuge, eingelassen, herumgeführt, und durch Vorzeigung und Erklärung der Gegenstände unterrichtet werden.

Jaguschinsky rühmte zwar diese weise Absicht des Monarchen, setzte aber aus unbedachtem Finanzeifer hinzu: weil doch zur Unterhaltung dieser Seltenheiten jährlich ein gewisser Aufwand erfordert würde, so könnte wohl jeder Besucher einen, oder ein paar Rubel beim Eintritt entrichten; daraus würde die Unterhaltung und Vermehrung der Naturalien bestritten werden können.

Der Zar jedoch fiel Jaguschinsky sogleich in die Rede und sagte: „Paul Iwanowitsch, du bist nicht klug! dein Vorschlag würde meine Absicht mehr hindern als befördern. Denn wer würde sich wohl um meine Naturalien- oder Raritätenkammer bekümmern, wenn er Geld dafür bezahlen müßte? — Vielmehr verordne ich hiermit, daß nicht nur Jedermann umsonst hineingelassen: sondern noch stets, wenn sich eine Gesellschaft einfindet, die Naturalien- und Kunstkammer zu besehen, sie auf meine Kosten mit einer Tasse Kaffee, mit einem Gläschen Wein, mit einem Schälchen Branntwein oder andern Erfrischungen, in den Raritätenkammern selbst, bewirthet werden solle."

Diesem Befehle zu Folge, sind dem Bibliothekar über seinen Gehalt 400 Rubel jährlicher Zulage zu erwähnter Bewirthung angewiesen worden; und ich habe noch unter der Kaiserin Anna Regierung öfters gesehen, daß vornehmere Besuche in der Naturalien- und Kunstkammer mit Kaffee, einem Glas Ungarischen Weine, Zuckerbrod, und nach der Jahreszeit auch mit andern Erfrischungen bewirthet; geringere ehrbare Leute aber von einem Unterbedienten mit aller Höflichkeit herumgeführt und ihnen mit kurzer Erklärung alle Seltenheiten gezeigt worden sind.

Rath Schuhmacher, Bibliothekar und
Oberaufseher der Naturalien- und Kunstkammer.

16. In den ersten Jahren nach der Gründung von St. Petersburg, als noch die wenigsten Gassen gepflastert, und an den meisten Orten tiefe morastige Stellen, besonders bei Regenwetter gefunden wurden, war das Volk auf altrussisch gewohnt, sich auf die Knie zu

werfen, wenn sich der Zar sehen ließ; dabei besudelten sich denn natürlich die Unterthanen stark mit Koth. Peter wollte dieß nicht haben, und winkte dem Volke stets zu, das Niederfallen zu unterlassen; ja er äußerte sich oft, daß ihm kein Gefallen damit geschehe. Da es aber dennoch bei der alten Weise verblieb, ließ der Zar endlich bei Knutenstrafe verbieten, daß man auf der Straße nicht vor ihm niederfallen, und sich um seinetwillen mit Koth besudeln sollte.

Jan Hovy, Leib- und Hofchirurgus.

17. Schon in der frühesten Jugend hatte sich Peter zum wahren Soldaten gebildet, mit Freude alle Beschwerlichkeiten getragen, die der Soldatenstand mit sich führt, und an die gemeinste und rauheste Lebensart gewöhnt. Kaum war er 10 Jahre alt, als er sich zu Moskau eine Compagnie Soldaten aus jungen Edelleuten auf regulären deutschen Fuß errichtete, mit derselben im Lager stand und sowohl täglich die gehörigen Exercitien als auch alle dabei vorkommende Arbeit verrichtete. Daher verschmähte er es, sich zum Hauptmann dieser ersten regulären Compagnie in Rußland zu erklären, sondern er fing vielmehr von der untersten Stufe an zu dienen, und den Dienst selbst zu lernen. Er war also erst eine Zeitlang Trommelschläger und dann zwölf Jahre lang gemeiner Soldat. Wenn er sich auf der Wache befand, so schlief er mit seinen Cameraden im Zelt, oder in der Baraque auf der Pritsche, stand bei Nacht sowohl als bei Tag Schildwache, und aß mit den andern die gemeinste Soldatenkost. Bei der Anlage einer zur Kriegsübung aufgeworfenen Festung, führte er mit den andern Erde in der Schubkarre zu, die er mit seinen eigenen Händen gemacht hatte. Auf solche Weise gewöhnte sich der junge Held nicht nur selbst an alle Beschwerlichkeiten, sondern er gab auch denen, die er zum Kriegsdienste ziehen wollte, ein gutes Beispiel. Die eitle Einbildung auf vornehme Geburt verlachte er bei jeder Gelegenheit; dagegen trachtete er seinem Landesadel die wahre Ehrbegierde einzupflanzen, sich nach seinem Beispiel, Ehre, Rang und Vorzug vor andern durch eigene Verdienste zu erwerben. Aus dieser Absicht entstand nachmals (1722) in seinem Rangreglement die Ver-

ordnung, daß der Vorrang des einen vor dem andern durch die Krondienste allein bestimmt werden, und Niemand einen andern Rang genießen sollte, als den er sich im Dienste erworben habe; wer aber gar nicht diene oder gedient habe, in gar keinem Range stehen könne.

Als nach diesen jugendlichen Kriegsübungen der Schiffsbau und das Seewesen seine Lieblingsbeschäftigung ward, das er zu Sardam und Amsterdam erlernt hatte, diente dieser unermüdete Monarch eben wie seine Unterthanen auch von unten auf bei seiner Flotte und brachte es im Dienste bis zur Stelle eines Schout by Nacht, oder Contreadmirals, womit er sich so weit begnügte, da er dem Verdienste seiner Admirale und Viceadmirale, die bei der Flotte über ihm gingen, Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Einst war bei der Flotte eine Viceadmiralstelle erlediget, die nach dem Admiralitätsetat besetzt werden mußte. Peter Alexiewitsch gab eine Supplik an das Admiralitätscollegium ein, und bat mit Anzeigung seiner bisherigen Dienste als Contreadmiral, um Avancement zu dieser Stelle. Die Sache ward in ernstliche Ueberlegung gezogen und nach reifer Erwägung die erledigte Stelle einem andern Contreadmiral, Peter Alexiewitsch aber auf seine Bitte und Vorstellung der schriftliche Bescheid gegeben: das Collegium erkenne seine bisher erworbenen Verdienste gar wohl, hoffe auch, er werde sich fernerhin um weitere Verdienste bestreben, und gebe ihm die Anwartschaft zum verlangten Avancement, so bald wieder eine Gelegenheit dazu vorhanden sein würde. Gegenwärtig aber habe es im Vergleich seines bisherigen Seedienstes mit dem des andern Contreadmirals gefunden, daß dieser schon länger als Seeofficier diene, und bei mehrern Gelegenheiten zur See sich hervor gethan habe; weßhalb denn das Admiralitätscollegium der Billigkeit gemäß nicht umhin gekonnt habe, demselben für dieses Mal den Vorzug vor ihm zu geben, und ihn zum Viceadmiral zu avanciren. Peter begnügte sich an diesem Bescheide, und sagte bei Hofe, als die Rede von diesem Avancement war: „Die Glieder des Collegiums haben recht geurtheilt und billig gehandelt. Wären sie so niederträchtig gewesen, aus

Schmeichelei mich meinem Cameraden und Competenten vorzuziehen: so hätten sie gewiß dafür büßen sollen."

Bruyns, Admiralitätsgeneral-Equipagemeister.

18. Die holländischen nnd fast alle andern Kapitaine, die in Petersburg ankamen, besuchte unser Kaiser gewöhnlich am Bord ihrer Schiffe. Er besah sodann den Bau ihres Schiffs, besonders neue Einrichtungen u. dgl. Er ließ sich von den Schiffern mit einem Gläschen Branntwein, Wein, Käse und Zwieback bewirthen und sprach mit ihnen von ihrer Fahrt, hörte gern ihre Erfahrungen und Anmerkungen, und ließ sich darüber öfters in eine weitläuftige Unterredung ein. Sie hatten die Freiheit bei Hofe zu erscheinen, und alle Festivitäten ungehindert mit anzusehen, ja sie wurden öfters am Hofe bewirthet, und manchmal sehr berauscht gemacht. Alles dieses gefiel diesen Leuten so wohl, daß sie mit größter Lust nach St. Petersburg fuhren. Der russische Handel war auch damals in St. Petersburg im trefflichsten Aufblühen. Die Dreistigkeiten und der freie Umgang der Schiffer mit dem großen Kaiser Peter, hielt alle Kronbediente, die mit ihnen zu thun hatten, in ziemlicher Furcht und beförderte die schleunigste Abfertigung dieser Leute.

Als er einst einen neu angekommenen holländischen Schiffer, der vorher, als der russische Handel noch seinen Stapel in Archangel hatte, häufig dahin gefahren, und nun zum zweiten Mal nach Petersburg gekommen war, auf der Promenade im kaiserlichen Sommerhofgarten sah, fragte er denselben: ob es ihm nun in Petersburg nicht besser gefalle, als ehemals in Archangel? und ob er nun nicht eben so gerne hierher, als ehemals dorthin segelte? Niet met all, antwortete der Schiffer, ohne alles Bedenken. Der Kaiser, dem diese Antwort, zumal nach seiner Ansicht, wunderlich vorkam, stutzte darüber etwas, und fragte ihn halb erzürnt um die Ursache. Ja! Syne Majestät, sagte der lose und dreiste Schiffer, der sich sogleich besann, daß er mit seiner ersten Antwort dem Zar ein schlechtes Kompliment gemacht hatte, ja! in Archangel kriegten wy nog eens na onße Ankomst leckere Pannekoecken, maar hier niet. „Wel Schipper," antwortete der

Kaiser mit Lachen, „dar is Rath vor; kommt morgen met all ju Landslüden de andere Schippers by my nahert Hof, dar sall ick ju doonen, dat hier niet minder leckere Pannekoecken benen, als tot Archangel.“ Sobald Peter zurück nach Hofe gekommen war, ließ er den Oberküchenmeister Velten rufen, und befahl ihm ein ganzes Traktement von holländischen guten Pfannkuchen und was mehr dazu gehörte, auf den folgenden Abend fertig zu halten. Des andern Tages wurden alle holländische Schiffer auf den Abend nach dem Sommerhof eingeladen, und in Gegenwart Sr. Majestät mit Pfannkuchen und einem herrlichen Traktement im Garten bewirthet, und erst mit anbrechendem Tage wohl bezecht und fröhlich vom Hofe entlassen.

Der Zarische Küchenmeister Velten.

19. Es ist bekannt, daß Peter der Große öfters kurze Anfälle von einem heftigen Spasmus im Gehirn oder eine Art Zucken an sich gehabt, die ihn eine Zeitlang, ja öfters Stunden lang in so üble Laune setzten, daß auch diejenigen, die er sonst gar wohl um sich leiden mochte, ihm aus dem Wege zu gehen pflegten. Diese Zufälle äußerten sich allemal durch ein starkes Verdrehen des Halses nach der linken Seite und durch ein heftiges Verziehen der Gesichtsmuskeln. Da diese Anfälle erst einige Jahre nach dem Antritte seiner Regierung wahrgenommen wurden, so hat man immer vermuthet, er müßte entweder durch den heftigen Schrecken im Troitzischen Kloster*) oder vielleicht auch durch ein auf Veranstaltung seiner Stiefschwester, der regierungssüchtigen Prinzessin Sophia Alexiewna, ihm heimlich beigebrachtes Gift, in einen solchen Zustand gerathen sein. Außerordentlich stellte sich diese Art von Convulsionen auch öfters ein, wenn er sich über etwas entrüstete, oder heftig in Zorn gerieth; was man ihm sogleich durch plötzliche Zuckungen, Verziehung des Gesichts und Verdrehung des Halses ansehen konnte.

Gegen solche Convulsionsanfälle hatte Paul Jaguschinsky, nachmaliger Graf, als er noch Denschtschick des Zars war, ein nicht

---

*) Siehe Nr. 14.

unwirksames Mittel, oft sehr glücklich angewendet. Wenn er zum Zar kam, und ihn in dem erwähnten Zustande fand, entfloh er sogleich, kam aber unverzüglich mit der Zarin Catharina, oder in Deren Abwesenheit mit einer andern, manchmal der nächsten der besten jungen Dame zurück, führte sie unangemeldet zum Zar ins Zimmer, als ob er sie zu sprechen verlangt hätte, sagte weiter nichts, als: Peter Alexiewitsch, da ist sie, die Du sprechen wolltest, und ließ ihn mit ihr allein. Ob der unvermuthete Anblick des schönen Geschlechts, für welches der Zar ohnehin viele Neigung hegte, oder die liebreiche Zusprache einer jungen schönen Dame eine so starke Macht über seinen Zustand gehabt habe, weiß man eigentlich nicht zu sagen: das aber weiß man, daß der Zar durch dergleichen unvermutheten Zuspruch und Annäherung eines hübschen Gesichts und den Anblick eines schönen Busens, allezeit so plötzlich ergriffen ward, daß die Convulsionen gar bald gestillt wurden, und Peter Alexiewitsch, nach einer kurzen Unterhaltung mit dem unerwarteten Besuche, in der aufgewecktesten Gemüthsverfassung und mit dem heitersten Gesicht wieder erschien.

Graf Paul Iwanowitsch Jaguschinsky.

20. Der Graf Deviere, der unter der Regierung der Kaiserin Catharina I. durch seinen leiblichen Schwager, den Fürsten Mentschikoff nach Sibiririen geschickt wurde, von wo er erst nach 15 Jahren von der Kaiserin Elisabeth zurück gerufen wurde, war ein Zögling Peter des Großen, bei dem er erst als Page, nachmals als Denschtschick viele Jahre in Dienst war. Später ward er Oberst, Generalmajor, Generallieutenant und zuletzt, bis zu seiner Verbannung, General-Polizeimeister, welchem Amte er um so sorgfältiger vorzustehen hatte, je genauer Peter auf alles was die Polizei, zumal in seiner neuen Lieblingsstadt, anging, ein wachsames Auge zu halten pflegte. Einst fuhr dieser Monarch, nach seiner Gewohnheit, auf der Admiralitätsseite in einer Cariole die Länge des Moicka-Canals hinunter, und hatte den General-Polizeimeister neben sich sitzen. Als sie dem sogenannten Neuholland (einer Insel mit Gebäuden, worinnen Eichenholz zum Schiffsbau verwahrt wurde) gegenüber, an eine kleine

Brücke über einen aus dem Golowinischen Hof nach der Moicka gezogenen Canal kamen, fanden sie die Bretter der Brücke los, so daß man ohne Gefahr nicht darüber fahren konnte. Der Zar mußte deswegen aussteigen, durch seinen Denschtschick die Bretter zurecht legen und etwas befestigen lassen, damit man sicher die Brücke passiren konnte. Er entrüstete sich darüber, daß die Polizei nicht sorgfältiger Acht auf die öffentlichen Straßen und Brücken habe; verwies dem General-Polizeimeister diese Nachlässigkeit, prügelte ihn auf der Stelle ein wenig durch und sagte: das wird Dich aufmerksamer machen, die öffentlichen Straßen und Brücken stets in gehörigem Zustande zu halten und von Zeit zu Zeit selbst darnach zu sehen. Indessen war die Brücke wieder hergestellt und dem Monarchen der Zorn vergangen, worauf er wieder in die Cariole stieg und als wenn nichts vorgegangen wäre, dem Herrn General-Polizeimeister ganz gnädig mit den Worten wieder einzusitzen nöthigte: Sadiß, Brat! (setze Dich ein, Bruder).

Kammerherr, Graf Deviere,
des General-Polizeimeisters Sohn.

21. Nachdem Peter alles überwunden hatte, was der Anlage seiner neuen Stadt St. Peterburg hinderlich sein konnte, und bereits im Jahre 1720 die verschiedenen Inseln dieses Platzes mit etlichen hundert Häusern bebauet, die sogenannte Petersburg'sche Seite um und hinter der Festung mit den meisten öffentlichen Gebäuden, Buden, Magazinen, Collegien rc. besetzt und der Zar etwa eine Tagereise von der Stadt entfernt, und bei der Arbeit am Ladoga'schen Canale beschäftigt war, entstand einst ein großer Auflauf des Volks nach einer auf der Petersburg'schen Seite gelegenen Kirche, auf das Gerücht, daß das große Muttergottesbild in derselben Thränen vergossen habe. Damit hätte der Aberglaube des Volks zugleich die gefährliche Deutung verbunden, daß die Mutter Gottes mit dieser Gegend nicht zufrieden wäre, deshalb weine und mit ihren Thränen der neuen Stadt und vielleicht dem ganzen Laude ein bevorstehendes großes Unglück ankündige.

Der damalige Großkanzler, Graf Golofkin, der in der Nähe die-

ser Kirche wohnte, begab sich dahin, konnte aber kaum durch das Gedränge kommen, noch weniger aber den Auflauf des Volks stillen. Er fertigte sogleich einen reitenden Boten mit der Nachricht von dieser wunderbaren Begebenheit an Peter nach Ladoga ab. Der Zar machte sich unverzüglich auf, reiste die Nacht durch, kam des andern Vormittags in Petersburg an, und begab sich sogleich in die Kirche, wo er von der Geistlichkeit empfangen und zum wunderthätigen oder weinenden Marienbilde geführt wurde. Se. Majestät fanden es zwar nicht mehr weinend, hörten aber von verschiedenen Anwesenden, daß es schon öfters und noch vor wenigen Tagen wirklich thränend gesehen worden sei. Nachdem nun der Monarch das heilige Bild eine gute Zeit lang scharf betrachtet hatte, kam ihm doch etwas bei den Augen verdächtig vor, das ihm einer genauern Untersuchung werth schien. Ohne sich im geringsten etwas merken zu lassen, befahl er einem der gegenwärtigen Popen, das heilige Bild von seiner Stelle abzunehmen und in Sr. Majestät Gefolge nach Hofe zu bringen. Daselbst untersuchte der scharfsichtige Monarch in Gegenwart des Großkanzlers, mehrer Vornehmen seines Hofs, einiger hohen Geistlichen und derjenigen Popen derselben Kirche, die bei der Abnahme des heiligen Bildes zugegen gewesen und es nach Hofe gebracht hatten, alles auf das genaueste an diesem gemalten und mit Firnis ziemlich stark überstrichenen Marienbild.

Gleich anfänglich entdeckte der Kaiser einige sehr kleine und fast unmerkliche Löcherchen an den Augenwinkeln, die der daselbst angebrachte Schatten desto unsichtbarer am Gemälde machen mußte. Peter kehrte die Tafel um, riß die Einfassung oder den Oberrahm ab, spaltete mit eigener Hand die gewöhnliche Fütterung an der Hinterseite und entdeckte, zu seinem großen Vergnügen, den Betrug und die Quelle der Thränen des unschuldigen Marienbildes; nämlich eine Aushöhlung um die Gegend der Augen in der Dicke des Brettes, worinnen noch etwas weniges von gestandenem Oele befindlich war. „Da liegt der Schatz," rief er aus, „da habt Ihr die Quelle der wunderbaren Thränen!" Jeder von den Anwesenden mußte näher hinzutreten, die Ent=

deckung ansehen und sich mit seinen eigenen Augen von dem künstlichen Betruge überzeugen.

Hierauf bewies der weise Monarch den Umstehenden auf die begreiflichste Art, wie eingeschlossenes, verdicktes Oel sich an einem kühlen Orte so lange geronnen erhalten könne, bis es durch die Wärme fließend wird, und so sei es auch mit diesem Bilde beschaffen, wo es durch die gezeigten feinen Oeffnungen aus den Augenwinkeln als Thränen herausdringen müsse, wenn die Flamme der vor dem Bilde angesteckten Lichter den Augen so nahe gekommen, daß die Stelle erwärmt, und das verborgene Oel durch die Wärme flüssig geworden. Mit dieser geschehenen Entdeckung des Betrugs schien der Monarch nun ganz beruhigt zu sein, ließ sich auch weiter nichts von einer Untersuchung der Urheber des entdeckten Betrugs merken, sondern sagte nur zu den Anwesenden: „Ihr habt es nun Alle gesehen, was es für eine Beschaffenheit mit den Thränen des Marienbildes hat. Ich zweifle nicht, daß Ihr überall erzählen werdet, was Ihr selbst mit Augen gesehen habt. Das Bild aber will ich behalten und in meine Kunstkammer setzen."

Indessen wandte der aufgebrachte Monarch insgeheim alle Mühe an, die Urheber ausfindig zu machen. Nach vielen geheimen Untersuchungen entdeckte er sie und ließ sie, nach dem abgelegten Geständnisse, auf eine Weise zur Strafe ziehen, daß Niemand sich wieder hat gelüsten lassen, dergleichen Betrügereien zu unternehmen.

Hofintendant Cormidon.

22. Der Zar erkannte gar wohl und scherzte auch öfters darüber, daß er aus Mangel geschickter Maler und Medailleurs so schlecht auf seinen Rubeln und Medaillen portraitirt war und sich nirgends ähnlich sah. Als er daher auf seiner zweiten Reise nach Holland und Frankreich über Nürnberg kam, hielt er sich etliche Tage daselbst auf, um die Werkstätte der Nürnberger Waaren zu besehen und mancherlei dortige Künstler zu besuchen. Unter denselben fand er auch den berühmten Portraitmaler Kupetzky, von dem er sein Brustbild in Profil malen ließ und es mit einem Expressen sogleich nach Petersburg an

die Münzkanzlei mit dem Befehl abschickte, nach demselben die Stempel zu Rubeln, halben Rubeln und Medaillen zu schneiden und zu prägen. Das Jahr darauf (1718) erschienen also die russischen Münzen zum erstenmale in guter Zeichnung, mit dem ganz ähnlichen Bildnisse Peters. Münzrath Schlatter.

23. Der Kaiser war gewohnt, nach gepflogener Conferenz mit seinen Ministern, sie bei dem Weggehen bis in das Vorzimmer zu begleiten. Bei einer solchen Gelegenheit begab er sich eines Abends, daß während der Conferenz sich im Vorzimmer der Unteretage des Sommerhofs am kleinen Hafen der Fatanka ein unbekannter Mensch einfand, der einen von gewürfelten Tuchflecken zusammen genähten Sack unter dem Arme trug, worin die Sekretäre und Schreiber gewöhnlich ihren Vorgesetzten die Schriften nachtragen, die zum Unterlegen oder zur Unterschrift dem Kaiser gebracht werden. Niemand von den umstehenden Denschtschicks und andern Bedienten hegte den geringsten Verdacht gegen diesen Menschen, daher ihn auch keiner fragte, wer er wäre, oder was er wolle, je mehr Ruhe der Mensch mit seinem Sacke während einiger Stunden bezeugte. Endlich entwickelte sich auf einmal die verruchte Absicht dieses Menschen. Als nach geendigter Conferenz die Minister hinweg gingen und der Zar sie bis ins Vorzimmer begleitete, beugte sich dieser Mensch, auf den Niemand achtete, nach der Wand, nahm etwas aus seinem Sacke, das er zwischen den umgeschlagen Sack steckte und drang so dreist hinter dem Zar her, der wieder zurück nach seinem Zimmer kehrte, daß es schien, er sei befehligt, dem Kaiser gerade nach dem Zimmer zu folgen. Da nun von einem solchen Befehle keiner der umstehenden Denschtschicks und Bedienten etwas mußte, trat einer davon zwischen dem Kaiser an die Thüre des Vorzimmers, hielt den unbekannten Menschen mit dem Arme von der Thüre ab und fragte ihn, wer er sei und was er wolle. Indem nun dieser statt einer Antwort mit Gewalt nach dem Zimmer drang, entstand daraus ein Lärmen, daß der Zar sich umkehrte und nach der Ursache fragte. In diesem Augenblick entfiel dem Unbekannten der leere Sack und mit demselben ein großes scharfes Messer,

einer viertel Elle lang, er selbst aber warf sich sogleich nieder und gab sich schuldig. Der Zar hielt ihn selbst an und fragte ihn, was seine Absicht gewesen? Dich zu ermorden, gab er zur Antwort. Und warum? fragte Peter sanftmüthig, habe ich Dir denn etwas zu Leide gethan? Nein, antwortete der Mörder (der, wie er selbst bekannte, ein Roskolnik oder Separatist war), mir hast Du nichts Böses gethan, aber unsern Brüdern und unserer Religion. Gut! versetzte der Zar, das wollen wir untersuchen: bringt ihn in Verwahrung und thut ihm kein Leides, bis ich morgen selbst kommen und ihn weiter ausfragen werde.

Der Bösewicht empfing seinen verdienten Lohn und seine Glaubensbrüder mußten lange Zeit zum Unterschied von andern einen roth und gelben Tuchfleck auf dem Rücken tragen.

Feldmarschall Graf Butturlin.

24. Als Peter einer Sitzung des Senates beiwohnte und von verschiedenen Diebstählen hörte, die sich seit einigen Tagen zugetragen hatten, gerieth er in großen Unwillen und stieß im Zorn die Worte aus: „Bei Gott! ich will den verfluchten Diebereien endlich ein Ende machen." Er sah hierauf den damaligen Generalprokurator Paul Iwanowitsch Jaguschinsky an und rief ihm über die Tafel zu: „Paul Iwanowitsch, schreib sogleich in meinem Namen einen General-Ukas durch das ganze Reich, des Inhalts, daß wer auch nur so viel am Werthe stiehlt, als ein Strick zum Hängen kostet, der soll ohne weitere Anfrage gehängt werden." Der Generalprokurator, der die Feder bereits ergriffen hatte, hielt nach Anhörung dieses scharfen Befehls noch an und sprach mit Verwunderung zum Zar: aber Peter Alexeiwitsch, bedenke doch die Folgen von solcher Ukase. „Schreib," sagte der Zar, „wie ich gesagt habe." Jaguschinsky schrieb noch nicht, sondern erwiederte dem Monarchen mit Lachen: Aber, gnädigster Herr! wollen Sie denn ein Kaiser ohne Bedienten und Unterthanen bleiben? wir stehlen alle, nur einer mehr als der andere. Der Zar fing über diesen scherzhaften Einfall an zu lachen und ließ es dabei bewenden.

Jaguschinsky.

25. Zu Warschau lebte eine Frau Starostin N. N. — eine hübsche artige Dame, die zwar nicht mehr jung, aber voller Verstand und Anmuth im Umgange war. Da sie aus einer der vornehmsten Familien in Polen stammte und mit dem größten Adel im Reiche verwandt war, so übte sie auch einen beständigen Einfluß auf die Staatsangelegenheiten dieses Reichs. Peter stand mit ihr in ganz genauem und vertraulichem Umgange, brachte den Abend öfters ganz allein bei ihr zu und benutzte ihre genaue Kenntniß der polnischen Angelegenheiten.

Einst unterhielt er sich mit ihr über den Zustand seiner über die Schweden bisher immee siegreichen Armee, und erzählte ihr dabei, daß er eine neue Rekrutirung derselben an Gemeinen und Officieren, alle von seiner eigenen Nation ausgeschrieben habe. Die Starostin fragte, ob er auch an Vermehrung der ausländischen Officiere bei seiner Armee gedacht habe? Nein! antwortete der Monarch ganz kurz. Weil ich es nicht mehr für nöthig halte, da meine russischen Officiere bereits so im Kriegswesen geübt und erfahren sind, daß sie mir aus meinen eigenen Unterthanen gute Soldaten und Officiere ziehen können. — Ew. Majestät irren gewaltig, wenn sie sich das einbilden, antwortete die Starostin, noch ist es viel zu früh, sich mit solcher Einbildung zu schmeicheln: denn, glauben Sie mir, was Sie bisher mit Hülfe der ausländischen Officiere so glücklich ausgerichtet haben, wird in Ermangelung derselben unfehlbar wieder rückgängig werden. Peter zankte sich lange hierüber mit der Starostin, widersprach ihr hitzig und blieb bei seiner Meinung.

Ein paar Tage darauf fand sich der Zar nach seiner Gewohnheit wieder zur Abendgesellschaft bei der Starostin ein, der noch immer der erlittene Widerspruch im Kopfe herum ging. Se. Majestät aber dachten wohl nicht mehr daran, schienen sehr gut aufgeräumt zu sein, und fragten die Starostin, wie es um ihre Kapelle stände, die er seit einiger Zeit nicht mehr gehört hätte. — Sehr wohl, antwortete die Starostin, wie Sie das bei meiner Liebhaberei für Musik erwarten können: noch diesen Abend soll sie bei der Tafel spielen.

Sobald man sich zur Tafel gesetzt hatte, fing das Orchester an zu spielen: es ging aber alles so verwirrt und elend, daß die sonst an eine vollständige schöne Musik gewöhnten Gäste sich über den Verfall dieser Kapelle und die klägliche Aufführung der Musikstücke aufhielten. Die Starostin that, als wenn sie es gar nicht bemerke, bis der Zar zu ihr sagte: Wie ist Ihre sonst so wohl besetzte vortreffliche Kapelle so zurück gekommen, daß sie sich nicht mehr gleicht und so schlecht spielt. Vergeben mir Ew. Majestät, versetzte die Starostin, es ist noch immer die vorige, nur mit dem Unterschiede, daß keine ausländische Musiker, sondern nur polnische Musikanten darin spielen.

Der Monarch merkte diesen feinen Vorwurf, klopfte die Starostin auf die Schulter und sagte: Ich verstehe Sie, Madame: Sie haben recht. Kurz darauf änderte der Zar auch seine vorige Gesinnung gänzlich und verordnete sogar, daß zu allen Zeiten der dritte Theil der Officierstellen bei seinen Armeen mit Ausländern besetzt sein solle.

Generallieutenant von Weimarn.

26. Mit seiner Vorliebe zur Schifffahrt und zum Schiffbaue war bei Peter auch eine besondere Sorgfalt für die Eichenwälder verbunden; um so mehr, da in den Gegenden, wo er seine Werfte zum Schiffbau anlegen mußte, großer Mangel daran war. Als er sich an der Newa etwas angebaut hatte, nahm er gleich deutsche Forstmeister an, die durch ganz Ingermanland und im Nowogrodischen die Wälder untersuchen und die Eichenbäume verzeichnen mußten. Da fanden sich denn zwar keine Eichenwälder, wie in den entfernten südlichen Provinzen seines Reichs, in der Ukraine, am Don und an der Wolga, und vorzüglich im Casanischen: aber gleichwohl fehlte es hin und wieder nicht an einzelnen jungen und alten Eichen, die aber zu seinem Vorhaben bei weitem nicht zureichten. Indessen ließ der Zar doch zur Erhaltung derselben besondere Befehle ins Land ergehen, und bei harter Strafe verbieten, daß ohne Vorwissen des Admiralitätskollegiums und Anweisung ihres Forstmeisters sich Niemand, auch nicht einmal ein Landedelmann auf seinem eigenen Gute unterstehen solle, eine Eiche zu fällen.

Um aber dem Volke sein eigenes Beispiel von der besondern Achtung für die Eichen zu geben, ließ er ein paar alte Eichbäume, die er auf der Insel Kronstadt vorgefunden hatte, mit einem runden Tisch und Bänken und einer geschlossenen Brustlehne einfassen; woselbst er denn, so oft er des Sommers dahin kam, sich zu seinem Vergnügen in einer kleinen Gesellschaft von dasigen Commandeurs und Schiffsbauern in den Schatten zu setzen und mit ihnen auch wohl zu zechen pflegte. Dieser Kronstadtsinsel, oder eigentlich Peterhof gegenüber, am finnischen Meerbusen, wo der Monarch ein kleines Eichenwäldchen angetroffen hatte, ließ er ein Lustschlößchen bauen und nannte es den Eichen zu Ehren Dubky (Eichenhaus). Verschiedenen Schiffsbauern und Seeofficieren, die in ihren Gärtchen zu Petersburg einige Eichen gepflanzt hatten, dankte er öffentlich und küßte sie bei der ersten Ansicht ihrer Pflanzungen auf die Stirne. Er selbst wählte einen etwa 200 Schritt langen und 50 Schritt breiten Platz am Peterhof'schen Wege, gleich vor der Stadt, zu einer Pflanzschule für die Eichen, die, nach der Beschaffenheit des Himmelstrichs, zwar etwas langsam, aber doch gut fort kamen. Peter ließ diesen Platz mit einem Stangenzaune einschließen und einen geschriebenen Befehl dabei anschlagen, daß sich bei scharfer Strafe Niemand unterstehen sollte, aus dieser Pflanzschule Zweige abzubrechen oder sie auf irgend eine Weise zu beschädigen. Nach einigen Jahren, da die jungen Eichen schon mannshoch gewachsen waren, fuhr er einst vorbei und stieg nach seiner Gewohnheit ab, um sich an ihrem Wachsthume zu ergötzen. Zu seinem größten Verdrusse fand er einige Zweige und Blätterbüschel auf der Erde liegen, und entrüstete sich um so mehr darüber, je deutlicher er wahrnehmen konnte, daß sie nicht vom Wind und Wetter, sondern aus Muthwillen oder Bosheit abgebrochen sein müßten.

Sobald er nach der Stadt zurück gekommen war, ließ er den General=Polizeimeister rufen und befahl ihm, unverzüglich einige Wachen in den benachbarten Busch gegenüber heimlich auszustellen und genau Acht haben zu lassen, wer sich an seinem heiligen Eichenwäldchen vergreife. Etliche Tage darauf wurde an einem Abend ein

Trupp betrunkener meistens herrschaftlicher Bediente ertappt, die im Vorbeigehen über die Verzäunung gestiegen, einige Zweige abbrachen und Eichenlaub Büschel auf die Hüte steckten. Sie wurden ergriffen, nach der Polizei gebracht und bekamen öffentlich auf dem Markte die Knute, nachdem Tags vorher diese Exekution durch Trommelschlag publicirt und befohlen worden war, aus allen Häusern Jemand dahin zu schicken, der die Bestrafung der Eichenschänder mit ansehen sollte.

Postdirektor Asch.

27. Peter hatte zu Amsterdam wahrgenommen, daß fast alle Confessionen daselbst wohnten und so verschieden sie von einander auch waren, dennoch jede ihre Kirche oder ihr Versammlungshaus hatte, worin sie ihren Gottesdienst ungestört halten konnte. Die meisten besuchte der russische Monarch aus Neugierde, um ihren Cultus kennen zu lernen. Besonders gefiel ihm die Friedfertigkeit, in welcher so viele in Glaubenslehren von einander abweichenden Gemeinden an einem Orte lebten. Einst sprach er darüber mit einem Minister, der ihm sagte: daß Amsterdam ein Platz sei, der allen Völkern zum Handel geöffnet und daher auch jedem die Ausübung seiner Religion frei stände, so lange er sich in die Landesreligion nicht mische und andere nicht störe, denn es sei dem Staate gleichgültig, welcher Religionsparthei ein Ausländer angehöre, wenn er nur nicht wider die Landesgesetze handle. Peter ahmte dieß Beispiel nach Anlegung von St. Petersburg nach, indem er allen christlichen Religionen nicht nur erlaubte, Kirchen auf den ihn angewiesenen Plätzen zu bauen und öffentlichen Gottesdienst zu halten; sondern ihnen auch die Freiheit einräumte, unter sich ihren eigenen Kirchenrath zu wählen und nach den Gesetzen ihrer Kirche alle Ehe- und Kirchensachen unter sich zu schlichten, ohne einem dirigirenden Synod der russischen Religion, oder einem andern Gerichte oder Collegio unterworfen zu sein.

Bei aller Toleranz aber trachtete der weise Monarch die Sekten und Spaltungen auf alle Weise zu verringern und auszurotten. Die Roskoltschicken (Separatisten) oder wie sie sich selbst nannten, Altgläubigen, die mit der äußersten Hartnäckigkeit auf einigen Dogmen

beharrten, suchte er durch freundliche Begegnung und Vorstellungen im heiligen Synod, von ihren Irrthümern zu überzeugen, und durch Verheißungen seiner besonderen Gnade zur allgemeinen Heerde der griechisch-russischen Religion zurück zu bringen. Allein diese gelinden Mittel wirkten nichts bei ihnen und Gewalt und Strafen anzuwenden konnte er sich nicht entschließen.

Er ließ sie also bei ihrem Aberglauben, doch mit der Bedingung, daß alle, die sich zu dieser Sekte bekannten, zum Unterschiede von den rechtgläubigen griechisch-russischen Christen ein besonderes Zeichen, nämlich einen länglichen viereckigen Fleck, von roth und gelben Tuch auf dem Rücken ihrer Kleidung tragen sollten.

Allein auch dieser Einfall des Monarchen verfehlte seinen Zweck. Die Roskoltschicken trugen ihren gelben Fleck und kümmerten sich nicht um die Spötter.

Als nun einige Zeit hernach Peter auf der Börse zu Petersburg einige Kaufleute aus Kaluga in dem erwähnten Aufzug in voller Beschäftigung mit Ablieferung ihrer Güter, Juchten, Hanf und andern russischen Waaren unter den Haufen anderer russischen und ausländischen Kaufleute antraf, zuckte er die Achseln und fragte einige von den Umstehenden, ob diese Roskoltschickische Kaufleute auch ehrtiche, gute und fleißige Leute wären, auf die man sich im Handel und Wandel verlassen könne? Ja, das sind sie, antworte einer von den vornehmsten Zollbedienten. „Nun gut," versetzte der Kaiser, „wenn sie das wirklich sind, so mögen sie meinetwegen glauben was sie wollen und ihren Fleck tragen; kann ich sie mit Vernunft und ihren angehängten Flecken nicht von ihrem Aberglauben bekehren, so würde Feuer und Schwert wohl auch nichts an ihnen verfangen. Märtyrer aber für ihre Dummheit zu werden, sollen weder sie die Ehre, noch das Land den Schaden haben.

Herrmann Meyer,

Moscovischer altdeutscher ansehnlicher Kaufmann.

28. Peter besaß von Jugend an eine wahre Gottesfurcht, die er bei aller Gelegenheit äußerte, besonders durch eine heilige Verehrung des göttlichen Namens und der göttlichen Gesetze, und durch die Hoch-

achtung für das wesentliche der christlichen Religion; so feind er auch dem Fanatismus und dem Aberglauben und so gleichgültig er für das gewesen, was nur die besondern Gebräuche bei der Ausübung des öffentlichen Gottesdienstes betrifft. Daher stammte denn auch sein gerechter Zorn über die öffentliche Gottlosigkeit und sein Eifer gegen die Religionsspötter, von denen er zu sagen pflegte: sie gereichen einem wohl eingerichteten Staate zur Schande und sind durchaus nicht zu dulden.

Als ihm einst hinterbracht wurde, daß man einen Menschen in Verhaft gesetzt habe, der in öffentlicher Gesellschaft gotteslästerliche Worte ausgestoßen habe, so befahl er sogleich, daß man denselben als einen Rasenden an Ketten schließen sollte.

Um den Unglücklichen von der weitern Strenge des Zars zu retten, stellt man Sr. Majestät vor, der Mensch habe diese Sünde in der Trunkenheit begangen. Darauf antwortete der aufgebrachte Zar: „um so mehr hat er eine doppelte Strafe verdient, erstlich um seines unverantwortlichen Verbrechens willen gegen Gott, und zweitens, daß er sich muthwillig durch Trunkenheit in einen Zustand der Vernunftlosigkeit gesetzt hat." Mit Mühe vermochten nach einigen Tagen die ansehnlichsten Vorbitten endlich noch die Gnade von dem eifrigen Monarchen auszuwirken, daß er dem Gotteslästerer die Zunge nicht ausschneiden, sondern ihn nach Sibirien in ein Kloster bringen ließ, wo er auf Zarischen Befehl, bei der Handmühle und anderer harten Arbeit neben der strengsten Beiwohnung des täglichen Gottesdienstes vom früheſten Morgen bis spätesten Abend gebraucht wurde, damit er zur Buße und zu besserer Gesinnung gebracht werden möchte.

Feldmarschall Iwan Jurewitsch Trubetzkoi.

29. Nicht weit von der vorher erwähnten Kirche und von dem Ufer der Newa, stand ein hoher Erlenbaum. Ein Bauer zu Petersburg prophezeite, es würde im nächsten September eine so große Ueberschwemmung der Stadt entstehen, daß das Wasser über diesen Baum gehen werde. Das Gerücht hiervon setzte die Einwohner dieser neuen Stadt, besonders den leichtgläubigen Pöbel, in Angst und Unruhe.

Einige flüchteten schon auf die um Petersburg am nächsten gelegenen höheren Gegenden, Paflofsky, Krasnoe-Selo, Duderhof u. s. w. So bald der Zar hiervon benachrichtigt war, argwohnte er sogleich, es müßte entweder von einigen vornehmen Mißvergnügten, die nicht gern sahen, daß er seine Residenz nach Petersburg verlegte, oder von andern gemeinen Leuten, die wider ihren Willen von ihren alten Wohnsitzen, nach diesen Gegenden zu neuen Pflanzstädten versetzt worden waren, ausgesprengt sein.

Peter, der für seine neue Stadt Petersburg und ihre wässerige Gegend eine große Vorliebe hegte, wurde durch dieses Gerücht sehr aufgebracht, ließ zuvörderst den Erlenbaum niederhauen und wandte alles mögliche an, hinter den Urheber eines so boshaften Gerüchtes zu kommen. Viele hundert wurden verhört und jeder mußte angeben, von wem er es gehört hatte. Nach langer Bemühung entdeckte man den falschen Propheten in einem russischen Bauer, der, wie viele andere seines gleichen, von weit her aus dem Lande, auf ein finnisches Dorf versetzt worden war, und nicht gern in dieser Gegend wohnte. Er wurde überführt, daß er der Urheber dieses falschen Gerüchts sei. Peter ließ ihn bis zum Ausgange des Septembers in der Festung verwahren; und da sich keine Ueberschwemmung eingestellt hatte, publiziren, daß aus jedem Haus Jemand am gesetzten Tag und Stunde, sich auf dem Platze des abgehauenen Erlenbaumes einfinden solle. Hier ließ er dem falschen Propheten auf einem ziemlich hohen Gerüste fünfzig Streiche mit der Knute aufzählen und zugleich vor allem Volk eine nachdrückliche Warnung vor Betrügerei und vor dummen und schädlichen Aberglauben ablesen.

König, Sekretär des Baron Schaffirow.

30. Peter hatte zu Moskau von einem Advokaten gehört, der für den geschicktesten und berühmtesten in Führung der Prozesse gehalten wurde. Man erzählte von diesem Manne, daß er die alten Gesetze und Herkommen so wohl, als die längst gegebenen Ukasen der Zaren auf das genaueste im Kopf hätte, und öfters in den Gerichtsstuben die Richter selbst in den Gesetzen zurecht weise, wenn es auch

auf seine Kosten oder zum Nachtheil der von ihm betriebenen Sache gereichte. Er sollte dabei zu erklären pflegen, daß er lieber nach Gesetz und Recht seinen Prozeß verlieren, als mit Unrecht gewinnen wollte.

Das war ein Mann für Peter. Er wollte ihn kennen lernen, ließ ihn einigemal zu sich rufen, sprach mit ihm über verschiedene verwirrte Rechtshändel und fand an ihm einen Mann von tiefster Einsicht, gründlichster Beurtheilungskraft und voller Rechtschaffenheit. Darauf entschloß sich der Zar ihn unvermuthet in seine Dienste zu nehmen und sogleich von einem gemeinen Advokaten zum Oberrichter oder Gouverneur des Novogorodschen Gouvernements zu ernennen; mit der ausdrücklichen Erklärung: Se. Zarische Majestät hegten das Vertrauen zu seiner Gerechtigkeitsliebe nicht weniger als zu seiner Rechtskenntniß, daß er den vielen dortigen Chicanen und Prozessen abhelfen und weder durch Ansehung der Personen, noch durch Geschenke sich von der unverzögerten Rechtspflege abhalten lassen werde. Der neue Oberrichter versprach, dem allergnädigsten Vertrauen zu entsprechen, sein Amt treulich zu verwalten und hielt auch eine ziemliche Zeitlang Wort zum größten Vergnügen des Zaren.

Nach einigen Jahren indeß entstand das Gerücht von ihm, daß er öfters Geschenke nehme und offenbare Ungerechtigkeiten begehe. Die Klagen drangen bis zu dem Thron. Peter, der seinen Mann besser zu kennen sich schmeichelte, hielt die Klagen erst für Verläumdungen. Sie vermehrten sich aber durch einige bedenkliche Fälle dermaßen, daß sie den Zar nöthigten, eine Untersuchung anzustellen. Der Monarch fand sich von der Wahrheit der Angaben überzeugt, erkannte in der That, daß sein Günstling Geschenke angenommen und seine Urtheile habe erkaufen lassen. Als Peter ihn deßhalb hart anließ und ihn seiner Verbrechen überführte, bekannte er, daß er sich allerdings manchmal durch das angebotene Geld habe blenden lassen, unter dem Schein Rechtens, ein falsches Endurtheil zu sprechen. Das hätte ich dir nimmermehr zugetraut, sagte der Zar; was hat dich dazu bewegen können? Nichts anders, antwortete der schuldige Oberrichter, als weil ich sah,

daß ich bei meinem bloßen Gehalte für alle meine Mühe und Arbeit weiter nichts als mein kümmerliches Auskommen genoß, für meine Frau und Kinder nichts erwerben und wie ehemals bei meinem reichlichen Einkommen zurücklegen, ja nicht einmal so gut leben konnte, wie andere meines gleichen, ohne mich und meine Familie in Schulden zu stecken. — Wie viel glaubst du denn zu brauchen, daß du genug und nicht nöthig hast, Geschenke zu nehmen und um Geldes willen Ungerechtigkeiten zu begehen, versetzte der Zar. Wenigstens noch einmal so viel als meine jetzige Besoldung beträgt, antwortete der Oberrichter. — Willst du damit vollkommen zufrieden sein, fragte der Zar, dein Amt getreulich verwalten und niemals mehr Geschenke nehmen, oder auf andere Weise dein Amt mißbrauchen? Vollkommen, allgnädigster Herr! antwortete der Oberrichter, ich unterwerfe mich der härtesten Strafe, wenn man mich eines ungerechten Ausspruchs um Geldes willen überführen oder darthun könne, daß ich Geschenke angenommen hätte. Wohlan! versetzte der Zar, dießmal will ich dir vergeben. Doppelten Gehalt mache ich dir hiermit aus, und noch die Hälfte darüber, damit du dein Amt redlich und mit Gerechtigkeit verwaltest. Doch werde ich von nun beständig genaue Acht auf dich haben und dich im Wiederholungsfalle unfehlbar hängen lassen.

Der vergnügte Oberrichter dankte seiner Majestät fußfällig, pflegte Recht und Gerechtigkeit nach aller Strenge und verwaltete sein Amt einige Jahre ohne den geringsten Vorwurf. Endlich vergaß er doch wieder seine Pflicht, nahm wieder Geschenke und ließ sich mehrfache Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Der Zar ließ ihn auf erhaltene Kunde gefangen nehmen, Gericht über ihn halten, überführte ihn seiner Verbrechen, und ließ ihn darauf sagen: da er sein Wort nicht gehalten habe, so halte der Zar das seinige; und ließ ihn hängen.

Peter Miller, Eisenfabrikant zu Moskau.

31. Wenn Peter mit seiner Gemahlin allein speiste, wie meistens geschah, so hatte er Niemand als die vertrautesten Kammerjungfern und einen jungen Pagen der Kaiserin zur Aufwartung. Hatte er einen oder den andern von seinen Ministern, Generalen oder Seeoffiziers

bei sich zur Tafel, so wartete Niemand als sein Oberküchenmeister Velten, ein Denschtschick und ein paar kleine Pagen auf; und auch diese mußten sämmtlich, wenn der Nachtisch und für jeden Gast eine Bouteille Wein aufgesetzt waren, aus dem Speisesaal abtreten und den Herrn mit seinen Gästen allein lassen. Lakeien aber durften bei seiner Tafel, wenn er nicht öffentlich speiste, niemals serviren, denn er pflegte von ihnen überhaupt zu sagen: ich brauche sie nicht zu Zuschauern, wenn ich mich manchmal belustige. Einsmals sagte er über der Tafel zu dem preußischen Gesandten, dem alten Baron von Mardefeldt: „Die Miethlinge, die Lakeien, sehen einem bei der Tafel nur in den Mund, lauren auf alles was man spricht, verstehen es krumm, und erzählen es krumm wieder.“ Baron von Mardefeldt.

32. Als der Zar sich im Archangelschen an der Dwina befand und dort eine ziemliche Anzahl Barken und andere schlechte Fahrzeuge liegen sah, fragte er, woher diese Barken wären? Man sagte ihm sie gehörten Bauern aus Kollmogorod, die allerhand Zufuhr aus der Stadt zu Markte brächten. Dieses war ihm nicht genug; er wollte sie selbst sprechen und ausfragen. Er begab sich deswegen zu ihnen und fand, daß die meisten mit irdenen Töpfergeschirren aus Kollmogorod beladen waren. Indem er nun alles durchzusehen, die Leute auszufragen und auf den Fahrzeugen herumzusteigen bemüht war, brach zufällig ein Brett unter dem schweren Herrn, so daß er in den Raum eines ganz beladenen Fahrzeuges hineinfiel und sich selbst zwar keinen Schaden that, unter den Töpfen aber desto mehr anrichtete.

Der Bauer, dem dieses Fahrzeug und seine Ladung zugehörte, sah seinen zerbrochenen Kram an, kratzte sich im Kopf und sagte betrübt zum Zar: Batuschka, nun werde ich nicht viel Geld vom Markte nach Hause bringen. Wie viel dachtest du denn wohl nach Hause zu bringen? fragte der Zar. Ja, Herr, versetzte der Bauer, wenn es glücklich gegangen wäre, wohl 46 und mehr Altin (ein Altin zu drei Copeken); darauf zog der Kaiser einen Dukaten aus der Tasche, reichte ihn dem Bauer und sprach: hier nimm das Geld, das du zu lösen verhofftest,

damit du nicht zu Hause sagen mögest, der Markt sei schlecht ausgefallen. Professor Lomonosow.

33. Unter den Fabriken, welche seinem Reiche fehlten, war die Posamentier- oder Bordenwirker-Profession eine von denen, die er nach und nach in seinem Lande einzuführen und emporzubringen sich vorgenommen hatte. Zu diesem Zweck ließ er zu Petersburg in der Kalinkischen Gegend, bei dem Einfluß der Fontanka in den finnischen Meerbusen, ein langes Gebäude von zwei Stockwerken von Stein aufführen, welches unter dem Namen des Kalinki'schen Hauses bekannt war und legte darin eine Posamentier- und eine Wollen-Strumpffabrik an. Er nahm geschickte ausländische Meister an, die er reichlich besoldete und gab ihnen junge Russen, von armen Novogorodischen Edelleuten sowohl, als vom bürgerlichen Stande, in die Lehre. Um sie zum Fleiß aufzumuntern, kam der Monarch nicht nur selbst öfters dahin und sah ihnen stundenlang bei der Arbeit zn, sondern befahl auch, daß die ältesten von ihnen sich alle Sonnabend Nachmittags bei Hofe einfinden sollten, wo er sie nach allem, was die Woche über vorgegangen war, ausfragte. Sie mußten ihm auch Proben von ihrer Arbeit mitbringen, aus denen er sehen konnte, wie weit sie es gebracht hatten.

Als er nun einst von einem der fleißigsten dieser Lehrlinge, Boris Feodorowitsch Schablikin, eines armen novogorodischen Edelmanns Sohn, vernahm, daß er alle Arten seidener Bänder und Schnüre wirken, den Stuhl aber dazu nicht einrichten könnte, weil der Meister denselben bei jeder neuen Arbeit selbst zurichte und dabei Niemand zusehen ließ: so befahl ihm der Monarch, daß er trachten sollte, ihm auch dieses abzulernen, wofür er ihn besonders belohnen wollte. Schablikin machte voll Eifer heimlich eine kleine Oeffnung in die Decke der Werkstube, wo er auf dem Boden liegend dem Meister zusehen konnte, wenn er die Stühle einrichtete. Als er ihm nun diese Kunst nach und nach abgelernt hatte, meldete er dem Zar, daß er nun selbst einen Stuhl anzulegen und die Zettel zu allen Arten von Bändern einzurichten verstände. Der Zar nahm ihn zu sich nach Hofe,

gab ihm ein Zimmer, ließ ihn nach seiner Angabe einen Posamentierstuhl einrichten, und da er glücklich damit zu Stande kam und ein Stück Band darauf verfertigte, freute es den Monarchen ungemein; er küßte den Schablikin auf die Stirne, schenkte ihm etliche Rubel, ließ ihm ein neues Kleid machen und durch den Meister zum Gesellen erklären; dem Meister selbst aber sagte er: es sei nicht redlich gehandelt, daß er seinen Lehrlingen den Unterricht im Stuhlbereiten zurück halte, gab ihm den Abschied und nahm einen andern an seine Stelle an, bis er einige Jahre darauf den Schablikin zum Direktor über diese Fabrik, die unmittelbar unter dem kaiserlichen Cabinet stand, ernannte. Unter der Regierung Peter II. ging diese Manufaktur zwar ein, Schablikin erhielt aber noch aus dem Cabinet der Kaiserin Elisabeth seinen geringen Gehalt und seine Wohnung im Kalinki'schen Hause, wo er 1765 starb.

Aus dem Munde Schablikins.

34. Peters natürliche Lehrbegierde war auch auf Alterthümer gerichtet, die er sehr in Ehren hielt und zu sammeln befahl. Einst wurden ihm verschiedene Rollen von starkem geglätteten blauen und schwarzen Papier mit goldener Schrift aus Sibirien gebracht, die daselbst in den Kellern eines zerstörten Tempels, Semipalat, gefunden worden. Niemand konnte diese wohlerhaltenen und sehr zierlich geschriebenen Schriften lesen, noch weniger verdollmetschen. Man hielt sie indessen für eine alte Tangutische Schrift, weil in der Gegend Sibiriens, wo sie gefunden worden, ehemals Tangusen gewohnt hatten. Man sahe sie an und bewunderte sie, damit war Peter nicht zufrieden; er wollte wissen, was es für eine Sprache und was der Inhalt derselben sei. Er ließ also davon eine Rolle nach Paris an den damaligen berühmten königlichen Bibliothekar Abbé Bignon senden, mit der Bitte, ausfindig zu machen, zu welcher Sprache diese Schriften gehören und was der Inhalt derselben sein möge. Der Abbé Bignon zeigte sie Fourmont, der die meisten orientalischen Sprachen und auch etwas chinesisch verstand. Dieser kühne Sprachgelehrte, der solche Schriftzüge vorher niemals gesehen haben mochte,

setzte sich aus Eitelkeit in den Kopf, sie zu entziffern oder wenigstens glaubend zu machen, daß er allein die Schrift kenne und zu übersetzen vermöge. Er behielt die Rolle lange bei sich und rückte endlich mit der Erklärung heraus, daß sie wirklich in der alt tangutischen Sprache geschrieben sei; ja er lieferte sogar eine erdichtete Uebersetzung davon, der Niemand zu widersprechen vermochte. Peter ließ ihm ein ansehnliches Geschenk für seine Bemühung und vorgebliche Deutung dieser Schrift reichen, bezeugte aber immer mehr Zweifel als Beifall und pflegte zu sagen: wenn sie nicht wahr sei, so sei sie doch sinnreich. Lange nach des Kaisers Tode, unter der Regierung der Kaiserin Anna, befanden sich bei der Kaiserin Anna zu Petersburg ein paar Russen, die sechszehn Jahre lang in Peking die chinesische und mantschurische Sprache gelernt hatten. Diese erkannten die auf den oben erwähnten Rollen geschriebene Schrift beim ersten Anblick für mantschurisch, lasen sie ohne Anstoß und übersetzten auch die Rolle, welche nach Paris an den Abbé Bignon geschickt worden war. Kein Wort dieser Uebersetzung kam mit der von Fourmonts gelieferten überein und dies bewies, daß Fourmont keinen Buchstaben dieser Rollen weder gekannt noch verstanden, sondern lediglich eine erdichtete Uebersetzung geliefert, Peter aber in seiner Muthmaßung sich gar nicht betrogen hatte. Die Originalrollen sowohl als beide erwähnte Uebersetzungen werden in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg aufbewahrt. Rath Schumacher.

35. Zwischen Narva und Reval, ungefähr 100 Werste von letzter Stadt, steht an der Landstraße eine hübsche steinerne Kirche, die Haljalische Kirche genannt. In derselben befindet sich unter verschiedenen andern Grabmälern der ehemaligen Besitzer dortiger adelichen Güter auch eines von 1632, worin zwei Fräulein von Grot begraben liegen, die noch auf den heutigen Tag ganz unverwest zu sehen sind. Bei meiner Durchreise, im Juli 1752, ließ ich den Grabstein aufheben, fand diese beiden unverwesten Leichname nackend, gänzlich ausgetrocknet, gelblicht und ohne den geringsten Geruch. Die Haut über den ganzen Leib war einem mit Kunst zubereiteten angespannten

Schweinsleder ganz ähnlich und sprang mit vieler Elasticität zurück, wenn sie mit einem Finger oder mit einem Stock in den hohlen Leib eingedrückt wurde, dessen Eingeweide so vertrocknet sein müssen, daß ich beim Untersuchen keine Spur davon wahrnehmen konnte. Der Küster, der mir den Grabstein eröffnen ließ, erzählte mir bei dieser Gelegenheit, daß Peter, als er im schwedischen Kriege gegen Reval zog und mit seinem Lager einige Wochen in dieser Gegend stand, von diesen unverwesten Leibern gehört, und da er es nicht habe glauben wollen, die Körper ins Lager habe bringen lassen, sie aufs genaueste untersucht und den umstehenden Generalen die natürlichen Ursachen dieser Vertrocknung erklärt; nach einigen Tagen aber befohlen, sie wieder in ihre vorige Ruhestätte zu bringen und kein Wunder daraus zu machen. Schnabel, Küster an derselben Kirche.

36. Nach der Schlacht bei Pultawa nahm Peter alle schwedische Officiere, die Lust bezeigten, ihm zu dienen und den Eid ablegten, in seine Dienste; und zwar meistentheils in dem Charakter, den sie sich bereits im schwedischen Dienste erworben hatten. Unter diesen war auch ein gewisser Oberst Ostmann, der nach geleistetem Eide nach Casan zu seinem neu erhaltenen Regiment geschickt wurde. Daselbst gerieth er durch Bosheit eines gottlosen Bedienten in Untersuchung. Einer von seinen Denschtschicken, den er wegen öfterer Besoffenheit und lüderlicher Aufführung hatte strafen lassen, klagte ihn eines Verbrechens an. Beide wurden sofort unter Arrest nach Petersburg geführt und der geheimen Kanzlei überliefert. Daselbst sagte der Denschtschick gegen seinen Obersten aus: er hätte Se. Majestät, den Zar, mit verschiedenen harten Schimpfworten gescholten. Er blieb auch dabei und hielt dreimal die peinliche Frage mit der Knute darauf aus. Als der Zar Nachricht von diesem Geständniß erhielt, ließ er den Obersten vor sich bringen, hielt ihm diese Aussage vor und verlangte ernstlich von ihm, er sollte die Wahrheit bekennen und Sr. Majestät frei heraus sagen, was an der Sache sei, weil die Reihe nun an ihn sei und durch die peinliche Frage die Wahrheit doch heraus gebracht werden müßte. Dabei beobachtete der Zar auf das schärfste

das Gesicht des Obersten, ob sich einige Veränderung oder Vorstellung daran wahrnehmen ließe. Der Oberst versicherte, daß er dergleichen niemals gedacht, noch weniger aus seinem Munde kommen lassen und und versicherte, daß er noch nicht einmal so viel russisch verstände, um im Stande gewesen zu sein, die beschuldigten Ausdrücke gebraucht zu haben, noch jemals russisch mit seinen Denschtschick gesprochen habe. Zudem hätte er gar keine Ursache, über Se. Majestät mißvergnügt zu sein, da er als ein Kriegsgefanger mit seinem vorigen Charakter in Dienste aufgenommen und begnadigt und also so reichlich von Sr. Majestät versorgt worden sei. Peter ließ den Obersten hierauf ohne weitere Frage wieder in Verwahrung bringen. Des andern Tages aber befahl er einem beredten Popen, sich zu dem gepeinigten Denschtschick zu verfügen und denselben zum Tode zu bereiten; vornehmlich aber sich zu bestreben, daß er ihm alles beichte und nichts auf seinem Gewissen behalte. Der Pope verrichtete sein Amt mit Ernst nnd Eifer; und als er den dritten Tag den Denschtschick die letzte Beichte ablegen ließ und denselben die letzte Vermahnung gegeben hatte, er möchte ja nichts verschweigen, weil er doch den folgenden Morgen hingerichtet werden würde, bekannte ihm der Denschtschick endlich, daß er seinen Obersten aus Rachgier angegeben habe. So kam durch Peters weises Benehmen die Unschuld des Obersten an den Tag. Peter ließ darauf den ruchlosen Angeber lebendig rädern und den unschuldigen Obersten unter vieler Gnadenbezeugung wieder nach seinem Commando bringen. Friedrich Cramer, narvischer Kaufmann, damals Kriegsgefangener in Casan.

37. Nachdem Peter verschiedene Pläne zur Anlage der Stadt Petersburg untersucht, und aus Liebhaberei fürs Wasser denjenigen gewählt hatte, nach welchem die Hauptstadt auf der Insel, Wasili-Ostrof genannt, angelegt, die Insel mit Bollwerken umgeben, und in der Mitte der Linien oder Straßen, Kanäle zur Verbindung der großen und kleinen Newa dienen sollten, vergaß er zu bestimmen, wie breit die Straßen zwischen den Linien, und folglich der Kanal in der Mitte werden sollte; oder er verließ sich vielmehr auf den Verstand

derjenigen, denen die Ausführung oblag, daß sie die gehörige Breite der Kanäle, auf welchen wenigstens ein paar Fahrzeuge einander ausweichen könnten, nicht außer Augen lassen würden. Darauf reis'te der Zar zu seiner Armee, und ein paar Jahre darauf 1716 nach Holland und Frankreich, und hinterließ den Befehl, so schleunig als möglich den Bau auszuführen. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1718 war sein Erstes, sich in einer Schaluppe nach Wasili-Ostrof zu begeben, um die ziemlich weit vorgerückten Linien und Kanäle in Augenschein zu nehmen. Hier fand er zu seinem größten Vergnügen die meisten Linien bereits mit hölzernen und steinernen Häusern, und der ersten Linie gegenüber mit dem prächtigen Palast des Fürsten Menzschikof, und einem langen steinernen Flügel am Kanal hinauf, bebaut. Zugleich fiel ihm aber auch zum größten Verdruß die geringe Breite der Kanäle und Gassen an den beiden Seiten in die Augen. Er schwieg erst ganz still, und schüttelte nur zum öftern den Kopf bei der Betrachtnng dieses Fehlers, war jedoch noch ungewiß, ob die Kanäle wirklich schmäler als die Krachten in Amsterdam wären, nach welchen er eigentlich die seinigen anzulegen gedacht hatte. In diesem Zweifel fuhr er von da geraden Weges nach dem Quartier des holländischen Residenten, Herrn de Wilde, und fragte ihn, wie breit eigentlich die Krachten oder Kanäle zu Amsterdam wären? Der Resident antwortete, daß er es nicht genau anzugeben vermöchte; er holte aber einen Plan von Amsterdam mit dem Maaßstabe hervor, und legte ihn dem Zar vor, der sogleich seinen Zirkel heraus zog, das Maaß der breitesten und schmalsten Krachten abnahm, und in seine Schreibtafel eintrug. Hierauf ersuchte er Herrn de Wilde, sich zu ihm in die Schaluppe zu setzen, und nach seinen neuen Krachten auf Wasili-Ostrof zu fahren. Daselbst ließ er die Breite der ersten Kanäle und Gassen messen; und als er fand, daß die Straßen an den beiden Seiten der Kanäle, mit dem Kanal selbst zusammen kaum so breit angelegt waren, als eine Kracht allein in Amsterdam, rief er im Zorn aus: „Hol' es der Teufel, es ist allzusammen verdorben!" und fuhr zurück nach Hofe.

Daß seine mißlungene Absicht dem Monarchen lange im Kopfe herum gegangen sein muß, war deutlich zu merken. Bei jeder Gelegenheit warf es der Zar dem Fürsten Menzschikof, dem die Oberaufsicht über diesen Bau anvertraut gewesen, bitter vor. Von Zeit zu Zeit fuhr er in der Schaluppe nach Wasili=Ostrof, betrachtete die ausgebauten Linien von mehr als tausend Häusern und die theils vollendeten, theils angefangenen Kanäle manchmal Stunden lang, und fuhr wieder davon, ohne ein Wort zu sprechen. Als das Jahr darauf der große Architekt le Blond, den der Zar zu Paris in seine Dienste angenommen hatte, zu Petersburg angekommen war, führte er denselben sogleich nach Wasili=Ostrof, ging die ganze Insel mit ihm, den Plan in der Hand, durch, und fragte ihn endlich: Nun, mein Herr le Blond, was ist da zu thun? Le Blond zuckte die Achseln, und sagte: raser, Sire, raser, da ist nichts anders zu thun, als abzubrechen, und von neuem zu bauen, die Kanäle zu füllen und andere zu graben. Der Zar antwortete darauf: das hab' ich gedacht, begab sich wieder auf die Schaluppe, und fuhr davon. Später ward le Blond mit andern ansehnlichen Werken zu Peterhof und auf andern Plätzen beschäftigt, von Wasili=Ostrof wurde aber niemals mehr gesprochen.

de Swart, Nachfolger des Herrn de Wilde.

38. Da der Zar die Stadt Petersburg zu seiner Residenz erhoben hatte, wandte er auch alles an, sie mit schönen Gebäuden zu versehen, und sah es besonders gern, wenn sowohl Ausländer als Russen sich anbauten. Wenn ein russischer oder ein ausländischer Kaufmann sich ein Haus baute, und der Zar zur Legung des Grundsteins gebeten war, so unterließ er nicht, der damals gewöhnlichen Einsegnungsceremonie beizuwohnen, und hierauf auf glückliche Vollendung des Baues, und das Wohlergehen des Bauherrn einen Pokal mitzutrinken. Eine besondere Vorstadt legte der Monarch unweit der Seemündung, zwischen etlichen kleinen südlichen Ausflüssen der Newa, unter dem Namen der kleinen und großen Columna an, die aus vielen Gassen bestand, und mit Matrosen, Schiffszimmerleuten, und andern Admiralitätsbedienten besetzt ward. Weiter hin, außer der

Stadt jenseits der Fontanka, unter der Seemündung, legte er ein Landgut für seine Gemahlin an, in einem anmuthigen Lustwäldchen, nebst einem Kanal und kleinen Hafen, so daß man mit Schaluppen aus der Mündung der Newa fahren konnte, und nannte es Catharinenhof. Etwa eine Werst weiter hinunter, am Ufer des Meerbusens, der dort verschiedene Inseln macht, wurden nachmals noch zwei kleinere Landhäuser und Höfe, nach dem Namen der beiden kaiserlichen Prinzessinnen, Annahof und Elisabethshof, angelegt.

Die Artigkeit Peters gegen seine Gemahlin erwiederte diese auf folgende Art: Sie wählte eine besonders hoch und wohlgelegene Gegend, 25 Werste von der Residenz, südostwärts, wo die ganze Landfläche um Petersburg und die Stadt selbst übersehen werden konnte. Daselbst fand sie ein einziges Dörfchen vor sich, welches von dem Namen der Besitzerin Sara, einer Ingermannländischen Edelfrau, Sara-Dorf hieß. Hier legte die Kaiserin ein Lustschloß und einen auf Terrassen ruhenden Garten, mit dichten Laubwänden an. Dieser Bau ward so heimlich geführt, daß der Zar nicht das Geringste davon erfuhr. Während zwei Jahren, wo Peter abwesend war, ließ sie mit dem größten Eifer daran arbeiten, und im dritten Jahre war das niedliche Lustschloß und Landgut fertig. Als nun der Zar im Sommer auf einige Tage von der Armee aus Polen nach Petersburg gekommen war, und sowohl über den während seiner Abwesenheit stark vermehrten Anbau seiner Lieblingsstadt, als über die Vollendung seiner Lustschlösser Peterhof und Strelna, der Zarin sein Vergnügen bezeugte, sagte sie mit Lächeln: sie habe in seiner Abwesenheit eine sehr angenehme und gesunde Gegend unsern Petersburg gefunden, wo er gewiß ein Landgut anlegen würde, wenn er sie kennen würde. Der Zar, von der Aufmerksamkeit seiner lieben Catharina für den Anbau der Gegenden um Petersburg gereizt, verlangte die Lage dieser Gegend zu wissen, und versprach ihr zum voraus ein Lustschloß und Landgut daselbst anzulegen, wenn er sie so reizend finden werde, als ihre Beschreibung sie schildere.

Die Spazierfahrt dahin ging am folgenden Vormittage in Be-

gleitung einiger Officiers und andern Vertrauten vor sich, und mit derselben scheinbar ein Küchen- und Kellerwagen mit dem Vorrathe zu einer mäßigen Feldkost in einem aufzuschlagenden Zelte. Etwa 12 Werste von Petersburg zog gleich anfänglich ein neuer durch einen Busch ausgehauener ebener Weg, und die gerade Aussicht nach dem Duderhofischen Bergen, die ganze Aufmerksamkeit des Zars auf sich. Am Fuß dieser Berge lenkte man links ein, und fuhr meistentheils im Walde, so daß von der Gegend nichts sichtbar wurde, bis man schon ziemlich nahe die letzte Anhöhe erreicht hatte. Voller Verwunderung kam er bei diesem neuen Lustschlosse an, wo ihn die Kaiserin als Wirthin, mit den Worten: Hier ist die Gegend, von der ich mit Ew. Majestät gesprochen, und dies das Landhaus, das ich für meinen Herrn gebaut habe. Der Zar fiel ihr um den Hals, herzte sie, küßte ihr wohl zehnmal die Hände, und sagte: „Ich sehe wohl, Du hast mir zeigen wollen, daß es auch trockene, schöne Gegenden um Petersburg gebe, die angebaut zu werden verdienen.“

Die Zarin führte ihren Gemahl hierauf durch alle auf das beste meublirte Zimmer, zeigte ihm die reizende Aussicht aus den Fenstern, nach der entfernten Landfläche, in deren Mitte man Petersburg wie auf einem Teller liegen sieht; und endlich in einen Saal, wo an einer herrlich bestellten Tafel das Mittagsmahl gehalten, und von dem Zar der erste Pokal auf die Gesundheit der Wirthin und klugen Baumeisterin ausgebracht wurde. Zur Erwiederung brachte die Zarin den zweiten Pokal auf die Gesundheit des Herrn dieses Hauses aus. Wie aber staunte der Zar, als zugleich 2 Kanonen, die die Kaiserin unter den beiden Flügeln des Schlosses verborgen hatte, zu donnern anfingen! Nach aufgehobener Tafel, die in großem Vergnügen bis an den Abend gedauert hatte, ging der Zar noch im Garten und in den Nebengebäuden herum, besah und lobte Alles was er sah, und sagte noch beim Abschiede von dieser so schön bebauten Gegend: er erinnere sich weniger so vergnügt zugebrachter Tage, als des heutigen.

Baumeister Förster.

39. Einst befand sich Peter im finnischen Meerbusen zwischen Petersburg und Kronstadt auf einer Jacht, und mußte wegen Windstille den ganzen Tag still liegen. Als er sich nach Tische, seiner Gewohnheit nach, in der Kajüte schlafen gelegt hatte, spielten und lärmten einige von seinem Gefolge auf dem Verdecke so laut, daß er erwachte. So bald sie seine Pantoffeln rühren hörten, wußten sie, daß es Prügel setzen würde; sie versteckten sich also in aller Eile, theils vorn am Bogspriet, theils hinter dem Kabel. Der Zar, mit einem Schiffstau in der Hand, kam aus der Kajüte auf das Verdeck herauf, und fand Niemand als einen jungen Mohren an der Treppe in aller Einfalt sitzen, diesen faßte er sogleich beim Schopf, wamste ihn mit dem Schiffstaue tüchtig durch, und sagte weiter nichts, als: wenn ich schlafe, soll man still sein, und mich nicht stören; ging sodann wieder hinab in die Kajüte, und legte sich nieder. Der arme Schiffsjunge weinte um so bitterlicher, als er unschuldig so derbe Schläge bekommen hatte. Der damalige Ingenieurcapitain, Baron Lubras, der Leibchirurgus Lestocq, und ein paar russische Seeofficiers, die den Lärm gemacht, und die Strafe verdient hatten, krochen wieder hervor, und riethen dem schluchzenden Jungen, er solle still sein, wenn er nicht noch einmal Schläge bekommen wolle; dieser aber weinte immer fort, und drohte, daß er dem Zar sagen wolle, wer gelärmt und die Strafe verdient habe. Eine Stunde später, da der Zar wohl ausgeschlafen hatte, kam er ganz aufgeräumt, auf das Verdeck, fand die Officiere in aller Stille Karten spielen, den Schiffsjungen aber weinend und schluchzend, daher er ihn fragte, warum er weine? Weil du mich so jämmerlich geschlagen hast, antwortete er, da ich mich doch von meinem Platze an der Treppe nicht gerührt, Lestocq und Lubras aber allein den Lärm gemacht, und dich im Schlaf gestört haben. „Nun gut," sprach der Kaiser. „da du dießmal unschuldig Schläge bekommen hast, so sollen sie dir ein andermal, wenn du sie verdient hast, abgerechnet und geschenkt werden." Etliche Tage darauf versah der Mohr etwas, wodurch er den Kaiser sehr aufbrachte. Dieser ergriff ihn im Jähzorn beim Schopf, um ihn tüchtig durchzuprügeln; der

Junge aber fiel in voller Angst auf die Knie, und schrie aus vollem Halse: Pardon, Pardon! um Gottes willen! Ew. Majestät haben mir befohlen, Sie zu erinnern, daß Sie mich neulich unschuldig geschlagen haben, und versprochen, daß Sie mir diese Schläge abrechnen wollten. „Das ist wahr," sprach der Kaiser. „Stehe auf, diesmal verzeihe ich dir, denn du hast die Schläge neulich voraus bekommen." Lestocq.

40. Peter liebte für seine Person kein äußerliches Gepränge, sondern überließ dasselbe, wenn es bei einer Gelegenheit sein mußte, dem Fürsten Mentschikoff. Er selbst brauchte zu seiner Bedienung am Hofe einen einzigen Kammerdiener; zur übrigen Aufwartung und Begleitung bediente er sich seiner Denschtschicken, deren vier bis sechs waren, die bei ihm paarweise den Dienst hatten. Niemals fuhr er in einem andern Fuhrwerk, als in seiner Cariole auf zwei Rädern, worin kaum zwei Personen sitzen konnten. Während seiner Regierung befanden sich auch im kaiserlichen Stalle und Equipagenhofe kaum ein paar viersitzige Carossen für die Kaiserin und die kaiserliche Familie, und bei dem Fürsten Mentschikoff auch ein paar altväterische Staatskutschen. Wo der Monarch zu Wasser hinkommen konnte, bestieg er seinen Buyer, seine Schaluppe oder ein zwei- oder vierruderiges Fahrzeug, Werecka genannt. Ueber keinen einzigen der verschiedenen Arme der Newa, welche die verschiedenen Inseln der Stadt Petersburg bilden, war auch, so lange er lebte, eine Brücke geschlagen; denn er liebte die Fahrt zu Wasser, und wollte auch auf alle Weise sein Volk dazu gewöhnen.

Die oben erwähnten Denschtschicken verrichteten alle Dienste, wozu andere Fürsten, Adjutanten, Kammerherren, Kammerjunker, Ordonnanzen, Courriers, Hoffouriers und Heyducken halten, indem sie, um den Herrn bei seinen Ausfahrten zu begleiten, auf seiner Cariole hinten auf standen. Alle diese Aemter waren in einem Denschtschick vereinigt, und nach vorkommender Gelegenheit verrichtete er bald dieses, bald jenes. Dazu erwählte der Monarch gemeiniglich junge Edelleute aus guten Familien, die entweder schon bei

einem seiner Garderegimenter eingeschrieben waren, oder ihm zu solchen Diensten geschickt zu sein schienen. Nach zehn Jahren, manchmal eher, manchmal auch später, beförderte er seinen Denschtschick, nach Befinden seiner Fähigkeit, im Kriegs- oder im Civildienste. Indessen mußte er, so lange er Denschtschick war, alles mit ausstehen, was dieser unermüdete Monarch selbst ausstand; ja demselben öfters gar als Kopfkissen dienen. Denn wenn der Zar auf einer schnellen Reise auf Stroh schlief, oder sonst nach seiner Gewohnheit ein Stündchen nach der Mittagstafel zu ruhen pflegte, mußte sich gemeiniglich ein Denschtschick mit hinlegen, wobei der Monarch den Kopf auf seinen Leib oder auf seinen Rücken legte, um etwas höher mit seinem Haupte zu liegen. Dazu gehörte allerdings eine besondere Geduld des Denschtschicks, um still zu liegen und nicht durch die geringste Bewegung den Herrn im Schlafe zu stören oder aufzuwecken; denn so munter und freundlich der Monarch nach einem erquickenden Schlaf aufzustehen pflegte, so unfreundlich erschien er, wenn er im Schlafe gestört, oder zur Unzeit aufgeweckt worden war.

Kammerherr Drevnick,
der selbst Denschtschick*) gewesen.

41. Aus natürlichem Hange zu den Wissenschaften wohnte der Zar gern den chirurgischen Operationen bei, die durch ihn auch erst im Lande eingeführt worden sind. Seine Liebhaberei dafür ging so weit, daß ihm stets gemeldet werden mußte, wenn im Hospital oder sonst wo eine anatomische Section oder eine chirurgische Operation vorgenommen werden sollte, die er dann nicht leicht zu versäumen pflegte. Ja er legte selbst öfters mit Hand an, und hatte nach und nach so viel Praxis erlernt, daß er zu seciren, Ader zu lassen, einen Zahn auszuziehen, und mehrere chirurgische Operationen zu verrichten, meisterhaft verstand. Um sich darin zu üben, verrichtete er öfters, wo ihm eine

*) Die Benennung Denschtschick kommt von dem russischen Wort Den (der Tag), und heißt eigentlich einer, der Tageweise Dienste leistet. Vornehme Denschtschicken, wie bei Peter dem Großen, gibt es nicht mehr; gemeine aber in großer Menge, bei allen Feld- und Garderegimentern, bei der Flotte u. s. w.

bequeme Gelegenheit vorkam, gern selbst dergleichen Operationen. Zu dem Ende trug er, neben seinem mathematischen Bestecke von Bleistift, Zirkel und Maaßstab zum Schiff- und andern Baue, meistens auch ein chirurgisches Besteck in der Tasche bei sich, worin ein paar Lanzetten und ein Schnepper zum Aderlassen, ein anatomisches Secirmesser, ein Pelican und Zange zum Zahnausreißen, eine Spatel, eine Scheere, eine Sonde, ein Catheder rc. für alle vorkommende Fälle befindlich waren.

Als ihm einst berichtet ward, daß die Ehefrau eines ihm wohlbekannten holländischen Kaufmanns, Herrn Borsts, an der Wassersucht darnieder lag, sich aber zu der vorgeschlagenen Abzapfung, als dem einzigen Rettungsmittel, nicht entschließen wollte, besuchte er dieselbe, und beredete sie in Gegenwart des Arztes zu dieser Operation, die er auch sogleich selbst mit aller Geschicklichkeit verrichtete. Tags darauf befand sich die Frau auch wirklich besser; nach etlichen Tagen aber starb sie, weil nach dem Urtheil des Arztes die Operation zu lange aufgeschoben worden war, und Se. Zarische Majestät begleitete sie mit einer ansehnlichen Leichenprozession zu Grabe.

Ein anderes Mal zog er der galanten Frau seines Kammerdieners Polbojarofs, auf dessen Ersuchen einen, wiewohl sehr gesunden, Zahn meisterlich heraus. Der Zar traf nämlich diesen Kammerdiener im Vorzimmer sehr tiefsinnig sitzend an, und fragte ihn, weshalb er so in Gedanken sitze? Um meiner armen Frau willen, war die Antwort, die wegen unaufhörlicher Zahnschmerzen fast vergehen, und sich doch den Zahn nicht ausreißen lassen will. Dazu will ich sie bald bereden, versetzte der Zar, und ihr unfehlbar Ruhe schaffen. Se. Majestät ging auch sogleich mit dem Manne zu ihr, der kein Zahn wehe that. Sie mußte sich niedersetzen und den Zahn besehen lassen, protestirte aber auf das Feierlichste, daß sie keine Schmerzen habe. Eben das ist das Unglück, sagte der Kammerdiener zum Zar, daß sie die Schmerzen immer läugnet, wenn man ihr helfen will, und sogleich wieder zu winseln anfängt, wenn der Arzt weg ist. Gut, gut!

versetzte der Zar, sie soll bald nicht mehr winseln: halte ihr nur den Kopf und die Arme fest. Er setzte hierauf mit der Zange ganz behutsam an, und zog ihr, trotz ihres Sträubens, den vermeinten bösen Zahn in aller Geschwindigkeit glücklich aus.

Einige Tage hernach erfuhr der Zar, daß der Frau nichts gefehlt und der Mann ihr blos zum Possen diesen Streich gespielt habe. Er nahm den Kammerdiener vor, brachte ihn zum Geständniß seiner Bosheit, und bezahlte sie ihm mit einer derben Tracht Schläge.

Joh. Velten, Küchenmeister.

42. Bei dem eben erwähnten Begräbnisse der Kaufmannsfrau Borstin, fand sich der Kaiser in Gesellschaft der meisten petersburgischen Kaufleute und holländischen Schiffer mit ein, und wohnte öffentlich dem Leichenbegängnisse bei. Nach der Beerdigung wurde in dem Trauerhause, nach dasiger Gewohnheit, den Leichenbegleitern ein Abendessen gegeben. Als nun die Gäste wacker herum getrunken hatten, und der Pokal zu einem jungen holländischen Schiffer zuletzt gekommen war, behielt er ihn nebst dem Deckel bei sich und sann auf eine schickliche Gesundheit, die er dem Kaiser ausbringen wollte. Wie er nun glaubte, sie fein genug ausgedacht zu haben, schenkte er den Pokal voll, stand auf, gab den Deckel seinem Nachbar, einem ältern Schiffer, wendete sich gegen Peter und rief mit heller Stimme: „Myn Heer, de groote Pieter u Vrow de Vrow Kaiserin, sal leeven!" Das verdroß seinen Nachbar, dem er den Deckel gegeben, weil es ihm zu plump und schlecht vorkam. Er stand daher im Eifer auf, nahm dem jungen Schiffer, seinem Sohne, den Pokal mit den Worten aus der Hand: „Ben u geck Jong? Wat is dat vor Manier van sprecken, laat my dese Gesondheet uytbrengen; dat verstaa u niet." Hierauf wendete er sich gegen den Kaiser, neigte sich und brachte mit zuversichtlicher Staatsmiene die Gesundheit auf folgende trefflich verbesserte Weise aus: „Syn Majestät myn Heer Kayser Pieter! haar Exellenzie de Vrouw Kayserin sal leeven." Die ganze Gesellschaft konnte kaum das Lachen halten; Peter aber ergötzte sich herzlich über diesen

Staatsbock und antwortete ihm mit gnädiger Miene: „Dat was goed, ick dank u Schipper.

Herrmann Myer, Kaufmann und Augenzeuge.

43. Da Peter bemerkt hatte, daß die finnischen Bauern ihre Füße sehr schlecht verwahrten, sich so manche Krankheiten dadurch zuzogen, und auf sein Befragen, warum sie ihre Basteln nicht eben so gut als die russischen Bauern machten, sich mit der trägen Antwort entschuldigten, daß sie solche nicht besser zu machen verständen; befahl er, aus dem novogrodischen oder casanischen Gouvernement, woher jährlich viel hundert tausend Paar Basteln zum Verkauf nach andern Provinzen verführt wurden, ein halb Dutzend der besten Bastelmacher nach Petersburg kommen, und zu dem Gouverneur nach Wiburg bringen zu lassen. Diese sollten in die Kirchspiele durch Finnland vertheilt werden, unter Aufsicht der Dorfpfarrer die Bauern im Bastelnmachen nach russischer Art unterrichten, und nicht eher zurückgelassen werden, bis die finnischen Bauern diese Kunst gelernt hätten. Die Pastoren mußten monatlich an das wiburgische Gouvernement rapportiren, wie weit der Unterricht im Lande herumgekommen, und erhielten vom Gouvernement eine kleine Summe angewiesen, wovon sie jedem Lehrmeister wöchentlich einen Rubel Diät zu reichen hatten.

Die Absicht des Monarchen ward erreicht; denn in wenigen Wintermonaten hatten die Finnen aus Weiden, Linden und anderen Baumrinden gute Basteln zu machen gelernt.

44. Peter konnte es nicht leiden, daß man während dem Gottesdienste in der Kirche plauderte, deßhalb hatte er in der Hofkapelle, in der Troitzischen und in verschiedenen andern Kirchen, die er von Zeit zu Zeit zu besuchen pflegte, einige Aufseher bestellt, die darauf Acht geben und die Leute vom Plaudern abhalten mußten. Er ließ auch eine besondere Strafbüchse an einer eisernen Kette, bei dem Eingang inwendig in der Kirche befestigen, in welche die Vornehmen, die man im Plaudern während dem Gottesdienst ertappt hatte, einen Rubel für die Armen einzulegen, im Herausgehen angehalten wurden. Die

gemeinen Leute, die in gleiche Strafe verfallen waren, bekamen nach dem Gottesdienste auf dem Kirchhofe einige Stockschläge.

Ein Ueberbleibsel dieser Kirchenzucht habe ich noch 1750 in der Kirche des Klosters zum heiligen Alexander Newsky gesehen, wo das prächtige Grabmal dieses heiligen Helden von lauter getriebenem Silber errichtet ist, nämlich die angekettete Strafbüchse, und ein am Wandpfeiler an einer Kette eingemauertes Halseisen, daß Peter denjenigen ohne Unterschied des Standes in der Kirche anlegen ließ, die mehrmals im Plaudern oder anderer Unanständigkeit, während dem Gottesdienst ergriffen wurden.

General=Admiral Fürst Gallitzin.

45. Um seinen Mundkoch, Oberküchenmeister, Johann Velten, etwas zuzuwenden, stellte er öfters bei demselben einen Pikenick an, den er früh Morgens auf den Mittag bestellen ließ. Er kam sodann mit einer Gesellschaft von 10 bis 12 Generalen, Officieren, Ministern 2c. zum Mittagsmahle zu ihm, belustigte sich daselbst bis Nachmittags um 4 Uhr, und bezahlte beim Weggehen, wie ein jeder von den übrigen Gästen, seinen Ducaten.

Als ihm dieser Mundkoch bei der Geburt seines Sohnes zum Gevatter gebeten hatte, fand sich der Monarch zur bestimmten Zeit bei ihm ein, gab nach vollbrachter Taufe der Sechswöchnerin einen Kuß und einen Ducaten, dem Vater aber steckte er einen Schenkungsbrief in die Hand, kraft dessen seinem neugebornen Sohne ein finnisches Dörfchen von sechs Bauerhöfen, Johannishof in Ingermannland, 50 Werste von Petersburg geschenkt wurde.

Bibliothekar Schumacher, Veltens Schwiegersohn.

46. Peter hatte noch als Zar die Drechslerkunst erlernt, und hatte es darin durch lange Uebung so weit gebracht, daß er die künstlichsten Stücke zu verfertigen wußte. Unter den Meisterstücken, die in der akademischen Kunstkammer zu Petersburg von ihm gezeigt werden, befindet sich ein sehr großer Kronleuchter von 50 Armen, in der Form eines ringsum ausstrahlenden Sterns, völlig von Elfen=

bein, den der Monarch für die Kathedralkirche in der Petersburgischen Festung verfertigt hatte. Er hatte ein eignes Zimmer zur Werkstatt, worin alle Arten von Drechselbänken standen. Hier arbeitete auch sein Drechslermeister Andreas Nartoff, ein geschickter Mechanikus und nachmaliger Rath unter der Kaiserin Anna, nebst einem wegen besonderer Munterkeit und Geschicklichkeit von dem Herrn sehr geliebten Lehrburschen, der, so oft der Zar mit der Mütze auf dem Kopfe in die Werkstatt kam, und sich an seine Drechselbank setzte, ihm dieselbe allemal abzunehmen befehligt war. Als Peter nun einst in die Werkstatt kam, und sich zur Arbeit setzte, lief der Lehrling sogleich zu, dem Herrn die Mütze abzunehmen. Diesmal aber versah er es, indem er die Mütze unglücklicher Weise so tief ergriffen hatte, daß er mit derselben zugleich einen Schopf Haare vom Wirbel des Hauptes faßte, und durch sein schnelles Reißen dem Zar einen empfindlichen Schmerz verursachte. Der Monarch sprang in voller Entrüstung von der Drechselbank auf, zog seinen Hirschfänger und lief im Zorn auf den Jungen los, würde ihm auch unfehlbar den Kopf gespalten haben, wenn der Junge nicht im Schrecken über seinen Mißgriff sehr behend Ausreiß genommen, vom Hofe gelaufen und sich so versteckt hätte, daß ihn Niemand finden konnte.

Als sich am folgenden Tage der Zorn des Zars gelegt hatte, kam er wieder nach der Werkstatt, scherzte über den Vorfall und sagte: „Der verdammte Junge hat mich brav gezaußt, er hat es aber gewiß nicht so übel gemeint, als es mir weh gethan hat; es ist mir lieb, daß er nicht Stand gehalten, und geschwinder auf seinen Beinen, als ich mit meinem Hirschfänger war.“ Als sich der Knabe nicht wieder in der Werkstatt sehen ließ, befahl er dem Meister Nartoff, ihn suchen, und ihm sagen zu lassen, daß er sich nur wieder einstellen, und künftig die Mütze nicht so tief fassen sollte; der Zar habe ihm vergeben, und sei nicht mehr ungnädig. Da aber der erschreckte Junge nirgends zu erfragen war, der Kaiser ihn aber nicht gerne verlieren wollte, ließ er durch die Polizei in der ganzen Stadt kund thun, wer von seinem Aufenthalte wisse, solle es melden, und den Läufling auf Sr. Majestät

Wort versichern, daß er begnadigt sei, und er sich ungesäumt bei seinem Commando einstellen solle. Diese Publikation kam dem armen Lehrburschen nicht zu Ohren; denn dieser war schon ein paar Nächte gelaufen, und bis nach der Stadt Wologda an der Dwina gekommen; dort gab er sich für einen Waisen aus, dessen Vater auf dem Wege aus Sibirien gestorben sei. Ein dortiger Bürger, der ein Glaser war, nahm ihn aus Mitleiden auf. Bei diesem lernte er das Glaserhandwerk, und leistete ihm wohl zehn Jahre lang nützliche Dienste. Erst nach dem Ableben des Zars entdeckte er sich seinem Meister, und erzählte ihm seine unglückliche Begebenheit. Weil dieser nun hieraus sah, daß sein Glasergeselle dem Hofcomptoir zugehörte, rieth er ihm, nach Petersburg zurückzukehren, und sich bei seinem ehemaligen Meister Nartoff zu melden. Das geschah. Nartoff erkannte ihn sogleich wieder, stellte ihn dem Hofcomptoir vor, welches an ihm einen tüchtigen Glaser fand, in welchem Amt er sein Handwerk unter der Regierung der Kaiserinnen Anna nnd Elisabeth noch lange trieb.

Rath Nartoff.

47. Einst hatte der Monarch die fremden Minister an seinem Hofe einladen lassen, mit ihm eine Lustfahrt nach Kronstadt zu machen, wo er ihnen einige neue Anlagen und einen Theil seiner zum Auslaufen bereit liegenden Flotte zeigen wollte. Sie begaben sich mit Peter an den Bord eines holländischen Buyers, den der Zar selbst steuerte. Als sie sich etwas über den halben Weg im finnischen Meerbusen befanden, stellte sich ein ziemlich widriger Wind von Westen ein. Der Zar nahm auch auf dem fernen Horizont Nebel und aufsteigendes Gewölk wahr, woraus er seiner Reisegesellschaft einen baldigen Sturm ankündigte. Die Meisten geriethen dadurch um so mehr in Furcht, da sie wahrnahmen, daß der unverzagte Steuermann, Peter, die Hälfte der Segel einziehen ließ, und den Matrosen zurief, auf ihrer Huth zu sein. Einige von der Gesellschaft, welche sahen, daß der Buyer wegen widrigen Windes mehr rückwärts gegen Petersburg, als vorwäts gegen Kronstadt getrieben, und von dem Zar zum Laviren bald auf diese, bald wieder auf jene Seite gelenkt wurde, schlu-

gen Sr. Majestät vor, ob Sie nicht lieber zurück nach Petersburg, oder wenigstens in der Nähe nach Peterhof einlaufen wollten? Sie bekamen aber von dem Zar, der die Gefahr noch lange nicht so groß wie sie, und die Rückkehr für eine Schande erachtete, nichts anderes zur Antwort, als: Seid nicht bange! Der Sturm mit einem schrecklichen Donnerwetter zeigte sich indeß bald in voller Heftigkeit, die Wellen schlugen häufig über Bord, und der Buyer schien in den Abgrund gestürzt zu werden. Die Lebensgefahr wurde augenscheinlich, und die Todesangst war in aller, nur nicht in Peters und seiner Seeleute Gesichtern, zu lesen. Indem er mit dem Steuerruder und mit Zurufen an die Matrosen in voller Beschäftigung war, gab er nicht einmal auf die öftere Anrede und Bitte der ausländischen Gesandten acht, bis endlich einer von ihnen voller Angst zu ihm sagte: „Ich bitte Ew. Majestät um Gottes willen, zurück nach Petersburg oder nach der nächsten Küste von Peterhof zu steuern, und zu bedenken, daß ich von meinem Könige nicht nach Rußland gesendet worden bin, um mich da ersäufen zu lassen. Komme ich hier um, wie es augenscheinlich ist, so werden es Ew. Majestät bei meinem Hofe zu verantworten haben." Der Zar konnte sich hierüber in der größten Gefahr kaum des Lachens enthalten, und antwortete dem Gesandten mit größter Gelassenheit: „Myn Heer van L., wenn Sie ersaufen, so ersaufen wir alle mit, und da wird Ihr Hof von Niemand Rechenschaft fordern."

Da der erfahrene Steuermann Peter indessen die Unmöglichkeit, länger gegen Sturm und Wellen zu kämpfen einsah, lavirte er nach der Seite, zog sich glücklich aus dem Sturm, und lief endlich im Hafen seines Lustschlosses Peterhof ein; hier belebte er seine Reisegesellschaft mit einer Abendmahlzeit und reichlichen Pokalen Ungarweins, und ließ sie daselbst die Nacht über ausruhen.

Mit Anbruch des Tages fuhr er selber auf seinem Buyer nach Kronstadt, und schickte von da etliche Schaluppen mit zuverlässigen Leuten, seine Gäste abzuholen.

Equipagemeister van Bruyns.

48. Peter pflegte auf gut Holländisch zum Nachtisch Butter und Käse zu speisen. Unter den Käsesorten aber liebte er vorzüglich den Limburger. Als ihm einst ein solcher ganzer Käse aufgesetzt wurde, der ihm besonders wohl schmeckte, und er wahrgenommen haben mochte, daß von einem ganzen Limburger Käse, der ohnehin eben nicht allzu klein zu sein pflegt, und der Form nach einem holländischen Klinker oder kleinen Ziegelsteine gleicht, wenn er einmal aufgesetzt worden, gar selten etwas, oder doch immer nur wenig wieder auf seiner Tafel erschien, zog er sein mathematisches Instrument aus der Tasche, maaß den von dem erst angeschnittenen Käse übergebliebenen Rest in Abwesenheit seines Oberküchenmeisters, und schrieb das Maaß in seiner Schreibtafel auf. Nach einer Weile, da Herr Velten zum Abnehmen des Nachtisches gekommen war, sagte ihm der Kaiser: „Dieser Limburger ist besonders gut, und hat mir sehr wohl geschmeckt; verwahre mir ihn, und gieb Niemand davon, denn ich will noch öfters von ihm essen.“ Diesem Befehle zu Folge kam derselbe auch Tags darauf wieder beim Nachtische auf die Tafel; zum Unglücke des Oberküchenmeisters aber kaum die Hälfte mehr so groß, als er Tags vorher war abgetragen worden. Dem Kaiser fiel diese verminderte Größe sogleich in die Augen; um sich aber zu versichern, daß ihn der Schein nicht trüge, zog er seine Schreibtafel und seinen Maaßstab hervor, maaß den Käse und fand, daß er fast um die Hälfte der aufgezeichneten Größe abgenommen hatte. Er ließ also den Oberküchenmeister Velten rufen, und fragte ihn, wie es käme, daß der Käse seit gestern um so viel abgenommen habe? Herr Velten antwortete: das wüßte er nicht, er habe ihn nicht gemessen. Aber ich hab' ihn gemessen, versetzte der Kaiser, wies ihm die angezeichnete Größe in der Schreibtafel, und überzeugte ihn mit seinem Maaßstabe, daß beinahe die Hälfte von dem Tags vorher übergebliebenen Stücke mangelte.

Der Zar fragte weiter: ob er ihm nicht befohlen hätte, den Käse für ihn zu verwahren? Ja, antwortete Velten, aber ich muß es vergessen haben. Warte! sagte der Kaiser, ich muß dir einen Denkzettel

geben: stand vom Tische auf, ergriff sein spanisches Rohr, strafte den Oberküchenmeister damit ab, setzte sich zu seinen Tischgenossen wieder nieder, und aß mit aller Gelassenheit bei einem Gläschen Eremitagewein von seinem Limburger Käse, der nachmals noch etliche Tage, bis auf den letzten Bissen, beim Nachtische erschien.

Kammerherr von Drevnick,
Veltens Schwiegersohn.

49. Peter, der weise Gesetzgeber Rußlands, hegte für die Gesetze eine besondere Ehrfurcht, und in Criminalfällen war er um so unerbittlicher, je mehr er Vorsatz oder Bosheit in einem Verbrechen merkte. Betraf es einen Mord, so war gar keine Vergebung zu hoffen; denn er pflegte zu sagen: das freventlich vergossene Blut schreiet um Rache, und unbestrafte Blutschulden drücken das Land.

Ein gewisses Hoffräulein der Kaiserin Catharina, Mademoiselle Hamilton, hatte bei ihrer galanten Lebensart ein paarmal sich von der heimlichen Schwangerschaft befreit, daß nicht einmal ein Verdacht bei Hofe auf sie gefallen war; bei dem dritten Falle ging es ihr unglücklicher. Das ermordete Kind ward gefunden, und die Umstände der Fräulein Hamilton leiteten den ganzen Verdacht auf sie. Sie wurde, auf Befehl des Zars, eingezogen, und bekannte im Gefängnisse nicht nur diesen, sondern auch zwei vorher begangene Kindermorde. Es wurde ihr gerichtlich das Leben abgesprochen, und von dem Zar das ihm vorgelegte Todesurtheil bestätigt; obwohl nicht nur viele Vorbitten für sie eingelegt wurden, sondern auch bekannt war, daß der Zar das hübsche Fräulein besonders wohl leiden mochte, öfters mit ihr zu scherzen gepflegt, ja wie man glaubte, auch wohl manche Galanterie mit ihr getrieben haben mochte. Alle diese Umstände vermochten nichts bei dem Zar gegen die Landesgesetze. Der Tag der öffentlichen Hinrichtung erschien, die arme Sünderin ward in einem weißen seidenen Kleide mit schwarzen Bändern auf den Richtplatz geführt. Der Zar kam selbst hin, nahm mit einem Kusse von ihr Abschied, sprach ihr zu, und sagte: „Göttlichen und Landesgesetzen entgegen, kann ich dich nicht retten. Stehe die Strafe getrost aus, hoffe daß dir Gott deine

Sünden vergeben werde, und bete zu ihm in Reue ein gläubiges Vaterunser." Sie kniete darauf nieder, fing an zu beten, und als der Zar sich umwandte, empfing sie auf dem Blocke den Streich, der ihr Haupt vom Leibe trennte. Boetius, Hoftischler.

50. Nachdem durch den Tod des letzten Patriarchen Adrians der Patriarchenstuhl zu Moskau viele Jahre ledig geblieben war, wurde Peter öfters von der hohen Geistlichkeit angegangen, den erledigten Stuhl wieder mit einem würdigen Oberhaupte der Kirche zu besetzen. Der Monarch, dem das Ungemach nicht unbekannt war, welches sein Vater von dem damaligen Patriarchen Nicon ausstehen mußte, und wie viel Mühe es ihn gekostet hatte, seine Autorität gegen diesen unruhigen Kopf zu behaupten, hatte längst beschlossen, keinen Patriarchen wieder einzusetzen. Er beantwortete daher die Gesuche immer ausweichend und schob die Angelegenheit unter dem Vorwande der Verwicklung in einen schweren Krieg, und seiner vielen Geschäfte immer auf die lange Bank. Der novogrodische Erzbischof, Theophan Procopowitsch, der dem Monarchen gänzlich ergeben war, und daher auch seine rechte Hand genannt wurde, scheint ihm die Idee eingegeben zu haben, anstatt eines Patriarchen ein geistliches Collegium unter dem Titel des heiligen dirigirenden Synods im Jahre 1721 einzusetzen. Nichts desto weniger verharrte die vornehme Geistlichkeit von Novogrod noch immer auf derselben Gesinnung und hoffte fortwährend einen neuen Patriarchen zu bekommen. Als nun einst im Synod, wo Peter öfters mit zu sitzen und zu präsidiren pflegte, unvermuthet eine Bittschrift um einen Patriarchen vorgelegt wurde, gerieth er in Zorn. schlug sich mit einer Hand auf die Brust, mit der anderen aber zog er seinen Hirschfänger, schlug mit der platten Klinge auf den Tisch und rief dabei zornig aus: Da habt ihr euren Patriarchen.

Seitdem soll kein Verlangen nach einen Patriarchen mehr geäußert worden sein.

Reichskanzler Graf Bestuscheff.

51. Unter den Hindernissen bei Verbreitung der Wissenschaften erkannte Peter den Mangel an guten Büchern in seinem Reiche.

Er ließ sich daher die besten Bücher in den nöthigsten Wissenschaften vorschlagen, wählte die nach seinen Absichten tauglichsten, und ließ sie in die russische Sprache übersetzen und drucken. Daher erschien in kurzer Zeit Hübners Geographie in Folio, des Varenius großes geographisches Werk in Folio; einige Autores Classici, z. B. Curtius in Quarto; verschiedene deutsche und holländische Werke vom Wasser- und Schleußenbaue; Buchner's Feuerwerkerkunst; Vaubans, Coehorns, Blondels, Pagans, Borgsdorfs Kriegsbaubücher, und eine Menge der besten Autoren aus allen Sprachen in russischer Sprache, auf schönem holländischem Schreibpapier, mit ganz neuer reiner Schrift, die der Kaiser dazu in Holland hatte gießen lassen. Unter andern erwählte er auch Puffendorfs Einleitung in die Historie der europäischen Staaten. Er übergab sie einem Mönche, der sich bereits durch gute Uebersetzungen verschiedener Bücher bekannt gemacht hatte, und bat ihn, die Uebersetzung dieses Buches, so bald es möglich wäre, zu Stande zu bringen.

Der Mönch that sein Bestes, und wurde in wenigen Monaten mit der Uebersetzung fertig. In der Hoffnung, eine reichliche Belohnung vom Kaiser zu erhalten, stellte er sich an einem Nachmittage im Vorzimmer Sr. Majestät mit seiner Uebersetzung und dem lateinischen Grundtext ein.

Sobald der Zar vom Mittagsschlaf aufgestanden war, und ihn im Vorzimmer gewahr wurde, fragte er ihn, ob er mit der Uebersetzung bald fertig wäre? Ja, versetzte der Mönch, hier ist sie, allergnädigster Herr! Der Zar nahm sie mit dem freundlichsten Gesichte von ihm, blätterte etwas darin herum, als wenn er eine Stelle nachschlüge, und verweilte besonders bei einem Kapitel ziemlich lange.

Nach einiger Zeit nahmen die Umstehenden an dem Zar wahr, daß er sich im Gesichte veränderte, und zornig zu werden anfing; er brach auch wirklich bald in Unwillen über den Mönch los, und sagte zu ihm: Narr! was habe ich dir befohlen mit diesem Buche zu machen? Es zu übersetzen, antwortete der Mönch. Ist dieß übersetzt, erwiederte der Zar, und wieß ihm den Paragraph vom russischen Reiche, in

welchem der Uebersetzer den harten Artikel von der russischen Nation gänzlich ausgelassen, auch hin und wieder einige Stellen versüßt und dem russischen Volk geschmeichelt hatte.

Gehe hin, sprach der Zar, indem er ihm seine falsche Uebersetzung zornig zurück gab, thue was ich dir befohlen habe, und übersetze das Buch in allen Stücken, wie es der Schriftsteller geschrieben hat.

Und so ist es auch von Wort zu Wort nach dem Grundtexte übersetzt, in Quarto gedruckt dem Zar dedicirt, und bei seiner siegreichen Zurückkunft von dem Feldzuge in Persien, von dem Hieromonach und Präfect Gabriel im Jahre 1723 überreicht worden.

Graf Paul Iwanowitsch Jagouschinsky.

52. So groß die Freude Peters über die Geburt des ersten Prinzen Peter Petrowitsch war, den ihm seine zweite Gemahlin, die Zarin Catharina im Jahre 1714 geboren hatte, so untröstlich zeigte er sich bei dessen Tod im zweiten Jahre seines Alters.

Er ließ sich von dem Schmerz über dessen Verlust so unwiderstehlich hinreißen, daß er nicht nur häufige Thränen vergoß, sondern sogar in eine Art von Schwermuth verfiel, die vielleicht sehr üble Folgen nach sich gezogen hätte, wenn derselben nicht durch die zärtlichste Sorgfalt seiner Gemahlin, und durch die Klugheit und Herzhaftigkeit eines patriotischen Senators, des Fürsten Dolgorukow, vorgebeugt worden wäre.

Der Zar hatte sich aus Schmerz über diesen Trauerfall in sein Kabinet eingeschlossen, und ließ drei Tage und Nächte lang Niemand, ja nicht einmal seine geliebte Cathinka zu sich. Er lag auf seinem Ruhebette, nahm weder Speise noch Trank zu sich, und nichts konnte ihm vorgetragen werden. Der Lauf der Reichsgeschäfte stockte auf einmal; die Anfragen seiner Minister und Generale blieben ohne Antwort und Bescheid; weder Senat noch Admiralität, noch Kriegskollegium wußten, woran sie waren; bei Hofe herrschte eine düstere Stille. Niemand aber war übler zu Muthe, als der zärtlichen Zarin Catharina, die nebst der eignen Betrübniß über den Verlust eines geliebten Prinzen, noch die schwere Betrübniß ihres Gemahls mit tragen, und sogar den

Verlust desselben befürchten mußte; denn auch ihr gab der Zar keine Antwort aus seinem verriegelten Cabinete, sie mochte anklopfen und ihn anrufen so viel sie wollte. Die zärtliche Gemahlin verging fast vor Thränen und Kummer, und wußte sich vor Gram kaum mehr aufrecht zu halten. Endlich schickte sie in der Nacht nach dem Senator Dolgorukow, dessen Dreistigkeit und besonderes Ansehen, in welchem er bei dem Zar stand, ihr bekannt waren. Sie stellte ihm die entsetzliche Gefahr vor, womit sie und das ganze Reich durch den gegenwärtigen Zustand ihres Gemahls bedroht würde, und bat ihn mit Thränen, auf die schleunigsten Mittel zu denken, den Zar aus seiner Melancholie, und das Reich aus der augenscheinlichsten Gefahr zu retten.

Dolgorukow sprach der Zarin Trost und Muth mit der Versicherung zu, daß sich mit dem folgenden Tage die Sache ändern, und der Zar wieder zum Vorschein kommen werde.

Sogleich schickte er an alle Senatoren eine versiegelte Schrift, darin er im Namen der Zarin eine außerordentliche Senatsversammlung auf den andern Morgen ansagte. In derselben trug er die Noth des Reichs unter diesen Umständen und das Verlangen der Zarin vor. Dem zu Folge begaben sich sämmtliche Senatoren mit dem Fürsten Dolgorukow nach dem Palais und vor die Thüre des Cabinets, worin sich der Zar verschlossen hielt. Dolgorukow klopfte an; der Zar ließ ihn klopfen ohne sich zu rühren. Dolgorukow klopfte stärker, und rief dem Zar zu, er möchte aufmachen, er, Dolgorukow sei da, und der gesammte Senat, um Sr. Majestät Sachen von der äußersten Wichtigkeit vorzutragen. Als der Zar sich hierauf der Thüre näherte aber dennoch nicht antwortete, rief ihm Dolgorukow noch stärker zu: die Sache litte keinen Verzug, Se. Majestät möchten aufmachen, und Bescheid ertheilen, oder man würde sich genöthigt sehen, die Thüre mit Gewalt aufzusprengen, und seine Majestät herausziehen, wo sie nicht Thron und Reich verlieren wollten. Als der Zar diesen Zuruf vernommen hatte, schloß er die Thüre auf, trat hervor, entsetzte sich anfänglich über den Anblick des gesammten Senats, faßte sich aber gleich wieder, und sprach: Nun, was ist es, daß ihr mich in meiner Ruhe

stört? Das ist es, antwortete Dolgorukow, daß durch Dein wunderliches Benehmen das ganze Reich in Verwirrung fällt, alle Reichsangelegenheiten ins Stocken gerathen, Handel und Wandel darniederliegt, die so oft überwundenen Feinde wieder Muth bekommen, und dem Reich den Untergang drohen, wofern Du Dich länger einschließen, und der Regierung entziehen solltest, so daß Deine Reichsstände nothwendig bedacht sein müssen, sich nach einem andern Regenten umzusehen.

Diese ernstliche Vorstellung wirkte; der Zar versprach den Senatoren, sich der Betrübniß zu entschlagen, und morgenden Tages wieder bei ihnen im Senat zu erscheinen. Er ging auch gleich mit ihnen zur Zarin, umarmte sie auf das Liebreichste, und sagte: „Nun genug, Cathinka, was Gott gethan hat, darüber wollen wir weiter nicht murren.“ Er behielt auch die sämmtlichen Senatoren zur Mittagtafel, und erheiterte sich so, daß sich der Kummer augenscheinlich verlor, er sich von Stund an der Geschäfte wie zuvor annahm, und des folgenden Tages sich nach Gewohnheit in der Admiralität und im Senat einstellte. Generallieutenant v. Hennin.

53. In der Naturalienkammer zu St. Petersburg, wird unter andern ausgestopften Thieren, auch der ehemalige Favorithund Peters, Lisette, in einem Gehäuse von Glas verwahrt. Diese ihrem Herrn sehr anhängliche Lisette rettete einst einen, in Ungnade gefallenen vornehmen Hofbedienten, von der Knute und Todesstrafe. Der Kaiser war über diesen Unglücklichen außerordentlich aufgebracht, ließ ihn im ersten Zorn nach der Festung bringen und drohte, daß er ihm auf öffentlichem Markte die Knute geben lassen wollte. Die Kaiserin Catharina und der ganze Hof hielten indessen den unglücklichen Höfling für so schuldig nicht, und den Zorn des Monarchen für eine offenbare Uebereilung. Man suchte daher den armen Menschen zu retten, und ergriff die erste Gelegenheit, den Kaiser zu besänftigen und für den Unglücklichen zu bitten. Der Monarch, noch in der ersten Hitze, entrüstete sich nur noch mehr, und verbot bei seiner Ungnade, daß sich

Niemand, auch die Kaiserin nicht unterstehen sollte von der Unschuld des Arrestanten zu sprechen, noch weniger eine Vorbitte für ihn einzulegen. Der Kaiser ging am folgenden Tage Vormittags nach seiner Gewohnheit, nach der Admiralität und nach dem Senat, und kam am Mittag zurück zur Tafel. Indessen waren die Bittsteller mit der Kaiserin auf den Einfall gerathen, eine Fürbitte für den armen Gefangenen zu thun, ohne den strengen Befehl des Monarchen zu übertreten. Sie setzten also in aller Eile eine kurze und nachdrückliche Bittschrift im Namen der Favorithündin Lisette auf; darin dieselbe Sr. Majestät die Unschuld des in Ungnade gefallenen Höflings versicherte, und ihre erste Bitte allergnädigst, durch die Befreiung des Gefangenen, zu gewähren bat. Diese Bittschrift steckten sie der Lisette unter das Halsband, so daß sie sogleich in die Augen fallen mußte.

Sobald der Kaiser bei seiner Zurückkunft in das Zimmer trat, bewillkommte Lisette ihn mit den gewöhnlichen Liebkosungen, und sprang an ihm auf. Der Monarch ward sogleich das aus ihrem Halsband hervorragende Papier gewahr, zog es heraus, las es, lachte, und sprach: „So Lisette, kommst du auch schon mit Bittschriften angerückt? Weil es das erste Mal ist, will ich deine Bitte gewähren.“ Er schickte auch sogleich einen Denschtschick nach der Festung mit dem Befehl ab, den Arrestanten frei zu lassen.

Anna Cramer, Kaiserliche Kammerjungfer.

54. Niemals hatte Peter einen eigentlichen Favoriten, dem er unbedingtes Vertrauen schenkte, so daß derselbe nach Belieben hätte schalten und walten können.

Zuweilen schien es zwar, als wenn Fürst Menschikoff, auf welchen er das größte Vertrauen setzte, und den er auch durch große Beschenkungen in den Stand gesetzt hatte, einen fürstlichen Staat an seinem Hofe zu führen, und ihn selbst solcher Unbequemlichkeit zu überheben, sein Favorit gewesen sei; allein er durfte sich nichts vor andern herausnehmen, noch weniger dem Monarchen hintergehen. Der Zar verzieh ihm so wenig als andern, und strafte ihn öffentlich, auch bei dem leichtesten Versehen. Bemerkte der Zar Bosheit oder Stolz,

so sagte er ihm ernstlich: „Alexander! Alexander! vergiß nicht, wer du gewesen und was du jetzt bist.“ Einst hatte sich der Fürst mit andern vornehmen russischen Herren in eine eigennützige Proviantlieferung an die Krone, zu höheren Preisen als solche die russischen Kaufleute zu stellen pflegten, eingelassen. Der Zar kam auf eine sonderbare Weise dahinter; er besuchte nämlich von ungefähr die Börse, sah daselbst einige der vornehmsten Kaufleute, die sonst öfters Proviant geliefert hatten, müßig beisammen stehen und sagte deshalb zu ihnen: habt ihr nichts zu thun, weil ihr so müßig stehet? Allergnädigster Herr! antwortete einer von ihnen, wenn deine großen Herren Lieferanten sein wollen, so werden wir andern Kaufleute wohl müßig bleiben müssen. Der Zar schöpfte Verdacht und befahl zweien dieser Kaufleute, sich am folgenden Tage früh um fünf Uhr bei ihm in der Admiralität zu melden. Hier erfuhr er nun den ganzen Handel der letzten großen Proviantlieferung und die dabei stattgefundenen Mißbräuche. Sobald er aus der Admiralität in den Senat gekommen war, ließ er sowohl dem Fürsten Menschikoff als den übrigen dabei interessirten vornehmen Herren Hausarrest ankündigen, setzte eine Untersuchungscommission nieder und strafte nach Endigung derselben die sämmtlichen Herren, um eine ansehnliche Summe Geldes. Bei dieser Gelegenheit sagte der Zar zu Menschikoff, für dieß mal strafe ich dich um Geld, nimm dich aber in Acht, daß du mich künftig nicht mehr betrügest, denn sonst wirst du unfehlbar in eine härtere Strafe verfallen.

Ein andermal als Peter hinter die Chicane gekommen war, die Menschikow dem in besondern Gnaden bei ihm stehenden Architekt le Blond gespielt und dadurch dem Zar zu einer Uebereilung im Zorn verleitet hatte, die ihm später sehr leid that, faßte der Zar voller Zorn den Fürsten bei der Brust, stieß ihn zu wiederholtenmalen mit dem Rücken an die Wand und sagte bei jedem Stoß: du Schelm bist Schuld daran und Niemand anders.

Postdirektor v. Asch und Schulz,
Leibchirurgus des Fürsten Menschikoff.

55. Folgendes war die nähere Veranlassung der Bestrafung des Fürsten: Als le Blond nach Olonitz am Ladoga-See zu reisen hatte, übertrug der Zar dem Fürsten Menschikoff die Oberaufsicht über die Arbeit, die le Blond zu Peterhof ausführen sollte, mit dem ausdrücklichen Befehle, dem Baumeister in allem, was er verlange, behülflich zu sein und was er angeben würde, mit Eifer ins Werk setzen zu lassen. Nach einigen Tagen stellte le Blond dem Fürsten vor, daß es der Anlage des untern Gartens zur Zierde gereichen würde, wenn die wilden ungleichen Bäume gleich hoch abgestutzt würden. Der Fürst, der wohl wußte, daß der Zar nicht gern einen Ast von seinen Gehölzen, noch weniger von den Lustwäldchen seines neu angelegten Gartens zu Peterhof verlieren möchte, billigte sogleich seinen Vorschlag und gab ihm so viel Arbeiter, als er nur verlangte. Le Blond fing nun an, die Bäume im Park und im Garten etwas zu kappen und gleich hoch zu machen, wodurch vom Schloß aus der Park ein schöneres Ansehen bekommen sollte. Kaum war aber diese Arbeit angefangen, so schickte der Fürst einen Courier nach Schlüsselburg an den Zar mit der Nachricht ab, daß der französische Architekt die Bäume des Peterhofischen Gartens abhaue. Der Zar, der auf nichts so geizig war, als auf den Wachsthum des Holzes, besonders bei seinen eigenen Anpflanzungen, erschrack über diese Botschaft nicht wenig, machte sich sogleich selbst auf, und kam am folgenden Tage im vollen Grimme zu Peterhof an. Als er durch den Thiergarten fuhr, sah er die Arbeiter auf hohen Stellagen über die Bäume hervorragen. Er winkte, und schrie was er konnte, man solle mit der Arbeit einhalten; und in der irrigen Meinung, daß es auf die Abhauung seiner Bäume abgesehen wäre, fuhr er im vollen Rennen zu le Blond, der nichts ahnend ihm freudig entgegen ging, von dem Zar aber heftig angefahren wurde, und im Zorn einen Stockschlag über die Schultern bekam. Le Blond, der den Zar noch niemals zornig gesehen, und sich nichts weniger als solcher Behandlung versehen hatte, war vor Gram ganz außer sich, bekam einen Anfall von hitzigem Fieber, mußte sich nach seinem Quartier bringen lassen und sich zu Bette legen. Indessen

untersuchte der Zar die angefangene Arbeit durch den ganzen Garten fand keinen einzigen Baum gefällt, mithin die Sache ganz anders, als sie Menschikoff berichtet hatte, den er deshalb wie erwähnt, abstrafte. Le Blond, den er um Vergebung bitten und seiner völligen Gnade versichern ließ, kränkelte aber seit dieser Begebenheit fortwährend, und starb schon im folgenden Jahre.

Stabschirurgus Schulz.

56. So sehr Peter bei Gemälden einen gebildeten Geschmack zeigte, so wenig war dies bei der Musik der Fall. Es hatte ihm von Jugend auf an Gelegenheit gefehlt, andere als die rohe Musik von Trommeln und Pfeifen, gemeinen Balaleiken, bäurischen kurzen Kuhhorn (Roschock), und als das feinste eine Ukrainische Pandur zu hören.

Es erweckte daher seine Aufmerksamkeit, als er auf seiner ersten Reise nach Holland und England schon zu Riga, Königsberg, Danzig u. a. O. von den Kirchthürmen ein Chor Stadtmusiker auf Zinken und Posaunen blasen hörte, die durch ihren feierlichen Schall einen großen Eindruck auf ihn machten. Er ließ die Musiker zu sich kommen und vor sich spielen, und da er bisher noch keine bessere Musik gehört hatte, bezeigte er große Lust, ein solches Zinken- und Posaunenchor zu seinem Vergnügen in Dienst zu nehmen. Dieß geschah auch nach seiner Zurückkunft, als nach der Ausrottung der rebellischen Strelitzen die Ruhe im Lande wieder hergestellt war. Er ließ aus Riga fünf Musikanten, zwei zur Zinke, zwei zu Posaunen und einen zum Fagott gegen gute Besoldung verschreiben, ließ sie sehr oft vor sich spielen und gab jedem ein paar junge Menschen in die Lehre. Diese monotone Musik, die in Deutschland zur Kirchenmusik und zum Blasen geistlicher Liedermelodien auf den Thürmen gebraucht ward, machte der Zar zu seiner Lieblings- und Tafelmusik, und sie wurde auch von seinen Gästen als eine neue und seltene Musik nicht wenig bewundert und gerühmt.

Später, als der Zar aus seinen Truppen regulaire Regimenter auf deutschen Fuß errichtet hatte, verdrängte die deutsche Regimentsmusik von Hautbois, Waldhörnern und Fagots nach und nach die alte

Lieblingsmusik der Zinken und Posaunen; und wenn der Zar mit seinen Generalen schmaußte, so mußte die Regimentsmusik spielen.

Die Errichtung der Flotte und Admiralität brachte die Trompeten auf; diese wurden bald seine Lieblingsmusik, die sich überall hören lassen mußte, wo er ein Schiff bestieg oder mit seinen Flottofficieren und Schiffbauern schmaußte. Auch die fast in allen holländischen Städten so gewöhnlichen Glockenspiele erhielten seinen Beifall, und nichts Angènehmeres gab es für seine Ohren, als zu Amsterdam während der Börse und zu andern Tageszeiten das beständige Geklingel der Glockenspiele. Als der Thurm an der Kathedralkirche der Festung Petersburg erbaut war, und bald hernach der Kirchthurm zum heil. Isaak, an der großen Newa zunächst der Admiralität, erhielten beide Glockenspiele.

Endlich bekam er auch noch durch seinen öftern Aufenthalt in Polen Geschmack an der gemeinsten polnischen Musik, an dem polnischen Bock und der polnischen Bockpfeife, die er besonders gerne hörte und sich noch in den letzten Jahren seines Lebens so sehr daran ergötzte, daß er nicht nur ein eigenes Bockpfeiferchor hielt, sondern auch selbst etwas auf dem Bocke zu spielen gelernt hatte, französische und italienische Musik konnte er dagegen nicht leiden. —

Graf Jagouschinsky.

57. Nachdem Serdjukoff die Anlage der Kanäle und Schleußen zu Wischniwolotschock übernommen hatte und zum innigsten Vergnügen des Zars schon ziemlich weit damit gekommen war, fehlte es ihm nicht an Neidern, Verläumdern und Verfolgern. Eine erwünschte Gelegenheit, ihm einen empfindlichen Streich zu spielen, gab ihnen die Anno 17 . . errichtete Inquisition über die Roskoltschicken, die, nachdem der Zar Gefahr gelaufen war, von einem fanatischen Kerl dieser Sekte ermordet zu werden, überall aufgesucht, und in der Absicht, sie von ihrem hartnäckigen Eigensinne zur allgemeinen Kirche zu bekehren, eingezogen und dem geistlichen Gerichte zum Unterrichte übergeben wurden. Serdjukoff, der nichts weniger als ein Roskoltschick war, und bei seinen übernommenen wich-

tigen Canal- und Schleußenwerken keine Stunde übrig behielt, sich mit Religionszänkereien und am wenigsten mit den Schwärmereien der Roskoltschicken abzugeben, war als Novogorodischer Bürger damals im Begriff, sein in der Stadt Novogorod stehendes steinernes Haus zu bauen. Bei der Anlage des Fundaments gruben die Arbeiter ein eisernes Kreuz nach der uralten Form der ersten russisch-griechischen Kirche, wohl ein paar Pud schwer, aus und brachten es dem Bauherrn Serdjukoff, der dieses verrostete Kreuz an seiner damaligen Wohnung angelehnt auf der Gasse stehen ließ. Dies gab seinen Feinden Anlaß, ihn als einen Roskoltschick zu verläumden. Serdjukoff lachte zwar darüber, nahm aber das verrostete Kreuz von seiner Wohnung weg und legte es zu andern alten Eisen in Verwahrung. Damit beruhigte er aber seine Neider nicht, welche sich an den Erzbischof von Novogorod wendeten, ihn als einen heimlichen Roskoltschicken angaben, und unter andern auch das eiserne Kreuz nach der altgläubigen Form zum Beweis anführten. Se. Hochwürden, die dem armen Serdjukoff ohnehin nicht grün waren, ließ in seinem Hause das Kreuz aufsuchen und nach seinem Palast bringen. Durch dies corpus delicti überführt, ließ er den Serdjukoff als einen heimlichen Roskoltschick gefänglich einziehen und nach etlichen Tagen mit einem Schreiben nach Petersburg in die geheime Canzlei oder Inquisitionscommission führen. Dort saß Serdjukoff etliche Monate, ohne befragt zu werden; seine Kanal- und Schleusenarbeit stand still, und die Arbeiter gingen auseinander.

Peter, der über den guten Fortgang dieser Werke so vergnügt gewesen war, kam auf der Reise von Moskau dahin, fuhr sogleich nach den Werken, erschrack über den Stillstand derselben, und erfuhr zu seinem größten Verdrusse, daß Serdjukoff als ein Roskoltschick in Verhaft genommen und in die geheime Canzlei nach Petersburg geschleppt worden sei. In vollem Zorne reiste er sogleich dahin, begab sich nach der Festung, fragte nach Serdjukoff, sprach ihn und vernahm von demselben, daß er von jeher wider die Roskoltschicksekte gesinnt gewesen und es noch sei; nun aber lediglich wegen des unter

der Erde gefundenen Kreuzes mit aller Gewalt zum Roskoltschicken gemacht werden solle. Der Zar, der seine volle Unschuld erkannte, befreite ihn sogleich und befahl ihm, sich unverzüglich nach Hause zur Betreibung der angefangenen Werke zu Wischniwolotschock zu begeben, küßte ihn auf die Stirne, versicherte ihn seiner unveränderten Gnade und Protektion und sagte zu ihm: „Gehe mit Gott! und sei versichert, daß Dich ferner Niemand an Deinen Werken stören soll; wo Dir aber das Geringste in den Weg gelegt werden sollte, so berichte es nur nur unverzüglich an mich selbst; indessen werde ich die geschehene Sache weiter untersuchen, und die Bosheit Deiner Verläumder zur gebührenden Strafe ziehen lassen." Es soll auch bald darauf wirklich eine scharfe Untersuchung wegen des gemeldeten Vorganges geschehen sein, die verschiedenen Personen zu Novogorod sehr übel bekommen, und selbst dem sonst vom Zar hochgeschätzten Erzbischofe Theophan einen scharfen Verweis zugezogen hat.

Iwan Michailowitsch, Serdjukoffs Sohn.

58. Peter hatte bei der ersten Anlage des Ladogaischen Kanals verordnet, daß die Besitzer der Landgüter im Novogorodischen und Petersburgischen Gouvernement ihre Bauern zur Arbeit hergeben sollten, und die dazu erforderliche Ukas im dirigirenden Senat eigenhändig unterschrieben.

Der Fürst Jakob Feodorowitsch Dolgorukow, einer der ersten Senatoren, zu dessen Einsicht und Erfahrung der Zar das größte Vertrauen hegte, befand sich an demselben Tage nicht in der Session des Senats, und wußte daher nicht, was in seiner Abwesenheit vorgegangen war.

Am folgenden Tage, als die Ukas ausgefertigt werden sollte, fand er sich, wie gewöhnlich, in der Senatsversammlung ein und fragte zuvörderst, was in seiner Abwesenheit im Senat abgehandelt worden sei? Als man ihm nun das von den sämmtlichen Senatoren unterschriebene Protokoll vorlegte, welches die Zarische Verordnung enthielt, daß die Bauern aus den Novogorodischen und Petersburgischen Gouvernement zur Grabung des Ladogaischen Kanals gebraucht

werden sollten, lehnte er sich dagegen auf, behauptete, daß dies nicht anginge, und dem Zar deshalb eine mündliche Vorstellung gethan werden müsse, weil eine solche Verordnung zum gänzlichen Verderben dieser ohnehin schon erschöpften Provinzen gereichen müßte.

Als er nun im vollen Eifer über die Verordnung loszuziehen fortfuhr, legte man ihm die vom Zar eigenhändig unterschriebene Verordnung vor, um ihn zu überzeugen, daß sein Eifer zu spät komme, und der Entschluß nicht mehr zu ändern sei. Dolgorukow aber zerriß in seinem Eifer, zum Erstaunen des gesammten Senats, die vom Zar selbst unterschriebene Verordnung. Alle Senatoren erschracken, standen auf und fragten, ob er wisse, was er gethan habe, und wie übel ihm sein verwegenes Beginnen bekommen könne? Ja, antwortete er, ich weiß, was ich gethan habe, und will es vor Gott, vor dem Zar und dem ganzen Reiche verantworten.

Mitten unter diesem Aufstande trat Peter in die Senatsversammlung ein, stutzte über das Geschrei der Senatoren und fragte, was der ungewöhnliche Lärm bedeute? Mit Zittern und Zagen legte der Generalprokurator dem Zar die von Dolgorukow in Stücke gerissene Verordnung vor. Peter entrüstete sich anfänglich heftig darüber, redete mit vieler Heftigkeit den Fürsten Dolgorukow an und fragte ihn, was ihn bewogen habe, ein solch unerhörtes Verbrechen gegen Sr. Majestät Würde zu begehen? „Nichts als der Eifer um Deine Ehre und Deiner Unterthanen Wohlfahrt. Nimm mir nicht übel, Peter Alexiewitsch, fuhr er fort, wenn ich Deiner Klugheit zutraue, daß Du Dein eigenes Land nicht so wie Karl der Zwölfte das seine zu verheeren gesonnen seist. Du hast Dich bei diesem Befehle übereilt, und nicht bedacht, in welchem Zustande die beiden Gouvernements sich befinden, die bisher mehr als die übrigen Provinzen Rußlands zusammen im gegenwärtigen Kriege ausgestanden haben, wie viel Menschen darin ausgestorben und wie entblößt sie gegenwärtig an Volk sind. Was hindert Dich, zu Bearbeitung des, Deiner Stadt Petersburg, unentbehrlichen Kanals Arbeiter durch Vertheilung aus andern Provinzen, nur wenige aus einer jeden, zu nehmen, die un=

gleich mehr Menschen, als diese entvölkerten zwei Provinzen, hergeben können, ohne dadurch zu leiden oder es so hart zu empfinden, als die Novogoroder und Petersburgische. Außerdem hast Du ja gefangene Schweden genug, die Du anstatt Deiner eigenen Unterthanen zu solcher schweren Arbeit anwenden kannst." Der Zar hörte diese Vorstellung mit ziemlicher Gelassenheit an, fand sich betroffen, wendete sich an die übrigen Senatoren und sagte: „Die Sache mag vors erste anstehen, ich will sie noch weiter überlegen und dem Senat meine letzten Befehle darüber ertheilen." Und dabei blieb es. Peter aber fand indessen zur Bearbeitung des Ladoga-Kanals andere Mittel, vermuthlich nach weiterer Ueberlegung der Sache mit seinem vertrauten Dolgorukow, und kommandirte bald darauf einige Tausend von den kriegsgefangenen Schweden dahin, die sich fast alle an diesem Kanale zu Tode gearbeitet haben. Bergrath v. Reister.

59. Als nach dem glücklich und glorreich geendigten Kriege mit Schweden der Kaiser beabsichtigte, die Unruhen in Persien sich durch einen Feldzug nach den Grenzprovinzen zu Nutze zu machen, entdeckte er sein Vorhaben in dem Apartement der Kaiserin, wo Niemand zugegen war, als die Kaiserin und der Fürst Mentschikoff. Am Schlusse dieser Unterredung sagte der Kaiser zu seiner Gemahlin und zum Fürsten Mentschikoff: Von dieser Sache weiß nun kein Mensch außer uns Dreien; ich befehle Euch, sie geheim zu halten."

Einige Tage darauf, da dieser Plan dem Kaiser im Kopfe herum ging und er einen seiner Denschtschicken allein um sich sahe, fragte er denselben von ungefähr: „Was hört man gutes Neues?" „Nichts, antwortete der Denschtschick, als daß wir nach Persien marschiren werden." „Was! versetzte der Kaiser in voller Bestürzung, nach Persien marschiren? Sogleich sage mir, von wem Du diese Lüge gehört hast." „Von Sr. Majestät Papagei, antwortete der Denschtschick; denn als ich gestern in der Kaiserin Vorzimmer auf Ew. Majestät warten mußte, hörte ich ihn etliche Mal ganz deutlich sprechen: Et Persi padiom (nach Persien wollen wir ziehen)." Der Kaiser schickte sogleich nach dem Fürsten Mentschikoff, führte ihn zur Kaiserin und

hielt beiden vor, daß das unter ihnen abgeredete Geheimniß vom Feldzuge nach Persien verrathen sei; sie sollten ihm bekennen, an wen sie im Vertrauen davon gesprochen hätten. Sowohl die Kaiserin, als der Fürst Menschikoff betheuerten feierlichst, daß keine Sylbe davon aus ihrem Munde gekommen. Der Kaiser, überzeugt von Beider Treue und Verschwiegenheit, wies auf den Papagei der Kaiserin und sagte: „Seht, da steht der Verräther.“ Zugleich erklärte er ihnen dieses Räthsel durch die Erzählung des Denschtschick und bat die Kaiserin mit Lachen, den Papagei aus ihrem Zimmer zu schaffen, mit dem Zusatze: „Weder um Dich, noch um mich darf ein Verräther oder Plauderer sich aufhalten.“

Graf Iwan Tschernitscheff.

60. Als Peter nach glücklich beendigtem Kriege mit Schweden endlich zur Ausführung seines längst gefaßten Vorsatzes schritt, eine Akademie der Wissenschaften in Petersburg anzulegen, ließ er zunächst an seine Gesandten an auswärtigen Höfen Befehl ergehen, sich nach den vornehmsten Gelehrten zu erkundigen, und Sr. Majestät umständliche Nachricht zu ertheilen, auf welche Bedingungen sie seinen Ruf anzunehmen gedächten. An verschiedene derselben schrieb der Kaiser noch überdies eigenhändig und empfahl ihnen die Sache auf das Angelegenste.

Als einst über der Tafel das Gespräch hierauf fiel, entwickelte der Kaiser seine dabei gehegte Absicht umständlich. Einer seiner geheimen Räthe ließ sich dabei vernehmen, es wäre freilich dem Lande höchst nöthig, daß Se. Majestät in demselben die Wissenschaften einzuführen gedächten, es schien ihm aber bei alledem etwas zweifelhaft, ob die Nation von einer Akademie der Wissenschaften, die aus hochgelehrten und berühmten Männern bestehen solle, die sich aber mit dem Unterricht der Jugend wenig oder gar nicht abgeben würden, einen beträchtlichen Nutzen ziehen würde? „Warum nicht, versetzte der Kaiser, meine Absicht dabei ist, daß von ihnen Bücher in allen Wissenschaften geschrieben werden, die ich in unsere Sprache übersetzen lassen will; diese sollen sie jungen Leuten verstehen lernen, und

sie zu Lehrern erziehen. Dies soll uns Ehre in Europa erwerben, indem man sieht, daß auch bei uns die Wissenschaften getrieben, und wir nicht mehr als Verächter derselben und als Barbaren angesehen werden. Und dann sollen auch meine Beamten in den Collegien, Canzleien u. s. w. in allen vorkommenden Fällen sich an die Akademie wenden und bei derselben Raths erholen."

Nach einem vorläufigen Ueberschlage der Kosten zum Unterhalte dieser Akademie hatte der Kaiser 25,000 Rubel bestimmt, und zur Hebung dieser Summe die Zolleinnahme von Narva, Pernau und und der Insel Oesel angewiesen. Da aber bald darauf eine Krankheit seinem Leben ein Ziel setzte, so empfahl er noch auf dem Todtenbette seiner Gemahlin und Thronfolgerin, der Kaiserin Catharina Alexiewna, die Ausführung seines Vorhabens auf das Nachdrücklichste. Bald nach seinem am 28. Januar 1725 alten Stils erfolgten Ableben, liefen die verlangten Nachrichten von den Ministern an auswärtigen Höfen ein. Die Kaiserin übergab sie sämmtlich ihrem Leibmedikus, Lorenz Blumentrost, einem sehr gelehrten Manne, mit dem Auftrage, diejenigen von den empfohlnen Gelehrten zu verschreiben, die zu der projektirten Akademie der Wissenschaften erforderlich wären. Bald ernannte die Kaiserin ihn zum Präsidenten dieser Akademie; und so kamen auf seinen Ruf nach und nach die Gelehrten an, die sich als Professoren der neuen Akademie der Wissenschaften hatten engagiren lassen. Diese waren: Nicola de l'Isle, und mit ihm sein älterer Bruder de l'Isle la Croyere, beide aus Paris als Professoren der Astronomie und Geographie; Hermann aus Schwaben, und die beiden Brüder Nicolaus und Daniel Bernoulli aus Basel, für die Mathematik; Bilfinger aus Würtemberg, für die Philosophie; Beyer aus Königsberg, für die Geschichtskunde und Alterthümer; Dr. Beckenstein, für die Rechtswissenschaft; Leutmann aus Sachsen, für Mechanik und Experimentalphysik; Duvernois aus Mömpelgard, für Anatomie; Dr. Bürger aus Curland, für Chemie; Martini aus Schlesien, für die lateinische Eloquenz und schöne Wissenschaften; Groß und Meyer aus Würtemberg, für die praktische Philosophie; Kohl aus Hamburg,

für die Gelehrtengeschichte; Goldbach nahm den Professortitel nicht an und verwaltete die Stelle des beständigen Secretairs, und Schumacher war Bibliothekar und Kanzleiverwalter unter dem Präsidenten Blumentrost.

Zur feierlichen Eröffnung und Einweihung dieser kaiserl. Akademie der Wissenschaften war der Tag nach dem Namensfeste der Kaiserin Katharina, der 26. November 1725 angesetzt. Sie ward aber verschoben und ging erst am dritten Weihnachtsfeiertage, und zwar ohne Gegenwart der Kaiserin, vor sich. Erst im folgenden Jahre, 1726 den 1. August, ward die eigentliche Einweihung in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin, der beiden kaiserl. Prinzessinnen Anna und Elisabeth Petrowna und des regierenden Herzogs von Holstein, feierlichst vollzogen.

Rath Schumacher.

61. Peter pflegte sehr früh auf zu sein, im Winter gewöhnlich um 4 Uhr des Morgens, ließ sich sogleich Geschäftssachen vortragen, frühstückte ein wenig und fuhr um 6 Uhr nach der Admiralität, Senat rc. Zu Mittag speis'te er um 1 Uhr, und legte sich sodann ein paar Stunden im Schlafrock auf sein Ruhebette. Um 4 Uhr ließ er sich wieder vortragen, was er am Morgen auszufertigen befohlen hatte. Sein gewöhnliches Mittagsmahl bestand in wenigen ganz gemeinen Speisen, in Sty oder Sauerkohlsuppe, Grütze, Studin, ein kaltes Gerüchte von Spanferkel mit saurem Rahm, kaltem Braten mit Gurken oder gesalzenen Citronen, Lampreten, Salzfleisch, Schinken, Limburger Käse; vor dem Essen trank er ein Schälchen Anisbranntwein, und über der Tafel eine Art russisches Halbbier, Quaß genannt, und guten rothen Franzwein, am liebsten Eremitage, manchmal ein paar Gläschen ungarischen Wein. Wenn er Nachmittags oder Abends ausfuhr, mußte immer etwas von kalten Speisen mitgeführt werden; denn er mochte, wo er auch war, gern öfters, aber nicht viel auf einmal essen. Eine Abendmahlzeit hielt er nicht, wohl aber die Kaiserin Katharina mit der kaiserlichen Familie. Fische mochte er gar nicht, denn sie bekamen ihm nicht wohl, daher

hielt er sich bei Beobachtung der großen Fasten meistens an Früchte, Mehlspeisen, Gebackenes u. dergl.*) In seinen ersten Regierungsjahren trank er fast gar keinen Wein, sondern meistentheils Kißlaschtschi, Quaß und bisweilen ein Schälchen Branntwein; nachher war der rothe Franzwein, Medock, Carhors und dergleichen sein gewöhnliches Getränk; nachdem ihm der Leibmedikus Areskin einst gegen einen lange anhaltenden Durchfall den Eremitagewein gerathen hatte, fand er vor allen andern an diesem Weine Geschmack. Als er einst in spätern Jahren bei dem englischen Kaufmanne Spelmann zu Gaste war und sehr guten Eremitage zu trinken bekam, fragte er, wieviel er Vorrath davon habe, und als er vernahm, daß etwa noch 40 Bouteillen vorhanden wären, bat er, daß man ihm dieselben überlassen und den Gästen andern rothen Wein geben möchte, der auch gut wäre. In Gesellschaft war er aufgeräumt, gesprächig, familiär und ohne alle Ceremonie. Er mochte gern lustige Gesellschaft um sich haben, konnte aber keine Ausschweifung leiden; wenn er aber zuweilen ein großes Fest bei Hofe gab, sah er gern, daß alle Gäste gleich lustig waren und redlich tranken, wenn es auch auf einen allgemeinen Rausch hinauslief. Wer bei solcher Gelegenheit heuchelte oder im Trinken betrügen wollte, war sein Freund nicht, und wer sich darüber ertappen ließ, mußte einen ziemlichen Pokal zur Strafe austrinken. Ungebührliche Zänkereien, verdrüßliche Gespräche in Gesellschaft legte er auf gleiche Weise bei. Als einst in Gesellschaft unter den halb betrunkenen Gästen ein General ihm gleichsam vorwarf, daß er ihm treu gedient, und unter andern Verdiensten erwähnte, daß er auch eine Stadt eingenommeen hätte, gab ihm der Kaiser nicht nur zur Antwort, dafür hab' ich dich auch reichlich belohnt und zum General gemacht, sondern befahl, um das weitere Reden zu verhin-

*) Sein Enkel Peter III. konnte ebenfalls keine Fische vertragen, sondern brach sie immer wieder weg; daher er auch der Kaiserin Elisabeth, die auch keine Fische genoß und doch die Fasten auf das strengste hielt, bekannte, er könne die Fasten nicht aushalten. Er erhielt aber von ihr zur Antwort: „So speisen Sie an Fasttagen apart, daß Sie den Uebrigen bei Hofe kein Aergerniß geben."

dern, ihm drei große Pokale nach einander einzuschenken, die er auf Sr. Majestät, der gesammten Generalität und aller braven Soldaten Gesundheit austrinken mußte, wodurch ihm das weitere Reden auf einmal benommen wurde.

Baron Iwan Antonitsch Tscherkassow.

62. Zwei wichtige Gegenstände zogen gleich Anfangs die ganze Aufmerksamkeit des Zars auf sich: die Armee und das Seewesen. Der ersten gab er in wenig Jahren eine ganz neue Gestalt, und das letztere mußte er erst schaffen. Bekanntlich lernte er selbst in Holland den Schiffbau, zog eine Menge geschickter Arbeiter nach Rußland, und bemühte sich, besonders durch die Schifffahrt, das neuerbaute Petersburg mit dem Auslande in Verbindung zu setzen. Seine Freude war daher groß, als er das erste fremde Schiff (es war ein holländischer Kauffahrteifahrer) zu Anfang Novembers 1703 in St. Petersburg ankommen sah. Man mußte dem Schiffer eine Schaluppe entgegen schicken, der vielen Sandbänke wegen, die sich in dieser Gegend befinden, und der Monarch übernahm es selbst, diese Schaluppe zu leiten. Er zog eine Matrosenjacke an, und steuerte nach dem Schiffe hin. Sobald er es erreicht hatte, stieg er auf dasselbe, wünschte in holländischer Sprache dem Schiffer Glück zu seiner Ankunft in einem fremden Hafen, und sagte zugleich, daß der Gouverneur ihn abgeschickt habe, um das Schiff bei den Sandbänken vorbei zu führen. Hierauf begab er sich wieder nach seiner Schaluppe, brachte das Schiff glücklich in den Hafen, und ließ es neben dem Hause des Gouverneurs anlegen, wo für den Schiffer und seine Matrosen Quartiere bestellt waren. Der Gouverneur, Fürst Mentschikoff, kam ihnen entgegen, und lud den Schiffer mit seiner ganzen Mannschaft zur Tafel. Er versicherte dabei dem Schiffer, daß er für sein Schiff nichts zu befürchten habe, weil der Zar eine Wache bestellt hätte, die allen Nachtheil verhüten müßte.

Der Monarch führte die Seeleute selbst in das Haus des Gouverneurs, und man wies ihnen unter mehrern angesehenen Personen ihre Stellen bei der Tafel an. Jetzt erst sahen sie, wer ihr Führer

gewesen war, und man wird sich leicht ihre Verlegenheit vorstellen können. Das zuvorkommende Betragen des Monarchen brachte sie aber doch bald wieder zu sich, und einige ausgeleerte Becher gaben ihnen so viel Muth, daß sie den Monarchen ganz und gar vergaßen.

Den andern Morgen kam der Zar selbst zum Schiffer, und befragte ihn wegen der Ladung seines Schiffs, die aus verschiedenen Weinsorten und aus spanischem Salze bestand. Der Schiffer erhielt die Erlaubniß, ohne Zollabgaben seine Ladung zu verkaufen. Der Zar kaufte selbst einen Theil davon, und verschiedene von den angesehenen Russen folgten seinem Beispiele, so daß der Schiffer in Kurzem alles mit großem Vortheil verkauft hatte. Das Schiff wurde mit Schiffsmaterialien und andern russischen Produkten beladen, und war bald darauf im Stande, wieder unter Segel zu gehen. Der Zar gab noch der Schiffsmannschaft einen Abschiedsschmaus; jeder von ihnen bekam dreihundert Reichsthaler, und der Schiffer fünfhundert Dukaten zum Geschenk. Hierauf bestieg der Zar von neuem seine Schaluppe, um, trotz der rauhen Jahreszeit, das Schiff selbst bei den Sandbänken vorbeizuführen. Er umarmte zuletzt den Schiffer, und wünschte den Matrosen eine glückliche Reise.

63. Nicht lange nach der Abfahrt dieses holländischen Schiffes kam das erste englische Schiff an. Dieses gerieth nahe bei Kronstadt, in dem unbekannten Gewässer auf eine Sandbank, und die Schiffsgesellschaft arbeitete vergebens, sich davon loszumachen. Der Zar fuhr auch diesmal in einer Schifferkleidung dem fremden Schiffe entgegen. Er und seine Gefährten unterstützten die Bemühungen der Engländer, und innerhalb einer Stunde war das Schiff wieder flott, und folgte der Schaluppe des Zars, der es glücklich bis zur Börse brachte.

Der englische Kapitain lud den Herrn Schiffer ein, an Bord zu kommen, und wollte ihm ein Stück vom feinsten englischen Wollenzeuge zu einer neuen Schifferkleidung für seine bewiesene Gefälligkeit aufdringen. Dieser schlug anfangs das Geschenk aus, und meinte, es wäre Sünde und Schande von einem Bruder Schiffer für eine

Sache etwas anzunehmen, die sich auf der See so gewöhnlich zu ereignen pflegte. Da aber der Engländer ihn gar dringend um die Freundschaft ersuchte, dies Geschenk nicht zu verwerfen, so nahm er es endlich an, aber unter der Bedingung, daß der Schiffer des folgenden Tages mit seiner ganzen Mannschaft bei ihm zu Mittag speisen sollte. Der Engländer willigte ein, und die Stunde wurde festgesetzt, in welcher der vorgebliche Schiffer einen Matrosen abschicken wollte, um die Gäste nach seiner Wohnung zu führen.

Der Matrose fand sich ein, und die Engländer, weit entfernt, zu glauben, daß der, welcher sie bei sich zu Tische geladen hatte, mehr als ein Schiffer sei, folgten ohne Umstände ihrem Führer. Sie kamen bei einem Hause an, vor welchem eine Hauptwache stand. Es befremdete sie, daß sie hier hinein gehen sollten, und sie fragten: was das für ein Haus wäre? Man gab ihnen zur Antwort: es sei der Zarische Palast; sie würden hier blos durchgeführt, weil dieser Weg näher wäre, als der gewöhnliche. — So kamen sie unvermerkt in ein Zimmer, wo sie ihren Schiffer wieder fanden, aber zu ihrem Erstaunen in ihm den Monarchen erkannten, und von den vornehmsten Hofleuten umgeben.

Der Schiffer und seine Matrosen waren verstummt, aber Peter faßte den ersten bei der Hand, und führte ihn zu seiner Gemahlin, die ihn sehr gnädig empfing, und ihn selbst in's Speisezimmer zur Tafel führte. Die Matrosen wurden ebenfalls eingeladen, sich neben dem Monarchen niederzusetzen. Während der Mahlzeit erkundigte er sich bei dem Schiffer nach seiner Reise, nach den Waaren, die er geladen hatte, und nach andern Dingen. Hierauf trank er die Gesundheit des Königs von England, der Parlamente, des Schiffers und seiner Matrosen. Aus Höflichkeit mußten die Engländer alle diese Toaste des Monarchen beantworten. Aber die Weindünste stiegen ihnen davon so sehr in die Köpfe, daß man sie nach ihrem Schiffe zurücktragen mußte. Den andern Morgen brachte der englische Schiffer neue Geschenke für den Zaren und dessen Gemahlin, und diese erwiederten sie durch noch reichere Geschenke.

64. Peter geizte mit der Zeit auf alle mögliche Art. Er konnte sich, wie Titus, über eine Stunde beklagen, die er ohne Nutzen angewandt hatte. Selbst während der Tafel fand er Vergnügen daran, sich über nützliche Gegenstände zu unterhalten. Aus diesem Grunde mußten sich auch jedesmal die Bedienten aus dem Speisezimmer entfernen, wenn sie die Speisen aufgesetzt hatten. „Diese Leute," sagte der Monarch, „sehen einem blos in's Maul, sie verdrehen die Worte, die man gesprochen hat, und breiten sie ganz verkehrt unter dem Volke aus."

Eine solche platonische Mahlzeit gab der Monarch unter andern im Jahre 1714 den angesehensten Männern seines Hofes. Die Rede kam auf die Thaten seines Vaters und auf die großen Hindernisse, die ihm der Patriarch Nikon in den Weg gelegt hatte. Jeder ließ seine Meinung darüber hören, und unter Andern der Graf Mustin Puschkin, welcher die Thaten Peters I. bis zum Himmel erhob und alles herabsetzte, was sein Vater gethan hatte. „Wenn auch, sagte dieser Graf, große Dinge unter des Alexei Michailowitsch Regierung geschahen, so hatten Morosow und andere geschickte Männer mehr Antheil daran als der Zar."

Der Monarch hörte diese Rede mit vielem Unwillen an und äußerte dies durch folgende Worte: „Du beleidigst mich durch den Tadel meines Vaters und durch das heuchlerische Lob, das du mir ertheilst, weit mehr als du glaubst." Er stand jetzt vom Tische auf, stellte sich hinter Jakob Fedorowitsch Dolgorucky's Stuhl und sagte zu ihm: „Vetter, ich weiß, daß du oft sehr heftig gegen mich sprichst, so daß ich bisweilen außer mich komme, aber ich bin überzeugt, daß du mich wirklich liebst, und daß du die Wahrheit redest. Ich bin dir dafür auch sehr viel Dank schuldig und ich bitte dich jetzt, mir ohne Heuchelei zu sagen, was du von meinem Vater und von mir denkst."

Der russische Cato dachte einige Augenblicke über das nach, was er zu sagen hätte, strich sich seinen langen Knebelbart, und sprach darauf zum Zar: „Deine Frage, Monarch, verlangt eine ausführliche Beantwortung. In manchen Stücken gebührt deinem Vater, in

manchen dir der Vorzug. Die Handlungen der Fürsten können nach drei Rücksichten beurtheilt werden. Die Hauptrücksicht ist die Gerechtigkeitspflege, und hierin hat dein Vater mehr gethan als du. Er ließ ein Gesetzbuch verfassen, nach welchem die Richter noch jetzt Aussprüche thun. Indessen zweifle ich nicht, daß du auch hierin deinen Vater übertreffen könntest, wenn du dich mit diesen Gegenständen beschäftigen wolltest. Die zweite Rücksicht ist das Kriegswesen. Dein Vater hat hierin sehr viel für Rußland gethan, er hat dir den Weg für deine Kriegsmacht gebahnt; du hast blos vervollkommnet, was dein Vater angefangen hat. Wenn du nicht so viele Siege erfochten hättest, so würde es zweifelhaft sein, ob hierin dir oder deinem Vater der Vorzug zukomme. Die dritte Rücksicht ist die Seemacht. Hierin wird Niemand deine Verdienste verkennen, hier bist du weit über deinen Vater erhaben."

Der große Monarch hörte diese Worte mit vieler Aufmerksamkeit an. Er küßte den freimüthigen Redner und sprach zu ihm mit den Worten des Heilandes: „Du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen, ich will dich über Viel setzen."

65. In den ersten Regierungsjahren Peters hatte einer seiner Wundärzte ein Skelett, welches er unvorsichtiger Weise an's Fenster gestellt hatte, so daß es sich jedesmal vom Winde bewegte. Einige Strelitzen, die durch den Schall eines Instruments, auf welchem der Wundarzt spielte, herbeigelockt wurden, richteten unglücklicher Weise ihre Augen auf das Fenster und wurden so bange, daß sie aus allen Kräften nach dem kaiserlicheu Palaste liefen, wo sie erzählten, sie hätten ein Todtengerippe sich taktmäßig nach dem Klange einer Zitter bewegen sehen. Dieser Bericht wurde nachher von einigen Personen, die eigentlich hingeschickt waren, die Wahrheit zu untersuchen, bestätigt, und der Wundarzt wurde als Zauberer zum Tode verurtheilt. Dieses Urtheil würde auch vollzogen worden sein ohne die Verwendung eines Bojaren, der ein Freund des Wundarztes war und beim Zar Zutritt hatte. Er erzählte dem Monarchen den Vorfall und stellte

ihm vor, daß dieses Skelet dem Wundarzte bei der Anatomie nöthig wäre. Diese Verwendung des Bojaren rettete dem vermeinten Zauberer das Leben, da er sich aber in Rußland nicht mehr sicher sah, so eilte er über die Grenzen. Das Skelet wurde zur Schau durch die Gassen geführt und darauf verbrannt.

66. Zu Anfang der Regierung des Zars Michael Fedorowitsch (um 1630) erschien ein Buch, das vorgeblich aus dem Griechischen in's Slavonische übersetzt war, in welchem der Tabak verflucht und abscheulich genannt, und der Gebrauch desselben für eine Todsünde erklärt ward. Diesen Grundsätzen gemäß erfolgte auch ein nachdrückliches Verbot des Patriarchen und ein Ukas des Zars, sich bei schwerer Strafe des Tabaks niemals zu bedienen. Sein Sohn und Nachfolger Alexei bestätigte dies Verbot. Peter aber suchte diese abergläubische Vorstellungsart aus den Gemüthern des Volks auszurotten, und erlaubte den Engländern, Tabak nach Rußland zu führen. Allmählich wurde es zur Gewohnheit bei den Russen, Tabak zu rauchen und zu schnupfen. Der Patriarch und die Geistlichkeit sahen zu ihrem Leidwesen das einreißende Verderben, und erneuerten ihre Tabaksverbote — aber ohne Erfolg. Ein Kaufmann hatte für 15,000 Rubel den Tabakspacht vom Zar bekommen aber der Patriarch fand für gut, den Pächter mit seinem ganzen Hause in den Bann zu thun. Peter wollte das Gesetz seiner Vorgänger weder geradezu aufheben, noch sich seiner Macht bedienen, um den Patriarchen in seinen Grenzen zurück zu halten. Er stellte ihm blos vor, daß er den Gebrauch des Tabaks in Rußland wegen der Fremden erlaubt habe, und daß, ihn zu verbieten, so viel sei, als den Fremden den Eintritt in Rußland zu verwehren 2c. Durch dergleichen Ueberredungen wurde der Patriarch endlich dahin gebracht, den Bannstrahl von dem Hause des unschuldigen Kaufmanns zurück zu nehmen.

67. Peter besaß das Talent, den Charakter des Menschen aus den Gesichtern zu lesen, und nicht selten bestimmte ihn dies in der Wahl von Günstlingen und Vertrauten. Einst bemerkte er in dem preobraschenskischen Regimente einen Soldaten, der Wache stand.

Er betrachtete ihn einige Augenblicke, und ernannte ihn darauf zu seiner Ordonnanz.

Der Name dieses Soldaten war Alexander Iwanowitsch Romanzow. Er stammte aus einer sehr armen adelichen Familie her, aber sein lebhafter Charakter und seine rechtschaffene Denkungsart erwarben ihm das unbeschränkte Zutrauen seines Monarchen, der ihn zum Sergeanten machte, und zu manchen wichtigen Geschäften brauchte. Als er sich in der Folge bis zum Posten eines Gardekapitains hinaufgeschwungen hatte, erhielt er noch wichtigere Aufträge, die er alle zur Zufriedenheit des Monarchen ausrichtete. Seine Zuneigung zu diesem jungen Menschen nahm immer mehr zu, und so wie diese, wuchs auch die Freimüthigkeit, welche sich Romanzow gegen den Zar erlaubte. Bisweilen ersuchte er den Monarchen um Vermehrung seines Gehalts, erhielt aber dann gewöhnlich zur Antwort: „Warte noch!" — „Warum werd' ich denn immer," fragte dann wohl Romanzow, „auf die Zukunft verwiesen, während ich den größten Mangel leide?" — „Du mußt Geduld haben," erwiederte Peter; „wenn sich einmal meine Hand öffnet, so wird Ueberfluß über dich herströmen."

Die Angesehenen des Hofes bemerkten bald die Zuneigung des Monarchen zu Romanzow, und zweifelten nicht, daß der junge Mensch mit der Zeit einer der vornehmsten Günstlinge desselben werden würde. Hiervon suchte besonders ein gewisser N. Vortheile zu ziehen, und zu dem Ende that er Romanzow'n den Antrag, seine Tochter mit einer Mitgabe von tausend Bauern zu heirathen. In der Lage, in welcher sich damals Romanzow befand, schien ihm dieser Antrag ein unerwarteter Glücksfall zu sein, und er bedachte sich keinen Augenblick, seine Einwilligung zu geben. Es wurde einer der folgenden Tage zur Verlobung und zum Ball bestimmt, wenn der Zar nichts dawider haben würde.

Romanzow kommt zum Zar, sagt ihm alles, und bittet um seine Einwilligung. „Hast du die Braut gesehen?" fragte der Monarch. „Nein," antwortete Romanzow; „aber nach dem zu urtheilen, was

man mir gesagt hat, muß sie sehr liebenswürdig sein." — „Höre, Romanzow," sprach der Monarch, „ich erlaube dir, auf dem Balle zu sein, aber die Verlobung mußt du aufschieben. Ich werde selbst dem Balle beiwohnen und die Braut sehen, und ist sie deiner würdig, so werd' ich gewiß dein Glück nicht verhindern."

Am Abend, der zur Verlobung bestimmt war, versammelten sich alle Anverwandte der Braut, und noch andere Gäste bei dem Vater derselben. Man wartete bis zehn Uhr auf den Monarchen, und weil er nicht erschien, glaubte Jedermann, daß ihn wichtige Geschäfte zu kommen verhinderten. Kaum hatte man den Ball eröffnet, als der Monarch in einem kleinen Schlitten vor die Thür kam, und sich unbemerkt in den Tanzsaal schlich. Nachdem er die Braut einige Augenblicke aufmerksam betrachtet hatte, rief er laut aus, daß verschiedene von den Umstehenden es hören konnten: „Daraus wird nichts!" und gleich darauf entfernte er sich. Der Wirth und der Bräutigam wurden von diesem Vorfalle benachrichtigt, und besorgten sogleich dasjenige, was wirklich geschah.

Am folgenden Tage erschien Romanzow mit einer sehr traurigen Miene vor dem Zar. Dieser hatte ihn kaum erblickt, als er zu ihm sagte: „Mein Freund, die Braut schickt sich für dich nicht, und aus der Hochzeit kann daher unmöglich etwas werden. Aber beunruhige dich nur nicht; ich selbst werde anderswo dein Freiwerber sein, und gewiß schaff' ich dir eine bessere Braut. Damit du indessen nicht zu lange darauf warten darfst, so komm heute Abend zu mir, wir wollen dann beide an einen Ort gehen, wo du mir sagen sollst, ob ich nicht die Wahrheit gesprochen habe."

Gegen Abend fuhr der Monarch mit Romanzow zu dem Grafen Matwejew, und sagte zu ihm: „Du hast eine Braut im Hause, und hier bring' ich dir den Bräutigam." Dieser plötzliche Antrag setzte den Vater in Verlegenheit, um so mehr, da ihm der Bräutigam, welcher keine Bojaren zu Ahnen hatte, nicht würdig genug für seine Tochter vorkam. Der Monarch, der seine Gedanken errieth, sagte zu ihm: „Du weißt, daß ich Romanzow liebe, und daß es in meiner Macht

steht, ihn zu dem angesehensten Manne zu machen. Warum willst du also noch mit deiner Einwilligung zaudern?" Es blieb dem Vater nichts anderes übrig, als in das Verlangen eines solchen Freiwerbers zu willigen. Maria Andrejewna, die Tochter des Grafen, wurde sogleich in Gegenwart des Monarchen verlobt, und bald darauf wurde auch die Hochzeit gefeiert.

Der glückliche Bräutigam war jetzt nicht mehr darüber unzufrieden, daß sich der Zar so wenig freigebig gegen ihn gezeigt hatte. Kurz nach der Hochzeit befand sich Peter bei dem Fürsten Menschikoff auf einem Balle, zu welchem das junge Paar ebenfalls eingeladen worden war. Während des Tanzes überreichte der Zar der jungen Frau ein zusammen gerolltes Papier, mit dem Auftrage, es an ihren Gemahl abzugeben. Dieser legte es in seine Tasche, ohne sich zuvor um den Inhalt zu bekümmern. Der Zar wunderte sich, daß Niemand des Inhalts einer Erwähnung that, und schickte einen Adjutanten an Romanzow, um ihn zu fragen, ob er das Billet durchgelesen hätte? — Man kann sich leicht Romanzow's Freude vorstellen, als er es jetzt öffnete, und fand, daß er zum Besitzer ansehnlicher Ländereien ernannt, und zum Range eines Brigadiers erhoben sei. Er näherte sich sogleich seiner Gemahlin, die eben in einem Tanze begriffen war, zog sie aus dem Tanzkreise heraus, und nöthigte sie, mit ihm zum Zar zu gehen. Beide warfen sich dem Monarchen zu Füßen, und gaben ihm ihre Dankbarkeit zu erkennen.

„Hab' ich dir nicht gesagt," sprach Peter, „daß du warten möchtest, bis sich meine Hand öffnen würde? Jetzt hat sie sich geöffnet."

Romanzow's Verdienste um das Vaterland waren groß, aber sie wurden noch größer dadurch, daß das russische Reich diesem Manne den Helden des achtzehnten Jahrhunderts, den Grafen Peter Alexandrowitsch Romanzow zu verdanken hat.

68. Verordnungen und Befehle werden wohl in keinem Lande pünktlicher und buchstäblicher befolgt, als in Rußland. So hatte Peter der Große einmal den Befehl ergehen lassen, daß Niemand ohne Erlaubniß vom Hofe in die Admiralität zu St. Petersburg einge=

lassen werden sollte, es wäre denn, daß er darin zu arbeiten hätte. Nun geschah es, daß ihm in der Nacht ein Prinz geboren wurde, und seine Freude darüber war so groß, daß er sogleich an die Thore der Admiralität lief, um in der Kirche derselben die Glocken anzuziehen, denn die Russen finden darin eine besondere Art von Feierlichkeit. Er klopfte an die Pforte. Der wachhabende Soldat rief: „Wer da?"

Peter. Ich! — mach auf!

Soldat. Das kann ich nicht; ich darf keinen Menschen einlassen; sei du Kaiser und klopfe so lange du willst, ich werde dir die Pforte doch nicht öffnen.

Peter. Wer hat dir diesen Befehl gegeben?

Soldat. Mein Unterofficier.

Peter. Nun, laß ihn rufen.

Der Unterofficier erschien, der Kaiser befahl eingelassen zu werden, allein dieser verweigerte es ebenfalls, weil er vom Oberofficier keine Erlaubniß hätte. „Ruft mir auch den Oberofficier!" sagte der Kaiser; und als dieser kam und den Kaiser erkannte, wurde ihm aufgemacht. Nachdem er die Glocken gezogen und seine Andacht verrichtet hatte, ließ er den Soldaten, den Unter- und Oberofficier vor sich kommen, und beförderte alle drei, weil sie seinen Befehl so pünktlich vollzogen hatten.

69. Zu den Regenten, welche die Schmeichelei haßten, gehört mit Recht Peter der Große, selbst dann wurde er nicht ungehalten, wenn man ihm kühn die Wahrheit sagte. Als er von seiner letzten Reise in's Ausland nach Moskau zurückgekommen war, brachte man ihm verschiedene Klagen über Richter vor, die Geschenke genommen, und sich hatten bestechen lassen.

Der Monarch war darüber äußerst aufgebracht, und äußerte seinen Zorn und Unwillen unter andern gegen den Generallieutenant Buturlin, der ihn auf seiner Reise begleitet hatte. Aber dieser biedere Mann trug kein Bedenken, mit einer nicht gemeinen Freimüthigkeit zu sagen: „So lange du selbst nicht aufhörst, Geschenke zu

nehmen, wirst du diesen Mißbrauch bei deinen Unterthanen nicht ausrotten. Dein Beispiel wirkt mehr auf sie, als alle Befehle."

„Wie kannst du eine so unverschämte Lüge gegen mich vorbringen?" sagte Peter mit Wuth.

„Es ist keine Lüge," erwiederte Buturlin, „sondern Wahrheit. Als ich neulich mit dir durch Twer reis'te, stand ich im Quartier bei einer Kaufmannsfrau, deren Mann abwesend war. Eben war ihr Namenstag, und sie hatte Gäste zu sich geladen, unter denen auch ich war. Kaum hatten wir uns zu Tische gesetzt, so kam ein Abgeordneter des Magistrats herein, um hundert Rubel als Beisteuer zu dem Geschenk zu verlangen, welches dir die Stadt bestimmt hatte. Die Kaufmannsfrau bat um Aufschub; sie betheuerte, daß sie kein baares Geld hätte, sie gab ihren Perlenschmuck und andere Kostbarkeiten hin — alles vergebens! man verlangte Geld oder bedrohte sie mit dem Gefängnisse. Ich verwandte mich für sie, ich bat den Abgeordneten um Aufschub, aber er antwortete mir: die gemessenen Befehle des Magistrats erlaubten ihm nicht, einen Aufschub zu bewilligen."

„Um die Frau aus der Verlegenheit zu ziehen, sah ich mich genöthigt, das Geld selbst herzugeben; und die arme Frau konnte nicht Worte finden, mir genug zu danken. — Siehe, fuhr Burtulin fort, so freiwillig sind die Geschenke, die man dir macht. Du nimmst sie an, und denkst nicht, wie sehr sie oft deinen Unterthanen zur Last fallen. Kannst du jetzt wohl noch den Richtern es verargen, wenn sie Geschenke annehmen, so lange sie sehen, daß du es eben so machst?"

Der Zar hörte diese unangenehme Wahrheit an, er umarmte dafür den dreisten Burtulin, und dankte ihm, daß er ihn zur Einsicht gebracht hätte. Hierauf gab er den Befehl, alle freiwilligen Geschenke zurück zu geben, und verbot, ihm in Zukunft dergleichen zu bringen.

70. Der Zar besuchte auf seinen Reisen den berühmten lothringischen Mechaniker und Ingenieur Franz Thomas, bewunderte seine Erfindungen, und that ihm den Vorschlag, in seine Dienste zu treten, und nach Rußland zu folgen.

Ehe der Künstler antworten konnte, sagte oder that der Kanzler

des Zars etwas, wodurch dieser so aufgebracht wurde, daß er jenen bei der Gurgel ergriff, und der Länge nach zu Boden warf. „Wenn Eure Majestät, fing nunmehr Thomas an, Ihren Kanzler auf diese Weise behandeln, so —"

Peter wurde feuerroth im Gesicht, kehrte sich um, und verschwand aus dem Hause, ehe der Mechaniker das Uebrige seiner Aeußerung ausgesprochen hatte.

71. Als Peter das Schiffswerft in Spithead besuchte, wünschte er zu wissen, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit der Matrosenstrafe des Kielholens habe. Es war gerade kein Verbrecher vorhanden, mit dem man dem wißbegierigen Monarchen das Vergnügen dieses Schauspiels machen konnte. — „Nun, so nehmet nur einen von meinen Leuten!" sagte der Zar. — „Ihre Leute sind in England unter dem Schutze der Gesetze," gab man ihm zur Antwort.

72. Bei der Admiralität in St. Petersburg hatten sich durch die beständigen Schiffsarbeiten eine solche Menge Holzspäne gehäuft, daß das Admiralitätskollegium schon einen Kontrakt machen wollte, damit diese Späne weggeschafft würden. „Nichts als Kontrakte und Kontrakte!" sagte Peter, und befahl, öffentlich bekannt zu machen, daß Jedermann unentgeldlich Späne aus der Admiralität abführen könnte.

Kaum war diese Erlaubniß bekannt geworden, so kamen von allen Seiten Wagen gefahren, welche Späne abholten, denn die vielen sumpfigten Gegenden um die Stadt, und mehrere noch nicht gepflasterte Straßen in derselben, machten den Transport des Holzes aus den Wäldern beschwerlich und kostbar. Der Zar fuhr um diese Zeit eines Tages mit seinem Kabriolet nach der Admiralität. Der Adjutant, welcher ihn begleitete, wollte über die Zugbrücke fahren, und wurde gewahr, daß ein Wagen mit Spänen eben auf diese Brücke hinaufgefahren war. Sobald er dies sah, rief er dem Führer zu, umzukehren, und fuhr sogleich auf die Brücke hinauf. „Halt, sagte der Zar, siehst Du denn nicht, daß sein Wagen beladen ist? Unser Gefährt ist leicht, und wir können es weit eher zurückziehen, als der andere seinen Last-

wagen." Hierauf stieg Peter selbst aus seinem Kabriolet, und schob es nebst seinem Adjutanten mit eigenen Händen zurück.

Einige Tage darauf kam der Monarch wieder an die Zugbrücke, und zufällig traf sich's, daß derselbe Führer ebenfalls mit einem beladenen Spänewagen an der andern Seite derselben anlangte. Der Monarch kam ihm diesmal zuvor, er fuhr zuerst auf die Brücke, und rief jenem zu, er möchte halten; dieser aber ließ sich nicht stören, und setzte seinen Weg fort. Der Zar war genöthigt, aus dem Kabriolet zu steigen, und da er die Person des Führers wieder erkannte, so sagte er zu ihm: „Neulich warst Du zuerst auf der Brücke, und da war's billig, daß ich umkehren mußte, aber jetzt bin ich zuerst heraufgekommen — ich rief Dir zu, daß Du halten möchtest; warum thatest Du es nicht?"

„Ich bin schuldig! antwortete der Fuhrmann.

„Das ist wahr, erwiederte der Monarch, aber damit Du Dich in Zukunft besser in Acht nimmst, will ich Dir doch eine kleine Erinnerung geben." Diese Worte wurden mit einigen Stockschlägen begleitet, bei welchen der Monarch ihm jedesmal zurief: „Sei bescheiden, sei nicht unverschämt! Laß den zuerst überfahren, der vor Dir auf der Brücke ist!"

73. Ungeachtet der gerechten Bewunderung, welche das Genie Peters des Großen einflößt, wird man doch zuweilen von Schrecken ergriffen, wenn man die lange Reihe seiner glänzenden und nützlichen Thaten mit Zügen der empörendsten Ungerechtigkeit und mit harten Urtheilssprüchen vermischt sieht, zu welchen ihn seine Grausamkeit manchmal hinriß. Die Strafe, wozu er 1701 den Gregorius Talitzkoi, seinen Hofbuchdrucker verurtheilte, ist einer von den Flecken, welche hin und wieder die Geschichte dieses großen Gesetzgebers beflecken. Talitzkoi, von der Geistlichkeit gewonnen, hatte einige aufrührerische Broschüren gedruckt. In denselben wurde behauptet, daß der Zar, sowohl nach den Umständen seiner Geburt, als auch wegen seines öffentlichen und Privatbetragens, der Antichrist wäre. Dieser Vor=

wurf, und andere dem ähnliche, waren in den Augen des Volks ganz erwiesene Dinge. Der Zar wurde darüber sehr aufgebracht, Talitzkoi dagegen ward von Schrecken ergriffen, als er erfuhr, daß auf dem großen Markte zu Moskau in einer Laterne tausend Dukaten ausgesetzt wären, für denjenigen, der ihn ausliefern würde. Er entfloh in's Innere von Sibirien. Zu seinem Unglücke fand der Geiz zu viel Nahrung dabei, als daß er sich hätte schmeicheln können, unerkannt zu bleiben. Er wurde bald entdeckt und dem Zar ausgeliefert, der ihn und seine Mitschuldigen mehrmals foltern, und dann langsam über dem Rauche beizender Materien sterben ließ. Man warf sie dann erst in die Flammen, als Bart und Haare ihnen abgefallen, und ihr Körper zusammengekrümmt und beinahe zur Asche geworden war.

74. Im Jahr 1719 schickte Peter den Grafen Ostermann auf den Kongreß auf der Insel Aland, den Schweden zu drohen, alles mit Feuer und Schwert in ihrem Lande zu verwüsten, und sie zur Annahme der härtesten Bedingungen zu zwingen, wenn sie seine Vorschläge sich nicht bald gefallen ließen. Seine Ungeduld oder sein kriegerischer Geist fand die Unterhandlungen zu langwierig; er landete also mit dem Admiral Apraxin in Schweden, ging nach Södertelge, verbrannte oder zerstörte sechs große Städte, eilf prächtige Paläste, hundert und neun adelige Güter, achthundert und sechs und zwanzig Meiereien, drei Mühlen, zehn Magazine, zwei Kupfer- und fünf Eisengruben. Apraxin war inzwischen auch nicht müßig; er verbrannte zwei Städte, ein und zwanzig adelige Güter, fünfhundert und fünf und vierzig Meiereien, vierzig Mühlen und sechzig Magazine. Neun Eisengruben, für deren Erhaltung die Eigenthümer für jede dreimal hundert tausend Thaler boten, entgingen der verheerenden Wuth der Russen nicht. Alles, was nicht fortgeschleppt werden konnte, wurde ins Meer geworfen, und alle unglückliche Schweden, die den Russen in die Hände fielen, wurden in heiße Ofen gesteckt.

Peter des Großen
Schreiben vom Schlachtfelde bei Pultawa den 27. Juni 1709, Abends um 9 Uhr, durch einen Courier nach Petersburg an den Admiral Feodor Matweitsch Apraxin abgefertigt.

Herr Admiral!

Ich benachrichtige euch hiermit von einem sehr großen und unverhofften Siege, den Gott der Herr durch die unbeschreibliche Tapferkeit unserer Soldaten, denen es nicht viel Blut gekostet hat, uns verliehen, womit es folgendermaßen zugegangen ist:

Heute morgens in aller Frühe hatte der hitzige Feind unsere Cavalerie mit aller seiner Infanterie und Cavalerie angegriffen, und obgleich dieselben sich so brav, als man von ihnen erwarten konnte, gehalten haben, so wurden sie doch mit großem Verlust genöthigt, sich zurück zu ziehen.

Hierauf nahm der Feind seine Stellung en Front unserm Lager gerade gegenüber, dagegen sogleich unsere sämmtliche Infanterie aus dem Retrenschement aufgeführt, und dem Feind en Front, die Cavalerie auf beiden Flanken postirt wurde.

Als der Feind dies sah, setzte er sich in Bewegung uns anzugreifen; die Unsrigen gingen ihm entgegen, und empfingen ihn dermaßen, daß er sogleich aus dem Felde geschlagen, ihm eine große Menge Fahnen und Kanonen abgenommen, und überdem der Generalfeldmarschall Rheinschild, sammt vier Generalen, nämlich Schlippenbach, Stackelberg, Hamilton und Rosen, wie auch der Premierminister Graf Piper, mit den Secretairen Imerlin und Cederhielm, nebst etlichen tausend Officieren und Gemeinen gefangen genommen wurden. Davon werden wir nächstens eine umständliche Beschreibung überschicken (jetzt aber ist es uns in Eil nicht möglich). Unterdessen mit einem Worte zu sagen, die ganze feindliche Armee hat ein Ende, wie Phaeton genommen. (Was aber den König anbelangt, so können wir noch nicht wissen, ob er sich bei uns oder bei unsern Vätern befinde.)

Um dem geschlagenen Feinde nachzusetzen, sind die Generallieutenants Fürst Galizin und Bawr' mit Cavalerie nachgeschickt worden. Zu dieser bei uns unerhörten Neuigkeit gratulire ich euch, und bitte den Herren hohen und niedern See= und Landbedienten dazu Glück zu wünschen. Peter.

P. S. Nun ist mit Gottes Hülfe der Grundstein zum Anbau Petersburgs wohl vollkommen gelegt.

76. Auf Veranlassung der Kaiserin Elisabeth, der Tochter Peter des Großen, und durch den patriotischen Eifer ihres Kammerherrn Iwan Iwanowitsch Schuwalow, fing man an, die russische Geschichte aus den russischen Quellen selbst zu schöpfen. Aus dem Kabinet Peter des Großen, aus den eigenhändigen Aufsätzen dieses Monarchen, und was sonst davon in der Bibliothek bei der Akademie der Wissenschaften vorhanden war, trug man einen so ansehnlichen als ächten Vorrath von Materialien zur Lebensbeschreibung des russischen Helden zusammen. Aus diesem reichlichen Vorrathe vortrefflichster Materialien, sollte nun Voltaire die zuverlässigste Lebens= und Thatengeschichte Peter des Großen entwerfen.

Keine Kosten wurden gespart, diesem berühmten Schriftsteller Lust zur Verfertigung eines solchen Werkes zu machen. Zum Voraus schickte man ihm von der Kaiserin Geschenke von großem Werthe, die ganze Folge der russischen Medaillen in Gold geprägt, einen ansehnlichen Vorrath von kostbarem Pelzwerk, an auserlesenen Zobeln, schwarzen und grauen Füchsen rc.

Wie aber stutzte der Hof, als nach Jahr und Tag anstatt einer von dem berühmten Schriftsteller erwarteten vollständigen Geschichte des russischen Monarchen, ein mageres Gerippe unter dem Titel: Histoire de Pierre le Grand, Empereur de la Russie, par Voltaire, zum Vorschein kam, an welcher die geldgeizige Absicht des Verfassers nicht nur mehr als die Hälfte der ihm überschickten Materialien unterschlagen und zurück behalten, sondern auch an vielen Stellen seine eigenen Gedanken, den ihm aus den Quellen mitgetheilten Nachrichten

und Umständen gerade entgegen, eingeschaltet hatte. Mit Recht ärgerte man sich über diese Unvollkommenheit des Buchs, und vermuthete wahrscheinlicherweise die gierige Absicht des Herrn von Voltaire, bei Zurückhaltung so vieler brauchbarer Materialien, eine neue Ausgabe nach der andern, immer vermehrt und verbessert herauszugeben, und dadurch seinen Beutel mehr anzufüllen.

Der Kammerherr Schuwaloff berichtete ihm in einem sehr höflichen Schreiben den Empfang des endlich im Druck erschienenen Werkes, gab ihm aber auch zugleich drei an demselben bemerkte Hauptmängel, gleichsam nur fragweise zu verstehen, nämlich 1) Wie es käme, daß gar vieles von den ihm so reichlich zugeschickten Materialien theils gar nicht, theils in verkehrtem Sinne, und gerade den Originalnachrichten entgegen, vorgebracht wäre? 2) Warum keine einzige von den ihm mitgetheilten, so merkwürdigen Anekdoten mit im Werke vorkomme? und 3) warum so viele Namen vornehmer Personen und Oerter ohne Noth so verstümmelt worden, daß man sie nach der ihm beliebten Benennung im Französischen fast gar nicht wieder kenne, als Scheremetu anstatt Scheremetoff, Tschernischu für Tschernischeff 2c. Diese letztere Frage hatte der damalige Rath und Subbibliothekar, Herr Taubert, der auch selbst viel Stoff zur Geschichte Peter des Großen aus russischen Büchern und Handschriften zu diesem Werke geliefert hatte, angegeben.

Voltaire schrieb in Antwort auf die erste Frage: er sei nicht gewohnt, blindlings nachzuschreiben, was ihm angegeben werde, sondern, da er selbst mit zuverlässigen Nachrichten versehen sei, seine eigenen Gedanken mit anzubringen. Auf die zweite Frage antwortete er: er erkenne den Werth der ihm mitgetheilten Anekdoten sehr wohl: sei aber in seiner Geschichte Peter des Großen noch nicht an die Partikularitäten, und folglich noch weniger an die Anekdoten gekommen. Zur Beantwortung des dritten Vorwurfs sagte er: Ce que regard l'estropement des noms propres, il me semple que c'est un Allemand, qui me fait ce reproche. Je lui souhaite plus d'Esprit et moins de Consonans. Auf deutsch: „Was die mir schuld gegebene

Verstümmelung der Personen- und Ortsnamen anbelangt, so glaube ich, der mir diesen Vorwurf gemacht hat, müsse wohl ein Deutscher sein. Dafür wünsche ich ihm mehr Verstand und weniger Consonanten." Und damit ging er über die Beantwortung der vorgelegten Fragen hinweg.

77. Im Juni 1698 kam Peter über Dresden nach Wien, und sprach daselbst den Kaiser Leopold. Eben war er im Begriff, nach Italien zu reisen, als ein von seiner Schwester Sophie zum drittenmal erregter Aufruhr seine Gegenwart in Moskau nöthig zu machen schien. Diese unruhige, ehrsüchtige Dame konnte es ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er sie in ein Kloster gesperrt hatte. Da nun besonders das Militär, und hauptsächlich die Strelitzen, mit Peters Reformen unzufrieden waren, so benutzte sie diese Unzufriedenheit durch geschickte Unterhändler, um einen Aufstand zu erregen.

Die Strelitzen waren ein Korps von vierzigtausend Mann, und die erste stehende Militz in Rußland, welche vor etwa mehr als hundert Jahren Iwan der Große aus dem niedern und höhern Adel, zur Sicherheit für die Person des Zaren und der Residenz, errichtet hatte. Sie genossen außerordentliche Freiheiten, von denen sie, wie die Janitscharen in Konstantinopel, den empörendsten Mißbrauch machten, wenn sie sich beleidigt glaubten. Mehrmals schon waren sie dem Zaren selbst furchtbar geworden. Sie hingen fest an alten russischen Sitten, widerstrebten hartnäckig strenger Kriegszucht, und fochten im Felde unregelmäßig in einzelnen Haufen. Aufgebracht über den Vorzug der auf fremden Fuß eingerichteten und von Fremden befehligten Regimenter, mit Abscheu erfüllt gegen alles Ausländische, welcher durch geflissentlich ausgebreitete Gerüchte, als wolle Peter den alten Glauben ausrotten, und den römisch-katholischen mit Gewalt einführen, auf das Höchste getrieben ward; und von der Furcht eingenommen, daß sie bald ihre Einrichtung verlieren, und auf den Fuß der verhaßten ausländischen Truppen würden gesetzt werden, konnten sie von ehrgeizigen unruhigen Köpfen zu einer gewaltsamen

Veränderung der Regierung leicht verführt werden. Sophie gründete auf die Unzufriedenheit der Strelitzen den Plan, sich aus dem Kloster auf den Thron zu schwingen. Verschiedene Große des Reichs hingen ihr an, und brachten die schlimmsten Gerüchte unter den Strelitzen in Umlauf. Auf einmal, man weiß nicht woher, läuft die Nachricht herum, Peter sei todt und nun bricht das Feuer in hellen Flammen aus.

Schon lange war des Zars Seele mit Widerwillen gegen jenes fürchterliche Korps erfüllt; jetzt stieg sein Zorn auf's Aeuerste. Er sah es deutlich voraus, daß ohne Demüthigung oder Vernichtung desselben sein großer Plan nicht würde ausgeführt werden können. Schleunigst reiste er durch Polen nach seinem Reiche zurück, um die Rebellen zu züchtigen. In dem Flecken Rava lernte er den König August von Polen kennen, und fand mehr Wohlgefallen an ihm, als an irgend einem andern Fürsten. Die Gesellschaft war die lustigste, man trank Brüderschaft und vergaß aller Sorgen. Um seine besondere Stärke zu zeigen, hieb August einem polnischen Ochsen mit einem Streiche den Kopf ab. Peter bat um den Säbel, der so gut hieb, mit den Worten: „Ich will die Kunst an den russischen Köpfen versuchen."

Am vierten September kam Peter in Moskau an, und hielt ein schreckliches Blutgericht über die Rebellen. Den Aufruhr selbst hatte der General Gordon, ein Schotte, bereits gedämpft. Er war den Rebellen mit zehntausend Mann entgegen gegangen, und hatte sie nach einem harten Gefechte durch das Feuer seiner Kanonen überwunden. Dreitausend waren geblieben, und über tausend in Ketten gelegt worden. Schreckliche Verhöre mit Knute und Folter begannen nach Peters Ankunft; allein die meisten blieben stumm und standhaft bis zur Todesqual. Dies steigerte den schrecklichen Jähzorn des Zars auf's Höchste, und er strafte jetzt mit einer Härte, die dem Vorwurf der Grausamkeit nicht entgangen ist. Ueber tausend Menschen wurden gerädert, gespießt, geköpft oder nach abgehackten Armen und Beinen, wie ein Stück Vieh hingeworfen. Der Patriarch Adrian,

forderte den Zar, mit dem Marienbild in der Hand, zur Barmherzigkeit auf. „Mische Dich nicht, sagte er zu ihm, in Dinge, die nicht Deines Amts sind!“ Um das Kloster, in welchem Sophie wohnte, wurden an zweihundert Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hingen, und ihrem Fenster gegenüber knüpfte man die drei auf, die sie schriftlich gebeten hatten, die Regierung zu übernehmen. Jeder derselben bekam ein Blatt in die Hand, und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Ansehen eines Darreichenden erhielt. Sophie wurde ebenfalls körperlich gezüchtigt, und Peters Unwille über dieselbe war so groß, daß nur ein Kammermädchen, das sich dazwischen warf, und: „Es ist Deine Schwester!“ rief, ihm das Schwert, womit er sie tödten wollte, aus den Händen wand. Sie wurde aber fortan so scharf bewacht, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Das Korps der Strelitzen ward nach den äußersten Grenzen des Reichs verwiesen, und dergestalt unter die andern Regimenter vertheilt, daß man von ihnen nichts Gefährliches mehr zu befürchten hatte.

78. Weil der Abscheu vor Ausländern den Absichten des Zars eines der größten Hindernisse entgegen setzte, so glaubte er, die äußerlichen Merkmale, wodurch seine Unterthanen sich vor jenen auszeichneten, abschaffen zu müssen. Er machte daher bekannt, daß jeder, der von ihm besoldet würde, oder der Zutritt bei ihm zu erhalten wünschte, in ungarischer, das heißt deutscher Tracht erscheinen sollte. Damit jeder das Maaß genau erführe, so wurden an den Stadtthoren Muster von der neuen Kleidung aufgehängt. Zu eben der Zeit wurde auch den Bärten der Krieg angekündigt. Der Aberglaube herrschte aber damals in Rußland so sehr über den Verstand, daß man die größte Kleinigkeit für eine Todsünde hielt; dahin gehörte nun besonders das Abscheeren der Bärte und die neumodischen Kleidertrachten. Selbst die Mitglieder des Magistrats konnte der Monarch nicht dahin bringen, sich rasiren zu lassen, und Kleider nach ausländischem Schnitt zu tragen. Indessen so unangenehm ihm dieser Starrsinn sein mußte, so wollte er sie doch nicht gleich anfangs zu diesen

Neuerungen zwingen. Inzwischen wünschte der Fürst Menschikoff, einer von Peters Lieblingen, den Monarchen am Osterfeste durch seine umgestalteten Magistratspersonen zu überraschen. Er hatte für sie alle vollständige deutsche Kleider machen lassen, und den Abend vor Ostern, kurz vor Anfang der Frühmesse ließ er alle Glieder des Magistrats zu sich kommen und sagte ihnen: der Zar habe ausdrücklich den Befehl gegeben, sie sollten entweder deutsche Kleider anziehen und den Bart abscheeren lassen, oder sich zur Abreise nach Sibirien fertig machen. Die Kibitken (Wagen), hieß es, stünden bereit sie aufzunehmen, ohne daß man ihnen Zeit lassen würde, von ihren Weibern und Kindern Abschied zu nehmen.

Als der Fürst diese Schreckensworte gesprochen hatte, fingen sie an zu weinen und zu schluchzen. Sie gebehrdeten sich wie die unglücklichsten Menschen, sie fielen auf ihre Kniee, baten um Schonung und versicherten, daß sie lieber ihre Köpfe als ihre Bärte, und mit ihnen das Ebenbild Gottes verlieren wollten.

„Eure Köpfe sollt Ihr nicht verlieren! antwortete Menschikoff, die Ukase des Zars verbannt Euch blos nach Sibirien, wenn Ihr Euch länger seinem Willen widersetzen wollt. Die Kibitken stehen bereit, und Ihr braucht Euch nur hinein zu setzen.“ Auf Menschikoff's Befehl kamen einige Soldaten herein, welche Anstalt machten, die Mitglieder des Magistrats nach den Kibitken zu führen. Ihr Vorurtheil war so groß, daß sie lieber in's Elend reisen, als ihre Bärte verlieren wollten. Als man sie aber aus dem Zimmer nach dem Hofe fortführte, kam der Jüngste von Ihnen, aus Liebe zu seiner Gattin, auf andere Gedanken, und unter Strömen von Thränen rief er aus: „Es geschehe der Wille des Himmels!“ Der Bart wurde ihm abgeschoren. Als die andern dies sahen, so erwachte auch bei ihnen die Neigung zu ihren Weibern und Kindern, und sie folgten nach der Reihe dem Beispiel ihres Kollegen. Während dieser Ceremonie suchte Menschikoff zu ihrer Beruhigung alle möglichen Trostgründe hervor, um ihnen zu beweisen, daß sie dadurch keine Sünde begingen.

Die Frühmesse war angegangen, und der Monarch befand sich in der Kirche. Menschikoff begab sich ebenfalls dahin, wo er die neugeformten Magistratspersonen hinter den Zar stellte. Der Zar erkannte sie nicht eher, als bis sie ihm der Fürst als Glieder des Stadtmagistrats vorstellte. Da äußerte der Zar über diese Verwandlung seine Freude; er ging zu ihnen und küßte jeden mit den gewöhnlichen Osterworten: „Christus ist auferstanden." Er dankte ihnen, daß sie ihn an diesem Festtage so sehr erfreut hätten. Einen nach dem andern drehte er herum und rief aus: „Ei, was für junge hübsche Bursche sie geworden sind! seht doch, sind die wohl so, wie sie ehemals waren!" Sie wurden darauf zur Tafel geladen, und der Zar trank selbst auf ihre Gesundheit.

Seit diesem Vorfalle verloren sich die langen Bärte nach und nach, und die morgenländische Nationaltracht wich allmälig der ausländischen Bekleidungsmanier. Andere Speisen, als die bisher im Norden gewohnten, erschienen auf der Tafel der Großen. Die Damen blieben nicht mehr, wie die Austern in ihren Schalen, auf ihre Wohnhäuser eingeschränkt; sondern traten in gesellschaftliche Zirkel ein, und erhöheten durch ihre Gegenwart die Vergnügungen der Männer.

79. Peter der Große ließ im Jahre 1697 eine Gesandtschaft von vierhundert Personen nach Königsberg abgehen, und im Gefolge derselben befand er sich selbst unter dem Titel eines Großkommandeurs, worunter er sich eine Würde auf seiner Flotte dachte. Friedrich, damals noch Churfürst, war schon früher in Königsberg angelangt, und hatte mit gewohnter Prachtliebe alles aufgeboten, um sich der Gesandtschaft im höchsten Glanze zu zeigen, und ihr jeden möglichen Beweis seiner Achtung zu geben. Er empfing sie auf dem Throne sitzend, in einem Kleide von rothem Sammt mit goldenen Knöpfen, die so reichlich mit Diamanten besetzt waren, daß jeder dieser Knöpfe auf dreitausend Thaler geschätzt wurde, und auch der Hut, den er blos dann abnahm, wenn er seinen und Peters Namen hörte, war reichlich mit Diamanten geschmückt Die russische Gesandt-

schaft gab ihm den Titel Majestät und fügte sich ganz in das Ceremoniel, das nach dem Muster desjenigen, welches damals am Hofe Ludwigs XIV. herrschte, durch den brandenburgischen Ceremonienmeister von Beßer angeordnet war.

Die ganze russische Gesandtschaft gab einen sehr malerischen Anblick. Es waren im Gefolge derselben vier Zwerge mit großen Perücken, Tataren in ihrer eigenthümlichen Nationaltracht mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und russische von Petern gebildete Soldaten von schönem Körperbau und ansehnlicher Größe, die in völliger Uniform, den Hut unter dem linken Arm, die Geschenke für den Churfürsten auf das Schloß trugen. Die Gesandten selbst hatten lange Unterröcke von Goldstoff, Oberröcke mit kostbarem Pelzwerke gefüttert, lange Bärte, beschorne Köpfe, und Pelzmützen mit Federbüschen geschmückt.

80. Am meisten zog indessen der Zar selbst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er war als Seemann größtentheils in den Unterkleidern eines Matrosen, und trug an einem vierfachen ledernen Gehänge, das ihm über die Schulter hing, einen mit Eisen beschlagenen Säbel. Er wohnte in einem Gartenhause am Pregel, auf dem er sich häufig mit Spazierengehen belustigte, und an seinen Händen waren, weil er schon an dem Boote, auf dem er spazieren fuhr, manches nach seinem Sinne selbst einrichtete, oft die Ueberreste von Pech kenntlich. Die Heftigkeit, womit er jeden ihm neuen oder ihn interessirenden Gegenstand in die Hände nahm, charakterisirte den rohen, die Schnelligkeit, womit er sich jeden Begriff eigen machte, den großen Mann, und kleine Gefälligkeiten wurden von ihm oft durch große Geschenke belohnt.

Der Ceremonienmeister von Beßer war zuerst vom Churfürsten abgesandt worden, um den Zar zu bewillkommnen. Man trug damals am brandenburgischen Hofe Allonge-Perücken von seltener Größe, die aus Paris kamen und bis dreihundert Thaler kosteten. Mit Befremden sah Peter den Hauptschmuck des ihn bekomplimentirenden Ceremonienmeisters, nahm ihm schnell die Perücke vom Kopfe,

setzte sie sich auf, trat vor den Spiegel, machte ein Gesicht voll Unwillen und Spott, warf die Perücke schnell in den Winkel, die Beßer hervorholte, aufsetzte, und damit die Begrüßüng beendigte.

81. Oft ganz allein, und nur vom Dolmetscher begleitet, ging Peter durch die Straßen von Königsberg, und sah es ungern, wenn ihn die Leute kannten. Emaillirte Uhren waren damals gerade erst bei den Damen Mode geworden. Er begegnete einst einer Dame mit einer solchen Uhr, die seine Aufmerksamkeit reizte. „Stehe still!" rief er ihr zu. Die Dame blieb erschrocken stehen; er nahm ihr die Uhr von der Seite, öffnete, besah sie, und gab sie ihr mit einer Verbeugung wieder zurück.

82. Der Churfürst selbst und dessen, durch Vorzüge des Geistes und Körpers ausgezeichnete Gemahlin, Sophie Charlotte, wurden von dem Zar mit Freundschaft und Achtung behandelt. Oft speisten die drei fürstlichen Personen allein mit einander, und der Dolmetscher stand alsdann hinter Peters Stuhle. Einer der churfürstlichen Domestiken ließ einst während einer Mahlzeit einen Porzellainteller auf die Steinfließen am Kamin fallen. Peter hielt dies, wie er nachher gestand, für ein Signal, welches Verschworenen gegeben würde, sprang auf, zog den Säbel, und konnte nur mit Mühe gehindert werden, den Bedienten niederzuhauen. Er forderte, daß dieser Mensch, weil er ihn erschreckt habe, gepeitscht werden sollte; und um ihn zu besänftigen, wurde ein Verbrecher, von dem man ihm sagte, daß er dieser Bediente sei, gestäupt.

83. Auf seinen Reisen verabsäumte Peter nichts, um sich eine Sammlung von Seltenheiten aus allen drei Reichen der Natur zu verschaffen. Als er das Naturalien-Cabinet in Kopenhagen besuchte, bemerkte er unter andern Seltenheiten eine Mumie von seltener Größe. Nachdem er sie genau besehen hatte, verlangte er sie von dem Inspektor, der ihm aber antwortete, daß er nur Aufseher wäre, und ohne Genehmigung des Königs, dem er den Wunsch des Kaisers kund machen würde, auch nicht die geringste Kleinigkeit veräußern dürfe.

Der König, welcher den Werth der Mumie kannte, und wußte, daß in ganz Deutschland nicht eine einzige von dieser Größe existirte, trug seinem Intendanten auf, sie dem Zar so höflich als möglich, und mit aller Schonung, die er dem Range desselben schuldig wäre, abzuschlagen.

Der Zar kam wieder zu dem Aufseher, und als er erfuhr, daß der König nicht geneigt wäre, ihm zu willfahren, entfernte er sich plötzlich, aber sehr aufgebracht, und entschlossen sich zu rächen. Einige Tage vor seiner Abreise aus Kopenhagen ging er auf den Thurm, in dessen Nachbarschaft das Naturalien-Cabinet war, ließ den Aufseher kommen und sagte ihm, daß noch einige Seltenheiten übrig wären, die er zu sehen wünschte. Er that auch wirklich, als wenn er einige Merkwürdigkeiten des Cabinets aufmerksam betrachtete; als er aber zu der Mumie kam, so sagte er: „Also kann ich sie nicht bekommen?" Der Aufseher entschuldigte sich von neuem, und bezeigte ihm sein Bedauern, daß er ihm zu willfahren außer Stande wäre. Darauf ergriff der Zar wüthend die Mumie, riß ihr die Nase ab, verunstaltete und verstümmelte sie, und ging weg mit den Worten: „Nun könnt ihr sie ohne Nase behalten; ich finde sie nicht mehr so kostbar."

84. Als Peter bei seiner Zurückkunft nach St. Petersburg erfuhr, daß ein russischer von Adel seine Schuldigkeit nicht gethan hatte, wurde er entsetzlich aufgebracht, ließ ihn sogleich fordern, vermuthlich um ihm nach gewöhnlicher Weise aufzuwarten — mit einer Tracht Stockprügel. Unterwegs dachte dieser auf Mittel, das Ungewitter abzuleiten. Er trat in das kaiserliche Zimmer, ohne furchtsam zu scheinen, und hielt blos ein Tuch an der Backe. Als ihn der Kaiser gewahr ward, lief er mit aufgehobenem Stocke auf ihn zu; wie er aber das Tuch sah, fragte er: „Was fehlt dir?" „Ew. Majestät," versetzte der Edelmann, „seit gestern hab' ich so heftige Zahnschmerzen, daß ich fast von Besinnung komme." Bei dem Worte Zahnschmerzen senkte sich der Arm und der Stock des Kaisers allmählig nieder; in weniger als einer Minute waren seine Augen weniger fürchterlich: er fragte, ob der Zahn hohl wäre? „Nicht ganz," antwortete der

Edelmann, „aber er ist sehr schadhaft und verursacht mir öfter die heftigsten Schmerzen.“ „Man bringe mir meine Instrumente,“ versetzte der Zar; „setze dich, ich will dich von dem Uebel und von dem Zahn befreien. Er zog ihm denselben, etwas hart freilich, doch glücklich heraus. Der Edelmann dankte ihm ganz ergebenst für die Gnade, und nun erst warf ihm Peter sein Vergehen vor. Der Schuldige hielt es nicht für klug, sich zu rechtfertigen, sondern fiel seinem Herrn zu Füßen, und bat um Vergebung. Dieser ließ es bei einem derben Verweise bewenden, und schickte ihn ohne weitere Strafe fort.

85. So glücklich wie dieser Edelmann war ein Officier, Namens Matwei Alsusieff nicht. Er wurde bei Petern als Uebertreter einer Ordre angeklagt. Dieser ließ ihn nach seinem Palaste fordern, aber er entschuldigte sich mit wirklichen Zahnschmerzen, welche ihn nöthigten, zu Hause zu bleiben. Der Kaiser ließ ihm zum zweitenmale sagen, daß er ungesäumt kommen sollte, er wolle ihn heilen. Der Schuldige erschien. Peter befahl ihm, sich auf den Fußboden niederzusetzen und ihm den hohlen Zahn zu zeigen; statt dessen faßte er aber einen gesunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß er den armen Alsusieff dreimal von der Erde aufhob. Endlich brach er den Zahn ab, schickte den Patienten nach Haus und sagte: „Nun bist du genug bestraft.“

86. Peters Gedanken über den Punkt, daß ein Regent sparen müsse, äußerten sich einst bei einem Gespräche über die Sparsamkeit, wo er seine geflickten wollenen Strümpfe zeigte, deren noch ein Paar in der akademischen Kunstkammer in Petersburg aufbewahrt werden. Einer von der Gesellschaft meinte nämlich, der Zar könne auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen. „Warum,“ fiel ihm Peter in die Rede, „sollt' ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein ganzes Jahr tragen kann, wenn sie geflickt sind?

87. Als Peter auf seiner Reise nach Holland einige Tage den Pyrmonter=Brunnen trank, bat ihn der damalige Graf von Waldeck zu einer Mittagsmahlzeit auf sein neuerbautes Schloß Arolsen. Der

Graf beeiferte sich, durch eine überaus prachtvolle und kostbare Tafel seinem hohen Gaste von dem Geschmacke eines regierenden Reichsgrafen eine hohe Idee beizubringen, und führte alsdann den Zar im Schlosse herum, um ihm auch seinen Geschmack im Bauen zu zeigen. Er fragte darauf den Monarchen, wie ihm das Schloß gefiele? — „Die Lage," antwortete Peter, „ist sehr angenehm, der Bau groß und trefflich, aber bei allem dem bemerke ich einen großen Fehler." Der Graf bat ihn, denselben anzugeben, und erhielt von seinem Gaste, der die Besitzungen eines Grafen von Waldeck wohl kannte, die Antwort: „Die Küche ist zu groß."

88. Die Liebe war, wie bei vielen großen Männeru, auch bei dem Zar Peter eine seiner Schwachheiten; sie zerstreute ihn zuweilen, aber nie richtete sie seine Zeit oder seine Finanzen zu Grunde. Madame Croff aus England, die schwedische Gräfin Hamilton, Mamsell Cramer und viele andere, welche seine Sinnlichkeit reizten, hatten eben nicht Ursache, seine Großmuth und Freigebigkeit zu rühmen. Da Anna Iwanowna Mons sich gegen Menschikoffs Anträge nicht gefällig bezeugte, so verunglimpfte er sie bei dem Monarchen, und die Schöne mußte sich bequemen, alle Kleinodien und Geschenke wieder herauszugeben, die sie von demselben empfangen hatte. Er war eben nicht ekel in der Liebe, wenn man nach einem Gemälde urtheilen will, welches lange nach seinem Tode zu Peterhof aufgehängt war, wo er als ein holländischer Bauer, auf einer Tonne sitzend, eine dicke Magd im Arm, abgebildet war. Man erzählt, daß er einmal von einem holländischen Gärtner verfolgt wurde, der ihn mit einer Hacke von einer jungen Arbeiterin wegjagte, die er bei ihrer Arbeit hinderte. Zu seiner Entschuldigung kann man sagen, daß er zu dieser Art von groben Vergnügungen durch seine Günstlinge gezogen wurde, die weder auf die kaiserliche Würde, noch auf das öffentliche Urtheil Rücksicht nahmen.

In Holland bekam Peter und sein ganzes Gefolge eine galante Krankheit. Diese Liebeswehen wurden der entfernte Keim seines Todes, denn sie verursachten ihm eine Verhaltung des Urins und den

Stein, oder entwickelten doch den Keim dieser beiden Krankheiten. Er vertraute sich in Leiden dem größten Arzte jener Zeit, Börhave, der aber an dem schlechten Erfolge der Kur keine Schuld trägt. Denn außerdem, daß Peter sich der Diät, welche ihm dieser berühmte Arzt vorschrieb, nicht unterwerfen wollte, so unterbrachen die Schmerzen der Krankheit seine Ausschweifungen keinen Augenblick.

Im Anfange des Jahres 1723 empfand Peter die heftigsten Schmerzen in der Blase, woraus zuletzt eine Verhaltung des Urins entstand. Anfangs ließ er es sich nur gegen einen seiner Bedienten merken, der sich an einen Quacksalber aus Brabant von seiner Bekanntschaft wendete, welcher sich damals gerade in Petersburg aufhielt. Dieser Fremde gab einige Palliative, womit der Zar sich begnügte.

Im Anfange des Sommers 1724 wurde das Uebel ärger als vorher. Jetzt wurde der Doctor Blumentrost gerufen; da dieser aber sah, daß die Krankheit bedenklich wäre, so verlangte er die Zuziehung des Doctors Bidloo aus Moskau. Einige Wochen kam er nicht aus dem Zimmer des Zars. Der Apotheker Lipholb und der Wundarzt Paulson verfertigten immer Klystiere und erweichende Umschläge. Der Engländer Horn, ein geschickter Operateur, hatte zweimal bei dem Zar den Katheter gebraucht, aber nicht mehr als ein Glas Urin dadurch abgezogen. Peter hütete das Bette vier Monate hinter einander. Im September hatte man einige Hoffnung zur Genesung, die Schmerzen wurden gelinder, und er fing an, sein Wasser zu lassen. Mitten in der Wiedergenesung glaubte er sich außer Gefahr, und im Stande, seine gewöhnlichen Reisen machen zu können, um die angefangenen Arbeiten zu besehen. Plötzlich gab er Befehl, eine Jacht auszurüsten, und auf der Newa vor den Palast zu fahren. Dies geschah in den ersten Tagen des Octobers. An einem schönen Morgen ließ er dem Doctor Blumentrost sagen, er solle mit seinen Arzneien und mit den Leuten, die er nöthig zu haben glaube, an Bord kommen, um ihn nach Schlüsselburg zu begleiten, wo er die Arbeiten am Ladogakanal untersuchen wollte. Blumentrost eilte herbei, und

bat den Zar auf's Dringendste, sich noch einige Zeit ruhig zu halten; aber alle Vorstellungen waren vergebens. Er ging daher zu seinem Feldapotheker, und nahm auf alle Fälle den Wundarzt Paulson mit.

Die Reise ward ohne Verzug angetreten, und als der Zar die Arbeiten am Kanal untersucht und seine Befehle ertheilt hatte, ging er nach der alten Stadt Ladoga, und von da nach Novogorod, hierauf nach Stara, Russa, am äußersten Ende des Ilenensees, um die Ausführung seiner neuen Befehle bei den Salzwerken, zum wohlfeilern Transport des Brennholzes, zu beobachten. So brachte er den größten Theil des Monats October zu. Als sich hierauf die Witterung änderte, fingen die Schmerzen von neuem an. Den fünften November kam er nach Petersburg zurück; allein statt sich in seinem Palaste ruhig zu verhalten, ging er nach Lachta. Hier sah er, daß ein kleines Schiff, welches mit Soldaten und Matrosen von Kronstadt kam, strandete, und den Winden preis gegeben war. Er schickte eine Schaluppe mit Leuten zu Hülfe, um es wieder flott zu machen. Als er sah, daß man seinen Befehl zu langsam ausrichtete, warf er sich in eine Schaluppe, um selbst Hülfe zu leisten, wobei er bis an den Gürtel im Wasser wadete, und sehr zufrieden darüber zurückkehrte, daß er zwanzig Menschen das Leben gerettet hatte. Die Nacht brachte er in Lachta zu, entschlossen, den andern Morgen sich nach Systerbeck zu begeben, aber eine schreckliche Schlaflosigkeit und Reißen im Unterleibe, die Zeichen eines vollkommenen Rückfalls, nöthigten ihn nach Petersburg zurück zu kehren. Am Ende Dezembers wurde das Uebel ärger, und eine nahe Entzündung stand zu befürchten.

Der Leibarzt Blumentrost verlangte von der Kaiserin die Zusammenberufung aller petersburgischen Aerzte. Man schickte eine Beschreibung der Krankheit an den russischen Minister in Berlin und an den im Haag, um die Meinungen der damaligen berühmtesten Aerzte Stahl und Börhave einzuholen.

Am heil. Dreikönigstage ließ der Kaiser, ohne sich besser zu be-

finden, seine Garderegimenter auf der Newa die Revue passiren. Da das Wasser angeschwollen war, so überlief es das Eis; beinahe eine halbe Stunde blieb er hier mit den Füßen im Wasser stehen. Von diesem Augenblicke an ward das Uebel immer ärger. Endlich starb er, nach ausgestandenen unbeschreiblichen Schmerzen, am 8. Februar 1725, nicht mehr als 53 Jahr alt. Die Konsultationen aus Berlin und Leiden waren noch nicht eingegangen. Als man den Leichnam öffnete, fand man die Theile, welche die Blase umgaben, vom kalten Brande angegriffen, und den Magenmund so verhärtet, daß man ihn mit keinem anatomischen Messer durchschneiden konnte. Börhave scherzte auf Kosten der petersburgischen Fakultät, indem er sagte, man hätte den Zar mit einer Arznei für fünf Copeken heilen können. Die russischen Aerzte schoben alle Schuld auf das Zutrauen des Zars zu dem brabantischen Quacksalber und auf seine nachherigen Unbesonnenheiten. Der Brabanter, der die Folgen dieser Untersuchung fürchtete, verschwand, ohne daß man je erfahren hat, was aus ihm geworden ist.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Bleistiftstriche

För

Historische Anekdoten von Regenten und Feldherrn

Stuttgart 1855